Phil. Fs. Ph. pr. 709 56

~~42 pm.~~

[Keller]

R

# Katholikon.

---

## Für Alle

### unter jeder Form

### das Eine.

---

Aarau 1824.

Bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# 1. Welt.

Das uferlose All, das wir mit dem Worte Welt bezeichnen, ist für Menschen ein Gegenstand des Nachdenkens, den sie nie erschöpfen werden. Ihre Phantasie und ihr Vorstellungs-Vermögen werden immer im unendlichen Abstande hinter diesem großen Ganzen zurückbleiben. Oder wessen Gedanken werden nicht versiegen, wenn er über sich Millionen Sonnen und Wandelsterne denkt und zum Theile sieht, die in ewig geregelten Bahnen durch einander sich bewegen, und wenn er sich die Erde, der er zur Zeit noch angehört, nur als einen Tropfen im Ozean vorstellt! —

Die Welt ist kein Aggregat einzelner, neben einander bestehender Dinge; nein, sie ist ein nach allen seinen Theilen verschlungenes, in einander greifendes, von einem Quellpunkt ausgeschlossenes, und nach allen Seiten hin durch wechselseitigen Einfluß beseeltes Ganze. Da ist alles nur Eins; überall ist heilige Ordnung und innige Verwandtschaft sichtbar; überall Alles in ewiger Wechselwirkung; die Millionen Sonnen und Wandelsterne stehen mit einander in wunderbarer Verbindung, so weit sie auch von einander getrennt erscheinen; aus namenlosen Fernen wirken sie auf einander unaufhaltsam nach unabänderlichen Gesetzen, die sich freilich der kurzsichtige Mensch nicht zu erklären vermag. Nur der Mensch, der gedankenlos vor sich hinstarrt, kann das Einwirken der Sonne, des Mondes auf unsere Erde mißkennen. Können wir nicht anderwärts wenigstens dunkel ahnen, was wir hier mit Augen sehen? —

Wie lieblich und treffend hat sich Bronner darüber ausgesprochen?

O seht durch's blaue unendliche Meer
Die Sonnenbälle zerstreuet,
Und wißt, daß um jeden funkelnden Ball
Ein Heer von Welten sich reihet!
Die dunkeln Erden umschwimmen ihr Licht
In leitenden Strahlgeweben,
Wie kräftige Junge den Mutteraar
In schönen Kreisen umschweben.
Versucht es der Geist im muthigsten Schwung
An's Ende der Schöpfung zu fliegen,
So muß er ermattet, wie weit er auch dringt,
Im Weltengewimmel erliegen.
Da findet er weder Ufer noch Grund
Des nirgends endenden Meeres;
Des Ewigen Werke begrenzet kein Raum,
Das All umarmet kein Leeres.

Wenn von Planeten, die um ihre Sonnen her schweben, und von ihnen Licht borgen, wenn über ihre Zahl, Größe, Entfernung die Rede ist: da fehlen uns Worte und Zahlen, und unsere Blicke sind zu schwach, den Mittelpunkt, die größere Sonne, um welche sich Alles dreht, zu entdecken. Wir können hier nur ahnen; aber was uns zur Zeit noch als dunkle Ahnung umweht, wird uns einst, wenn sich dort auf höherm Standorte unser Gesichtskreis erweitert, als Wirklichkeit umglänzen.

Das Weltall erscheint dem denkenden Menschen so recht als ein unermesslicher Gottestempel, von dessen zahllosen Hallen keine einzige ohne Anbeter ist. Die ganze durch alle Gestirne zerstreute Geisterwelt vereinigt sich zur Anbetung des Unendlichen. Das empfindsame Herz wird lieblich und kräftig durch die umfassende Vorstellung angesprochen, daß mit der bewußtlos wirkenden Natur die unendliche Reihe der Entwickelungen beginne, und mit dem

Geisterreiche sich schließe. Dadurch erhalten die Worte Jesu ihre richtigste Deutung, als er einst das Weltall im gefälligen Bild eines Vaterhauses, in welchem viele Wohnungen sind, darstellte. O ja, jeder Stern, der dort im Meere des Himmels schwimmt und funkelt, ist Wohnung im großen Vaterhause, ist Aufenthalt verklärter Geister; auf jedem sind dem himmlischen Vater seine Kinder nahe.

Die Welt, so unermesslich sie ist, und so viel Herrliches in ihr überall zum Vorschein kömmt, war doch, was sogar unsere Vernunft begreift, nicht gleich anfangs ein fertiges und vollendetes Ganze; alle in ihr begriffenen Theile und Gegenstände gelangten nicht zumal und unabhängig von einander zum Daseyn; sondern es fand eine allmählige Entwickelung derselben aus einander, und eine zusammenhängende Stufenfolge vom Unvollkommenen zum Vollkommenen statt. Dieser Bildungsgang ist in der ganzen Natur sichtbar; überall ist fortgehende Entfaltung. Kein Theil und keine besondere Stufe der Entwickelung des Ganzen kann ohne Beziehung zu den nächst vorhergehenden und folgenden für sich begriffen werden.

In der Natur ist keine Lücke; alles in der Welt hängt wie eine unendliche Kette zusammen; das tiefste Glied dieser Kette ist mit dem obersten in Verbindung; das Staubkörnchen ist mit der Sonne, der Wurm, welcher sich unter dem Fuß des Wanderers krümmt, mit dem Engel verwandt. Das Größte besteht nicht ohne das Kleinste, das Höchste nicht ohne das Tiefste. Die Zwischenräume, und was sie ausfüllt, übersieht freilich unser blödes Auge nicht; die wunderbar verschlungenen Fäden, die alle Theile des unermesslichen Ganzen zusammenhalten, sind so tief angelegt, daß wir sie nicht wahrnehmen können: aber so viel begreift doch unsere Vernunft ohne sonderliche

Anstrengung, daß umfassende Verbindung da seyn müße, wo ein so herrliches, geordnetes Ganze besteht.

Ueberall, wohin wir immer unsere Blicke und Gedanken wenden mögen, ist Kraft und Leben vorhanden; das Größte wie das Kleinste ist davon durchdrungen. Wir staunen über die Kraft, welche den großen Weltkörpern Schwung und Richtung giebt. Der Anblick des Mondes, wie er in bestimmten Zeiträumen und Bahnen um die Erde sich dreht, der Anblick unserer Erde und anderer Wandelsterne, wie sie regelmäßig um die Sonne sich schwingen, und die vernünftige Ahnung, daß diese Sonne mit zahllosen andern eine unendlich größere als Mittelpunkt des Universums umschwebe, bringt unsern beschränkten Geist ausser Fassung: aber ist die Erdscholle, der Wassertropfe, das Baumblatt, sind diese kleinen Welten, in welchen Millionen lebender Wesen hausen, die wir mit bloßem, unbewaffneten Auge oft nicht einmal zu sehen, viel weniger zu unterscheiden vermögen, weniger wunderbar, als die großen Welten, welche im unermesslichen Himmelsraume flammen? Können wir es besser und leichter begreifen, wie in der Milbe, einem kaum bemerkbaren Punkt, Leben sich regt, und wie in diesem Punkt ein Verein von Gliedern, Eingeweiden, und Sinneswerkzeugen statt findet, als wir uns den Verband, die Ordnung, die Wechselwirkung jener zahllosen flammenden Welten zu erklären im Stande sind? O im unendlichen Ozean des Seyns ist dem schwachen Sterblichen alles unbegreiflich, wenn er es wagt ins Wesen der Dinge einzudringen, und sich ihr Werden und Entwickeln zu erklären! Unser Unvermögen, unsere Geistesbeschränktheit wird uns fühlbar, wir mögen unsere Denkkraft am Weltall, oder am kleinsten Theile desselben üben. Das Werde des großen Ganzen, wie der einzelnen Theile, ist für uns in einen un-

durchdringlichen Schleier eingehüllt. Das Seyn selbst liegt offen vor unsern Augen da; aber die stets wiederkehrende Ausbildung zu neuen Gestalten, den ewigen Formenwechsel wird sich der tiefste, geübteste Denker nie genügend erklären. Ueber das Wie muß hier ein Newton seine Verlegenheit bekennen; hier ist allgemeine Grenze des Wissens für jeden Menschen, auf welcher Höhe des Geistes er auch stehen mag. Der größte Gelehrte begreift den ewigen Kreislauf der Verwandlungen nicht; das Wirken der geheimen Kraft, das er überall wahrnimmt, bleibt ihm ein tiefes Geheimniß. So viel sieht er wohl ein, daß schon im Saamenkörnchen die Möglichkeit des künftigen Gewächses mit allen seinen Formen liegen müsse; aber den Gang der Entwickelung vermag er nicht anzugeben, und sein Verstand steht still bei der Frage: wie es zugehe, daß sich der zarte Keim im kleinen Saamkorn allmählig zum hohen vielästigen Baume erweitern, der nach Jahrhunderten ein ganzes Thal überschattet? — Mensch, du begreifst nicht einmal das Werden eines Wurms, eines Grashalmes, und du wolltest es wagen, ein Meer von Unbegreiflichkeit zu ergründen!

Wie der Mensch gegen die Erde, so ist wieder unsere Erde gegen das Weltall nur ein Punkt; sie ist im unermesslichen Himmelsraume, was das Stäubchen, das im Sonnenstrahl sich dreht. Und doch wie groß erscheint uns schon die Erde! — Sie ist der Menschen allgemeines Vaterland, und schließt hundert große Völker in sich ein, die doch wieder in hundert Himmelsgegenden ein Volk und eine Kolonie nur sind. Ueberall sieht sich der Mensch von Wundern der Natur umflossen. Ueber seinem Haupte flammt die majestätische Sonne, die der Erde Licht und Wärme giebt. Mit Staunen nimmt er wahr, wie der Mond, so regelmäßig als beständig, die Erde

auf ihrer Bahn um die Sonne begleitet, und wieder durch seinen Flug um die Erde zur Eintheilung der Zeit nach Monaten Veranlassung wurde. Die Bewegung der Erde um sich selbst, und mehr noch ihr Lauf um die Sonne, ziehen ihn mit sanfter Gewalt hin zum Glauben an eine Macht und Weisheit, die über alle Vorstellung gehen, und Gefühle im Herzen aufregen, die sich mit keinen Worten ausdrücken lassen; dadurch wird ihm die allmählige Zu- und Abnahme des Lichtes, der wohl geregelte Wechsel der Tage und Nächte, der Jahrszeiten und der Witterung begreiflich. Alles, was er sieht: der Dunstkreis mit seinen mancherlei Erscheinungen; die Luft, die er einathmet; die Winde, welche die Wolken aus einem Lande in das andere führen; das feste Land von Menschen und Thieren bewohnt, für welche es Gewächse und Früchte aller Art erzeugt; die Quellen, Bäche, Flüsse, Seen und Meere, in welchen Millionen lebender Wesen Wohnung und Unterhalt haben ꝛc. alles nimmt seine Bewunderung in Anspruch, daß er sich mit Hölty in den Freudenruf ergießt:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf ein Mensch zu seyn!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Wahrlich, schon der Anblick der Erde allein, so ein kleiner Theil sie vom Weltall ist, setzt das Gemüth des Menschen in eine feierliche Stimmung, daß er tief bewegt und anbetend vor dem niedersinkt, der sie und alles durch sein Allmachtswort ins Daseyn rief. Er kann so viele Schönheiten der Natur um sich her nicht sehen, ohne darüber sein Wohlgefallen laut auszusprechen. Vom süßesten Wonnegefühl durchströmt, sagt er es sich, um seinem Herzen Luft zu machen, recht oft:

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt!
An Engeln fehlt's ihr nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.
Allein sie glänzt auch für die Tugend nur,
Der Unschuld ist sie schön;
Umsonst prangt paradiesisch die Natur
Den Augen, die nicht sehn.
Ach, jede Blume wird versengt und stirbt,
Auf die das Laster tritt;
Der schönste Reitz der blühenden Flur verdirbt
Schwarz unter seinem Tritt.

Huber.

So schön indessen die Erde ist, und so reichen Stoff sie dem menschlichen Geist zu frommen Betrachtungen anbietet; so ist sie doch im Grunde nichts weiter, als eine anmuthige Wiese zu unsern ersten Kinderspielen, sie ist die Mutter unsers ersten Lebens. Der Vernünftige greift darum nicht gar zu hastig nach Erdengut, und nach Erdenfreuden; seine Regel ist: beym Abbrechen einer Rose müsse man vorsichtig seyn, sonst stechen die Dornen. Er kennt höhere Güter, als die sind, um welche der Ehrgeitz buhlt, und die vergänglich, wie das Erdenleben, sind. Er weiß: wer für den Augenblick lebt, gehe mit dem Augenblick unter. Daher ist bei allem Getriebe irdischer Geschäfte, von denen er sich nie ganz loswinden, weder will, noch kann, sein Streben auf Höheres gerichtet. Er lebt für die Vergangenheit, nicht in der Vergangenheit; er ist in der Gegenwart so gegenwärtig, daß, wenn sie vergangen ist, er immer noch ihrer froh bleibt; er macht die Vergangenheit und Gegenwart zu einem Schatz für die Erinnerung; er lebt für die Zukunft, aber nicht in der Zukunft, und bedächtlich bestellt er in der Gegenwart seine künftige Erndte; er lebt der trostvollen Ueberzeugung, daß er einer höhern Ordnung der Dinge angehöre,

und kann ohne Qual ein Gut, eine Freude vermissen, deren Dauer nicht über das Grab hinausreicht.

Wer die Welt so ansieht, dem wird, wenn sein Erdenleben zum Ende sich neigt, nicht bange. Er denkt:

Die wahre Welt, in der wir leben,
Ist unser Herz. Was dieses in sich schließt,
Ist Wirklichkeit. Nur Traum ist alles Streben,
Nach dem, was draußen ist, und wie ein Dunst zerfließt.

Bouterweck.

Ihn kann die Todesstunde nicht überraschen, weil er weiß, im Sterben ändere man nur die Wohnung im großen Vaterhause. Er hält sich am Gedanken fest, mit dem einst Seneca Br. 102 einen zagenden Freund aufrichtete: **Dies, quem tanquam extremum reformidas, aeterni natalis est.** Wer wollte nicht gerne eine Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen vertauschen? — Zum Engel der letzten Stunde, den wir so hart Tod nennen, sagt J. Paul, wird uns der gütigste Engel zugeschickt, damit er gelind und sanft das niedersinkende Herz des Menschen vom Leben abpflücke, und es in warmen Händen, ungedrückt, aus der kalten Brust in das hohe wärmende Eden trage: und der Mensch sollte nicht heiter einem so lieblichen Wechsel entgegen gehen! In der Welt ist ja kein Tod, nur Tausch der Formen. Trage man uns zu Grabe; vertilgt ist die Spur des Daseyns nicht. Daseyn ist Wirken, und der ist nicht gestorben, wer in dauernden Wirkungen sein Daseyn über das Grab hinaus erweiterte; der ist nicht gestorben, der in ein höheres Leben versetzt ist. Wer, was man Tod nennt, fürchtet, kennt das wahre Leben nicht. Anstatt zu sagen: der entseelte Leichnam, und zu trauren, daß der Körper starrt, wäre es der Sache angemessener zu sagen: die entleibte Seele, und ihr Glück zu wünschen, daß sie frei ist. Der

vernünftige Mensch fürchtet nur, was seinen Zustand verschlimmert. Auf eine reichliche Aussaat folgt eine ergiebige Erndte; und wir sollten erbeben vor dem Erndtetage! wir sollten nach einem gut vollbrachten Erdenleben zagen, wenn uns der Vater hinüberruft zum bessern Seyn! Wenn alles um uns her die Formen wechselt: unser Geist ist eine Fackel, die nie auslöscht. Diese Fackel wird einst reiner lodern in des Himmels Reinheit. Wie die Natur nie rückwärts schreitet, und auch nie stille steht: so ists mit dem Menschen. Seinem Streben nach Vollendung ist keine Schranke gesetzt; sein Ziel liegt in der Unendlichkeit. Was sein Geist hier begonnen, muß er dort vollbringen. Jeder Schritt vorwärts auf dem Wege der Selbstveredlung ist Gewinn für eine andere Wohnung im großen Vaterhause. Wäre unsere Dauer blos auf die Erde beschränkt, dann wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten, und der leidenden Tugend.

Tod ist nirgends, am allerwenigsten im Reiche der Geister.

Bedenke das Kleinmüthiger, und
Wenn der letzten Hoffnung Schimmer dir sinkt,
Denk': über den Sternen, ein Leben noch winkt!

## 2. Mensch.

Der Mensch nach seiner körperlichen und geistigen Natur betrachtet, steht unter allen Erdbewohnern auf der höchsten Stufe, und findet nirgends seines Gleichen. Auf der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Schöpfung steht er in der Mitte, und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reiche der Thiere. Er ist ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer feinern Gedankenbildung. Dadurch tritt er in die Verwandtschaft mit Engeln, und durch seine Vernunft schließt sich ihm das Reich der Wahrheit auf. Engel sind Menschen von einer höhern Art, die in leichteres Gewand gekleidet eine bessere Welt bewohnen; und Menschen sind Engel, die mit Mühe und gleitenden Tritten durch das schlammige Erdenthal einer bessern Welt entgegen gehen.

Hienieden ist ausser unserm Geiste nichts, was nicht unmittelbar der Erde angehörte. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und alles nimmt sie wieder auf, was sie gebohren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr, wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehter Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen, und lebendigen Geschöpfe. Nur den Geist gebiert die Erde nicht; nur unsere Seele ist kein Kind der Erde; sie gehört einer höhern Ordnung der Dinge an. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell alles Geistigen, und neu bekleidet eintreten in den Kreis des Wirkens, den

ihr im unermesslichen Reiche der Schöpfung der anweisen wird, von dem alles Seyn ausfließt.

Der größte Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er blos die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wir sind in einer immerwährenden Menschwerdung begriffen. Lebenslang will das Thier über den Menschen, die Sinnlichkeit über den Geist herrschen. Die Sinnlichkeit ziehet unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf will. Dadurch wird erklärbar, wie es komme, daß beim Menschen hienieden meistens die Gegenwart lebhafter ist, als die Zukunft, und das Sichtbare mächtiger auf sein Herz wirkt, als das Unsichtbare; dadurch allein wird es möglich, unter gegebenen Umständen vorher zu sagen, wohin die Wage der beiden Gewichte überschlagen werde. Im anhaltenden Kampfe mit der Sinnlichkeit ist der Mensch hienieden wenig reiner Erkenntniß und reiner Tugend fähig. Die edelsten Verbindungen werden von niedrigen Trieben, wie die Schiffahrt des Lebens von widrigen Winden gestört. Es ist nach Gottes weiser Einrichtung des Menschen Loos, durch Straucheln stehen, durch Fallen gehen zu lernen, und durch Verirrungen weise und gut zu werden; denn seine geistige Bildung soll das Werk freier Wahl, die reife Frucht eigener Anstrengung, und der Sieg nach muthigem Kampfe seyn. Jeder Mensch erhebt sich nur allmählig vom Niedern zum Höhern, von der Dunkelheit zu der Dämmerung und endlich zu dem Lichte. Auch das größte Genie ist nicht auf Einmal das, was es seyn kann, sondern erlangt erst nach vielseitiger Uebung die Fertigkeit, den Stoff zu beherrschen, und ihm das Gepräge seiner Größe zu geben.

Im Menschen sind zwei Grundwesen wirksam: Sinnlichkeit und Geist; jede muß ihrer Natur gemäs wirken.

In der Bestimmung des Geistes liegt es gar nicht, die Sinnlichkeit zu ertödten, sondern zum Besten des Menschen zu leiten. Absichtlich ist beim Menschen hienieden Hohes und Niedriges in einander geordnet, um Eines durch das Andere zu zähmen, und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde, als durch gelinde Weste in uns zu erziehen. Es ist weise Anordnung von Oben, daß der Mensch im Kampfe mit der Sinnlichkeit die zarte Blume reiner Humanität mühsam erringen muß. Wo die Vernunft an die Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit an die Vernunft grenzt, ist der Mensch in seinem schönsten Spiele. Vernunft ohne Sinnlichkeit scheint nicht mehr menschlich zu seyn, und Sinnlichkeit ohne Vernunft ist es gewiß nicht. Beide sind wie zwei Gatten: sie leben ohne Streit nicht beisammen, und können sich im Tode ohne Schmerz nicht trennen; aus beider Einklang geht des Menschen innerer Werth hervor. Aus diesem Grunde sagte Goethe, nichts sey erbärmlicher, als ein Mensch zwischen zwei Empfindungen, von denen er keiner ganz angehöre.

So lange der Mensch in einem ganz thierischen Zustande lebt, fühlt er sich durch blos sinnliche Genüsse befriedigt; anders wird es, wenn Geistesbildung bei ihm beginnt. Zu seinen sinnlichen Bedürfnissen gesellen sich sofort auch höhere, geistige. Es ist dem zur Vernunft erwachten Menschen eben so natürlich und unentbehrlich, zu denken, als zu essen und zu trinken. Des Menschen höheres Glück hängt mit seiner größern Vernünftigkeit zusammen. Je höher seine Geistesbildung steht, desto inniger wird das Gefühl seines Vorzugs, und desto kindlicher seine Freudigkeit beim Bewußtseyn, daß mit dem gebildeten Geiste das Herz gleichen Schritt hielt. Es ist eine richtige Beobachtung: nur in geglätteter Flut spiegle der

Himmel sich ab. Je gebildeter und besser der Mensch ist, desto heller öffnet sich ihm die Zukunft, desto freudiger geht er ihr entgegen, und desto süßer ist in seinem Herzen der Gottesfriede, den er mit sich hinüber nimmt.

Menschenbildung gedeiht nur langsam und stufenweise, was die älteste Menschengeschichte beurkundet. Es zieht sich die Kette derselben in sehr abspringenden krummen Linien, durch alle gebildete Nationen. Ueber das, was der Mensch zu allen Zeiten seyn kann, findet kein Urtheil statt, weil das Ziel seines Strebens in der Unendlichkeit liegt; aber in jeder Zeit muß doch der Gebildete in die Gegenwart und Zukunft hellere Blicke thun, als ein Anderer, der noch unter den Einflüssen des gemeinen leeren Lebens steht. Dafür spricht Geschichte und Erfahrung. Eigentliche Wohlfart war bey rohen Menschen und Völkern nie auf die Dauer einheimisch. Ohne Menschenbildung gedeiht kein Völkerglück. Welche Unmenschlichkeit ist gedenkbar, zu der sich nicht ein Mensch, eine Nation, ja oft eine Reihe von Nationen wegwarf, deren Gesittung mangelte! Alle Laster erschöpfen sich, wo unter Menschen die Thierheit in völliger Ungebundenheit vorherrscht.

Das Erheben der Menschen aus der Thierheit geschah allmählig und in fast unmerklichen Abstufungen über einander. Es verflossen Jahrhunderte, bis Spuren einiger Gesittung sich zeigten. Dunkel und unentwickelt lagen anfangs im Menschen die Keime zu dem, was er seiner Natur nach werden sollte: er mußte lang herumgeworfen und geplagt werden; er mußte durch eine lange Schule der Noth gehen, ehe jene Keime zu einiger Entwickelung gediehen. Nachdem der starke und rohe Mensch mit seinem Leibe manches Jahrhundert — wer weiß die Zahl? — hilflos umhergeworfen war, schuf der Zufall und die Noth manches ihm an, was ihn stufenweise entwilderte. Wie

aus dem harten Kiesel Funken geschlagen werden, so war's unstreitig mit dem rohen Menschen, bey dem die tief schlummernde Denkkraft nur durch viele harte Schläge aufgeregt wurde. Ueber die ersten Schritte der Entwilderung haben wir aus der Urzeit nur Ueberlieferungen und Mythen, die höchstens die Wahrheit der Wahrscheinlichkeit haben; aber die Geschichte der neuen noch uncultivirten Völker giebt uns den Maaßstab in die Hand, um zu ermessen, was im Gebiete der Menschenbildung in der grauesten Vorzeit geschah, weil sich ihr Gang allzeit und überall mit kleinen Abweichungen gleich bleibt.

Die Menschenbildung rückt nicht überall im gleichen Schritte vor, was unter so vielerlei Verhältnissen und Zuständen unmöglich wäre. Alle Stufen der Cultur erscheinen im gleichen Zeitraume neben einander. Unser Geschlecht ist überall in einer fortgehenden Metamorphose, und, es gleicht so recht einem ungeheuren Baume, der auf einmal alle Jahrszeiten auf seinem Haupte trägt. Wo Menschen durch Menschen gebildet werden müssen, kann es nicht wohl anders seyn. Nicht überall stehen die Bildner auf gleich hoher Stufe; nicht alle haben die gleiche Mittheilungsgabe; nicht allen stehen die gleichen Bildungsmittel zu Gebote; nicht bey allen Menschen und Völkern ist für höhere Bildung gleiche Empfänglichkeit. Thorheiten vererben sich mit gleicher Leichtigkeit, wie die sparsamen Schätze der Weisheit. Allenthalben ist der Weg der Menschen einem Labyrinth gleich, mit Abwegen auf allen Seiten, wo nur wenige Fußstapfen zum innersten Ziel führen; darf man sich wundern, wenn der Bildungsgang der Menschen eine so ungleiche Richtung nimmt? — Bey ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit begraben; andere werden durch das Joch des Klima und der Nothdurft niedergehalten; andern wird das Aufstreben

des Geistes durch Tyrannei erschwert; sogar bey cultivirten Nationen ist dem Erhabenen noch viel Niedriges beygemischt: man fodert also das Unmögliche, wenn man alle zugleich auf die gleiche Culturstufe stellen will, und den nothwendig Zurückbleibenden so unbesonnen als lieblos den Stab der Verwerfung bricht.

Alles am Menschen ist wunderbar, und weiset auf seine höhere Bestimmung hin. Sein Leib ist ein künstliches, aus großen und kleinen, aus festen und flüssigen Theilen zusammengefügtes Ganze. Die edelsten Theile, in welche die zur Lebenskraft nöthigen Stoffe verarbeitet werden, sind weislich im Innern des Körpers verwahrt. Sichtbar sind seine verschiedenen Glieder und Sinneswerkzeuge, die in ihrer Anlage und Bildung vollkommen den Verrichtungen entsprechen, wozu sie da sind. Der Mensch wird zwar von manchen Thieren an körperlicher Stärke, an Schnelligkeit, an Schärfe des einen oder des andern Sinnes weit übertroffen; aber in schönerer Bildung ist sein großer Vorzug unverkennbar. Welche Würde ist schon an seine aufrechte Gestalt geknüpft! — Ging' er, wie ein Thier, gebückt; wäre sein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt, und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe seine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit? — Nur durch die Bildung seiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; dadurch allein gewann das Hirn völligen Raum sich umherzubreiten, und seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn; die thierischen Organe traten zurück; es ward eine menschliche Bildung, die durch ihre Anmuth andere lebenden Gestalten im weiten Abstande hinter sich ließ. Je näher durch Organisation der Mensch dem Thier tritt, desto überwiegender wird in ihm die Sinnlichkeit, und

umgekehrt. Tritt der Mund hervor, wird dadurch die Nase stumpf und klein, weicht die Stirn zurück, und bekömmt das Gesicht Aehnlichkeit mit dem Affenschädel: da hat gewiß der Geist die Oberhand nicht. Ründet sich dagegen das Gesicht zu schönem Oval; neigt sich die Form des Oberhaupts angenehm vor, damit ein weiterer Raum das Gehirn umschließe; vereinigen sich damit die zurückgedrängten Untertheile des Gesichts zum senkrechten Schwerpunkt: dann ist gewiß nicht Mangel an geistigen Anlagen die Ursache, wenn die Sinnlichkeit vorherrscht.

Mehr noch, als der Wunderbau seines Leibes, erhebt den Menschen seine vernünftige Seele. Was im Menschen sieht, hört, empfindet, ist nicht das Auge, das Ohr, der Leib, sondern ein Wesen höherer Art, dem das Auge, das Ohr, der Leib nur Werkzeuge sind. Dieses höhere Wesen ist geistiger Natur, weil es denkt, und unterliegt keiner Zerstörung, weil es zu ewigen Zwecken da ist. Wer wollte, wie ein Kind, den Schatten an der Wand greifen, und wenn er ihn nicht greifen kann, gar wider allen Augenschein behaupten, daß kein Schatten sey? — Wo Wirkung ist, die in der Empfindung nichts Aehnliches, kein Bild hat, da muß auch eine Ursache seyn, die hoch über der Körperkraft steht. Diese Ursache ist das, was man menschliche Seele heißt. In ihm liegt jene hohe Kraft, über sich selbst und über alles um sich her nachzudenken; die Eigenschaften vieler Dinge zu erforschen; mehrere Gegenstände nach ihrem wahren Gehalt, nach ihrem Werth oder Unwerth mit einander zu vergleichen und zu unterscheiden, und so fort nach diesem angestellten Vergleich das erkannte Gute oder Böse, Schein oder Wahrheit, das Bessere oder Schlechtere, das Nützliche oder Schädliche vorzuziehen, kurz, frei zu wählen und zu handeln.

Diese Kraft ists, was man mit dem Worte Vernunft bezeichnet. Sie ist des Menschen Adel. Durch sie ist er im Stande, alle Verrichtungen der Thiere nachzuahmen. Der Adler fliegt sehr hoch; er, der Mensch, erhebt sich in künstlichen Luftschiffen noch höher. Der Fisch durchrudert Flüsse, Seen und Meere; er, der Mensch, umschifft den ganzen Erdball. Nur einige Klafter tief graben Thiere in den Grund; er, der Mensch, wühlt viele hundert Klafter tief im Schooß der Erde nach Metallen und Steinen; selbst aus des Meeres fürchterlichem Abgrund hohlt er zum Schmuck und Wucher die Perle herauf. Durch Vernunft weiß der Mensch sich Alles nützlich zu machen, dringt ins Gebiet aller Wissenschaften ein, wird sein eigener Gesetzgeber und Richter. Die Vernunft ist der Geist Gottes im Menschen; ohne sie ist der Mensch ein Vieh, und keines Aufsehens zu Gott, keines Glaubens an den Ewigen und Heiligen, keiner Religion fähig. Nimmt man dem Menschen die Vernunft: so schließt man ihm das Gebiet aller Wahrheit, und in dem Falle, sagt Th. Paine, würde es eben so gut seyn, die Bibel einem Pferde, wie einem Menschen, vorzulesen.

Die Vernunft giebt aber dem Menschen dann erst Würde, wenn sie ihre Richtung aufs Höhere nimmt, und von der Religion sich ihre Weihe hohlt. Nimmt sie ihre Richtung abwärts, nur aufs Irdische, auf das Nützliche und Angenehme: so ist der Mensch nichts weiter, als das klügste, aber auch furchtbarste unter den Thieren. Nicht eigentlich die Vernunft macht uns gut, sondern die treue Beachtung ihrer Vorschriften. Sie ist gleichsam der ausgestreckte hölzerne Arm am Wege der Tugend; aber dieser Arm kann uns weder hintragen, noch hindrängen. Die Vernunft hat wohl die gesetzgebende Gewalt, aber die ausübende liegt im Willen.

Es ist gleich unbesonnen, die Religion auf Kosten der Vernunft, und die Vernunft auf Kosten der Religion zu erheben. Es giebt so wenig ein vernunftloses Christenthum, als eine christliche Unvernunft. Vernunft und Religion können ohne großen Nachtheil nicht geschieden werden. Die Vernunft ist das Auge, das Gott uns gab, um zu sehen, und die Offenbarung das Licht, um das Aug' zu erhellen; sie ist Gottes erste Offenbarung, ohne welche eine zweite fruchtlos wäre. Es hat mit gewissen Leuten ein eigenes Bewandtniß: um das Sehen zu sehen, reißen sie das Auge aus seiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. Man wirft sich zum Sachwalter der Unwissenheit auf, wenn man die Vernunft lästert. Solchen blinden Eiferern gilt, was einst der gemüthliche Salis sang:

Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege,
Die dich verfolgen und schmähn — Göttin, sie kannten dich nie!
Aber wehre den Stolzen, die gern uns zwängen zu knieen
Vor das vergoldete Kalb, ihren begränzten Verstand.

Durch die Vernunft ist dem Menschen ein Meer von Genüssen und Freuden geöffnet. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: alles auf Erden sey für den vernünftigen Menschen da, von der Eiche bis zum Gras, vom Elephanten bis zum Wurm. Ohne ihn wäre die ganze Erde beinahe todt, und all ihr Reichthum nicht besser, als ein Lager von Baustoffen, die keinen Baumeister fänden. Der Weinstock genießt seine Traube nicht selbst; die Tulpe empfindet ihre eigene Schönheit, die Nelke ihren lieblichen Duft nicht. Ohne den Menschen liegt der Demant werthlos unter den Kieseln. Nur im Menschen und für ihn wird Alles vernünftige Uebereinstimmung; seine Vernunft allein ist es, was ihm jeden Genuß, jede Freude veredelt.

Auch das Thier sieht auf zum blauen Himmel; aber es ergözt sich an dessen Herrlichkeit nicht. Die Erde mit ihren Erzeugnissen ist für alle Geschöpfe da; aber prachtvoll nur für den Menschen. Er allein schaut vom Berge mit Entzücken hinab ins paradiesische Thal, indessen neben ihm das weidende Vieh blos gierig nach Grashalmen und Kräutern umher sucht. Nur er hört mit Wonne den holden Einklang der Töne, und versteht die Kunst diese Rede der Gefühle zu einer wunderbaren Höhe zu veredeln, deren kein Thier fähig ist. Nur er ist empfänglich für der Künste Zauber, wodurch er sich und Seinesgleichen das Daseyn verschönert, indessen das Rind vor sich hinstarrend an der prächtigen Fürstenburg vorüber dem Stalle zueilt. Ohne Vernunft wären für den Menschen alle diese Freude, sogar jene des geselligen Umgangs dahin. Durch sie allein wird es ihm möglich, das Vergnügen der Freundschaft, die Freude dankbar zu seyn, die Wonne wohlzuthun, und das Entzücken zu empfinden, das aus dem großmüthigen Handeln oder Leiden für Andere quillt.

Durch die Vernunft sind dem Menschen die Schranken zum ewigen Fortschreiten geöffnet. Noch jezt sind die Thiere das, was sie vor Jahrtausenden waren. Ihr Streben, ihre Kräfte und Kunsttriebe sind in unverrückbare Grenzen von der Natur eingebannt. Ohne menschliche Leitung wird so wenig eine Thierart, als eine Pflanze veredelt. Wie hoch über dem Thier steht der Mensch durch seine Vernunft, und zwischen den Menschen der rohen grauen Vorwelt und der jetzigen Zeit wie groß ist der Unterschied! Wer kennt nicht ihr Vorrücken in Kunst und Wissenschaft von Jahrhundert zu Jahrhundert! — Der Mensch mißt die Sterne des Himmels und berechnet ihren Lauf; er macht sich das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; die Kräfte seines Geistes reichen weit über

die Erde hinaus; seinen Aussichten, Fähigkeiten und Bestrebungen ist keine Grenze gesetzt; er ahnet und hofft sogar endlose Fortdauer noch jenseits des Grabes.

So groß durch seine Vernunft der Mensch erscheint, so klein und niedrig erscheint er wieder, wenn seiner Vernunft nicht guter Wille zur Seite geht, auf dem schönen Verein von beiden beruht wahre Menschenwürde. Der gute Wille muß von festen Grundsätzen geleitet werden, welche die Vernunft bietet, und diese muß ihren Vorschriften durch die Kraft des Willens Folge geben. Vernunft und Wille sind im Menschen, was im Staat gesetzgebende und ausübende Gewalt. Jede Trennung wirkt zerstörend, und bringt Unheil. Geisteskraft ohne guten Willen erzeugt den Bösewicht, und guter Wille ohne Vernunft den Schwärmer. Jeder ist eine Geißel seines Geschlechtes nach eigener Art.

Willensfreiheit mit Vernunft gepaart giebt dem niedrigsten Menschen, sogar dem Bettler Werth und Würde, die ihm keine Macht zu rauben vermag.

Mit dem Trieb zum Guten, wie zum Bösen ist der Mensch hinausgesandt; aber er ist frei von jedem Zwang, ihm bleibt zwischen dem Guten und Bösen die Wahl, er steht auf sich allein, und ist nur seinem Willen unterthan. Das Thier folgt blinden Naturtrieben, nicht so der Mensch, der mit Geisteskraft die Zumuthungen der Sinnlichkeit niederzuhalten vermag. Schon dadurch allein läßt er das Thier wieder hinter sich im unabsehbaren Abstande, und erschwingt sich zur Hoheit der Tugend, welche ohne Willensfreiheit ein leerer Name wäre. Ohne Freiheit des Willens sind Verdienst und Schuld gleich unmöglich, und alle Vergeltung fällt weg. Bedarf es mehr, um den Menschen für die Fähigkeit zu sündigen sattsam zu entschädigen?

Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eignem Licht verliehret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Daß das Gewühl der Welt die schwachen Sinne täuscht,
Und ein gemess'ner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund ersey'n, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Werth der Ewigkeit;
Des äußern Zauberglanz verdeckt die innere Blöße,
Die stärk're Gegenwart erdrückt des Fernern Größe.
Wer ists, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dies alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben;
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben;
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben.
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruh'n,
Sobald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.
Nein, Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,
Ist besser, als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut;
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.

Haller.

Wie der Mensch durch Vernunft und Freiheit des Willens, so ist er auch durch die Sprache, durch den Ausdruck der Gebährden und Blicke, des Lächelns und rührender Thränen ein Wunder der Erde. Er ist Schöp-

fer im Kleinen, und macht sogar das, was tief in seiner Seele vorgeht, was er in sich gedacht hat, was er wünscht und verlangt durch Schriftzüge auſſer sich anschaulich und bleibend. Sprache ist dem Menschen die Gehilfin seiner Vernunft, und entwickelt sich mit der Vernunft; durch sie wird gleichsam das Ideale in ihm verkörpert, daß es auch Andere sich aneignen können; durch sie vereinigen sich die Menschen, und schließen den Bund der Liebe. Ohne Sprache würden wir stumm und lieblos neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt; ohne sie hätte nie ein Hermes und Archimed den Himmel gemessen, kein Kolon und Cook die Erde umsegelt, kein Homer die Gottheit besungen, kein Phidias und Raphael die Mysterien der Natur in Bildern geoffenbart, kein Brutus wäre in das Schwerdt des Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demostenes ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt. Welche Aufforderung für den Menschen, nie die Sprache, dieses heilige Geschenk der Natur, durch Unvernunft zu entweihen!

Geistiger Verbindungstrieb ist Ursprung aller Sprachen in der Rede und der Schreibkunst. Der große Mann will seine Thaten, so weit er kann, zu den Zeitgenossen und Nachkommen übertragen. Zeit und Raum, zwei Klüfte, die den einzelnen Menschen von dem unendlich größern Theile der Menschheit sondern, wurden ausgefüllt, indem man für die mündliche Rede die Zeichen der Schrift erfand, wodurch seine denkende Seele an die Seele des ersten, und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft ist.

Durch die Schrift ist den Menschen aller Zeiten und Länder ein Vereinigungsmittel gegeben, und Alles, was je der Geist des Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, was in der entlegendsten Gegend der Erde vorgeht, kommt durch sie zu uns. Nun lieset ein Abwesender in Bengalen aus einem Blatt Papier, mit schwarzen Zügen bemahlt, Gedanken und Gefühle in der Seele seines Freundes zu London. Ich habe ein Buch vor mir; mein Geist und Herz schließen sich auf; ich werde gerührt, überzeugt, gebessert: und der Mann, dessen Worte so tief in meine Seele dringen, hat vor Jahrtausenden gelebt. Wie groß erscheint der Mensch, dessen Geisteskraft alle Schranken des Raumes und der Zeit durchbricht, und in sich das Mittel entdeckt, nicht nur mit Abwesenden, sondern sogar mit denen sich ins Einvernehmen zu setzen, die nach Jahrhunderten erst ins Leben eintreten werden! —

Der Mensch, aufgefaßt mit allen seinen Vorzügen, steht, wenn sein Benehmen diesen Vorzügen entspricht, in einer Würde da, daß man von ihm nie groß genug denken kann. Schon aus der Kunst und Pracht, die in seinem Körper sich vereinigen, geht hervor, daß er mehr, als ein veredeltes Thier, sey, und höhere Zwecke zu erstreben habe. Ihm hat, zum Himmel aufzusehen, Gott nicht ohne Absicht das Haupt erhoben: er soll nie vergessen, daß er nicht der Erde, sondern dem Himmel angehöre. Auf was schon seine Körperbildung hinweiset, dafür sprechen deutlicher und bestimmter seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten, die in ihrer Entwicklung endlos sind, und schon darum auf den engen Zeitraum des Erdenlebens nicht eingebannt seyn können. Den Mensch soll, das fordert an ihm seine Natur durch unaufhörliche Selbstveredlung, durch ewig fortschreitende Ausbildung seines Geistes und Herzens seine rechte Höhe erstreben. Es ist

seine unverkennbare Bestimmung, auf keiner Bildungsstufe stille zu stehen, sondern beharrlich darauf seine Kraft und seinen Willen zu richten, daß er stets einsichtsvoller und besser werde. Jeder errungene Vorzug der Seele ist nur ein Pinselstrich zu dem erhabenen Gemählde, das eine Ewigkeit allein vollenden kann. Daß der Mensch Vernunft und freien Willen hat, das giebt ihm nur Vorrang vor den Thieren, denen statt Vernunft blinder Instinct, statt Willensfreiheit sinnlicher Trieb gegeben ist; eigentliche Würde, gerechten Anspruch auf die reine Achtung aller Vernünftigen und auf den Beifall Gottes, erlangt er erst durch guten Gebrauch seiner Vorzüge. Im Stillen sein Herz besiegen, seine süßesten Neigungen angeben, sobald ihre Befriedigung der Pflicht zuwider ist; vom Guten sich durch kein Hinderniß, durch keine Beschwerde, durch keinen Widerspruch, durch keine Kränkung abziehen lassen; unerkannt und unbewundert der Tugend schwere Opfer bringen — das ist schön und groß, und dadurch allein offenbart der Mensch die Würde seiner Natur. Vor Gott und vor vernünftigen Menschen gilt Jeder nur, was er werth ist durch sein Inneres. Der Höchste auf Erden ist ohne innern Werth nur irdisch groß, und der Geringste durch den Adel seiner Seele über jeden irdischen Maßstab erhaben. Das Wahre erkennen, das Schöne lieben, das Gute wollen, das Beste thun, das allein vollendet den guten Menschen, in so ferne Vollendung mit der menschlichen Natur vereinbar ist; Liebe und Wohlthun ist sein Wesen, und bescheidene Demuth sein Schleier. Beständig und unaufhaltsam lernen und nach Besserm streben, das ist seine Bestimmung, der Zweck seines Hierseyns, dem alle niedrige Bedürfnisse der Erde nur dienen sollen: seine Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, seine feinern Sinne zur Kunst, seine Triebe zur

Menschenliebe gebildet werden; jedes einzelne Bedürfniß sollte eine Mutterhülle seyn, in der ein Keim der Humanität sproßte. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze wecken; der Geschlechtstrieb sollte Geselligkeit, eheliche, älterliche, kindliche Liebe auch ins harte Herz des Unmenschen pflanzen, und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen übernimmt. Schön hat Chr. Schreiber des Menschen Bestimmung in nachstehenden Versen gezeichnet:

Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert,
Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliehrt,
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzet,
Dies ist das Ziel, dem Menschen vorgesetzet.

Mit dieser Bestimmung hat Gott dem Menschen sein eigenes Schicksal gleichsam in die Hand gegeben. Der Mensch könnte nicht leben, wenn er nicht die Vernunft brauchen lernte. So bald er das thut, ist ihm freilich die Pforte zu tausend Fehlversuchen und Irrthümern, aber auch, und selbst durch diese Irrthümer der Weg zum bessern Gebrauch der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, und je entschlossener er darauf seine Kraft verwendet, sie zu bessern: desto weiter kommt er, und desto mehr gewinnt er an Humanität, die er ausbilden muß, wenn er nicht Jahrhunderte durch unter der Last eigener Schuld ächzen will.

So entschieden des Menschen Bestimmung ist, so befremdend und doch unläugbar ist es auch, daß auf Erden unter allen lebendigen Wesen der Mensch dem Ziele seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier

erreicht, was es nach seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreicht es nicht. Bey den wenigsten Menschen ist Gott ähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Wortes eigenthümliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, damit sich zu befassen, und bey den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen nicht selten zum Thier hinab. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinct, der sichere Führer; der Mensch muß alles, was ihn dem Ziel seiner Bestimmung näher bringt, erst mühsam lernen, und er lernt es meistens unvollkommen, weil er mit dem Saamen der Vernunft und Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten aller Art beschwert ist. Die Fußstapfen göttlicher Menschen, die er vor und um sich her gezeichnet wahrnehmen könnte, sind mit so viel andern verwirrt, auf denen schlechte Menschen wandelten, und von diesen so zusammen getreten, daß es wohl kein Wunder ist, daß die Mehrheit sich gemächlich auf der breiten Strasse der Gemeinheit fortbewegt, wenn man auch nicht wüßte, daß das Ziel menschlicher Bestimmung in der Unendlichkeit liege. Dadurch wird erklärbar, wie es komme, daß der Mensch, welcher auf sich selbst den höchsten Werth setzt, sich doch oft um den niedrigsten Preis weg giebt; dadurch löset sich der Widerspruch des Menschen mit sich selbst: er glaubt an Gott, und liebt das Göttliche nicht; er ehrt die Tugend und fröhnt der Leidenschaft; er hofft Unsterblichkeit, und giebt dem Vergänglichen sich hin; er will glücklich seyn, und rennt ins Verderben; er will als Wahrheitsfreund gelten, und hält sich am Irrthum fest; er brüstet sich mit der Menschenwürde, und gefällt sich Thier zu bleiben. Wo die Sinnlichkeit so leicht die Vernunft verdüstert, und der Mensch sich erst mühsam aus

dem Schlamme der Sinnlichkeit aufrichten muß, ist so eine Erscheinung nicht mehr räthselhaft. Das ganze Gebilde der Humanität im Menschen hängt durch eine geistige Genesis, die Erziehung, mit seinen Eltern, Lehrern, Freunden, mit allen Umständen im Laufe seines Lebens, also mit seinem Volke und den Vätern desselben, ja endlich mit der ganzen Kette des Geschlechtes zusammen, das irgend in einem Gliede eine seiner Seelenkräfte berührt, daß es an ein Wunder grenzte, wenn es auf Erden, wo alles so verschieden und vielartig ist, wo so Mancherlei auf unser Geschlecht einwirkt und wo von der bildenden Vorsehung es auf so ungleichen Wegen weiter geführt wird, anders wäre. Abschweifungen vom Wege ans hohe Ziel menschlicher Bestimmung sind unvermeidlich, so lange es noch Menschen giebt, deren Vernunft mit der Sinnlichkeit in ungleichem Kampfe liegt. Der Grundriß der Seelenbildung ist sogar nicht selten die Frucht der ersten Eindrücke, welche das Wohnort und die erste Umgegend eines Menschen auf sein Gemüth machen. Diese Eindrücke sind gewöhnlich die ältesten, und durchs ganze Leben die lebendigsten, daher sie auch der leeren Tafel der Seele den ersten Anstrich geben, den die Folgezeit selten wieder ganz auslöscht. Wie könnten unter so ungleichen Verhältnissen und Umständen einzelne Menschen und ganze Völker auf ihrem Bildungswege gleichen Schritt halten? —

Der Mensch, in seinem anschaulichen Seyn und alltäglichen Wirken aufgefaßt, scheint ganz aus Widersprüchen zusammengesetzt zu seyn; er ist groß und klein, wie man es nehmen will. Er gefällt sich im seidenen Gewand, und kann kein Lämmchen mit Wolle bekleiden; er baut das Feld, und wartet ängstlich des Gedeihens; Tausende zittern vor seinem Blicke, und er selbst zittert vor dem Tode; er lenkt den Blitz von seiner Wohnung ab,

und kann nicht verhüten, daß Stürme, Hagel und Wasserfluten seine Aecker und Auen verwüsten; er streckt durch das donnernde Geschütz Menschen und Thiere nieder, und kann nicht einmal einen abgerissenen Finger wieder an seine Stelle heilen; er hält ungeheure Schiffe auf tobenden Meereswellen im Gleichgewicht, und kann sich gegen die Macht der Seuchen und Krankheiten, die ihn entkräften und niederdrücken, nicht aufrecht erhalten; er weiß Felsen zu sprengen, die höchsten Bäume zu fällen, Flüssen eine andere Richtung zu geben, gefahrlos in den Abgrund des Ozeans zu dringen, sich ohne Flügel zum Adler über die Wolken zu erschwingen, Metalle aus unterirdischen Tiefen zu hohlen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat, auf die Spitzen ewig beschneiter Hochgebürge zu klettern, Löwen und Tiger zu bändigen, das starke Roß nach seinem Willen zu lenken, und Insekten, die er gern vertilgen möchte, trotzen seiner Ohnmacht; er arbeitet oft mit Geschicklichkeit und rastloser Anstrengung, und eine Kleinigkeit vereitelt seine Unternehmungen; er macht die schönsten und regelmäßigsten Uhren, und kann doch seine Lebens-Uhr, wenn sie einmal abgelaufen ist, nicht wieder aufziehen; er fühlt sich groß und selig nach jeder schönen und guten That, und läßt sich doch öfters durch Leidenschaften, die er als die gefährlichsten Feinde seiner angebohrnen Hoheit und seiner Ruhe kennt, besiegen, und zuweilen tief unter seine Menschenwürde, sogar unter das Thier hinabziehen; er kann durch Tugend sich zu Gott erheben, und zieht oft vor ein Teufel zu seyn; er kann durch gemeinnütziges Wirken um sich her Segen verbreiten, und findet mehr Freude daran, durch Uebermuth und Gewaltthat Fluch über die Welt zu bringen; er kann durch Gewerbsamkeit und nützliche Thätigkeit sich Vermögen und die öffentliche Achtung erwerben, und er dünkt

sich größer, wenn er durch Betrug oder Gewalt sich bereichern, und verdienstlos in ein hohes Amt sich einschwärzen kann, ohne daran zu denken: der Mensch, der dem Felde zwey Kornähren abgewinnt, das sonst nur eine trug, sey ohne Vergleich mehr werth, als ein König, der eine halbe Welt erobert, aber sie ausplündert.

Wer könnte im Menschen diese und ähnliche Widersprüche sich erklären, wer sie mit des Schöpfers unendlicher Macht, Weisheit und Güte in Einklang bringen, wenn des Menschen Todestag die Grenzlinie seiner Vervollkommung wäre? Wozu im Menschen endlose Fähigkeiten, wenn die Dauer seines Geistes nicht über die Schranken der Zeit hinausreichte? — Die Unsterblichkeit ist es allein, die im Menschen alle Geheimnisse seines Wesens entziffert. Wohl ist, wie Herder sagt,

Wohl ist das Menschenleben schwach,
Und träufelt in der Zeiten Bach.

Allein mit dem Leben des Geistes ist es anders; der Geist muß seinem Zwecke nach fortbestehen, wenn längstens schon der Tod den Leib zerstört hat. Wozu, fragt mit Recht J. Paul, wozu auf Erden ein Geschöpf mit unnützen Lichtflügeln, wenn es in die Geburtsscholle zurück faulen sollte, ohne sich je mit den ätherischen Flügeln loszuwinden? Nein doch, Nein!

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Bessern sind wir gebohren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Wenn die Pflanze verdorret, und als Staub vom Winde verweht wird; glauben wir darum nicht, die Be-

standtheile des ehemaligen Gewächses seyen aus dem Weltall verweht! — Nichts vergeht, nur die Verbindungen der Dinge ändern sich, nur die Formen wechseln; alles dreht sich in einem ewigen Kreislaufe. Und das Loos des Menschen allein könnte Vernichtung seyn! Er allein, der hienieden alles überragt, sollte in den Wogen des ewigen Wechsels untersinken! — Zweifler, lege unbefangen die Hand aufs Herz, um von ihm zu vernehmen, was an der Sache sey? und es wird dir so bestimmt als deutlich antworten:

Ich fühle, daß in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt, wenn seine Hülle modert.

Uz.

O ja, der Glaube an Unsterblichkeit dringt sich unwiderstehlich jedem Menschen auf, der nicht geflissentlich die Augen zudrückt, damit er den hellen Tag nicht sehe. Daher war auch dieser Glaube von jeher allgemeiner Volksglaube auf Erden. Auch der Kamtschadale hat ihn, wenn er seinen Todten den Thieren hinlegt; auch der Neuhölländer hat ihn, wenn er den Leichnam ins Meer senkt. Keine Nation verscharret die Ihren, wie man ein Thier verscharrt. Jeder Wilde geht sterbend ins Reich der Väter, ins Land der Seelen. Das innige Gefühl eines Daseyns, das eigentlich von keiner Vernichtung weiß, geht also der sich entwickelnden Vernunft voran, und der allgemeine Glaube an die Fortdauer dieses Daseyns ist die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker. Dieser so alte, und so allgemeine Glaube an Unsterblichkeit ist das Einzige, was die Vorsehung rechtfertiget. Man kann die Unsterblichkeit nicht läugnen, ohne dem Ewigen Plan abzusprechen, ohne die ganze Weltgeschichte zu verdunkeln, ohne die Menschen gleichsam aus ihren höhern

Verhältnissen zu Gott heraus zu reißen, ohne ihr Erdenleben um alle Einheit, Haltung, Ründung und Hoffnung zu bringen, und Millionen Leidender ihre einzig wahre Beruhigung zu rauben. Man muß einen Gott anerkennen, der belohnt und straft, oder gar keinen. So ungereimt es wäre, wenn man sagte: Gott ist unwissend, schwach; so ungereimt wäre es, wenn man sagte: Gott ist ungerecht. Ohne einen künftigen Vergeltungszustand Jenseits wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten und der leidenden Tagend. Wenn der Mensch nur das seyn sollte, wie wir ihn unaufhörlich in der Geschichte sehen, voll Schwäche und Irrthum, voll Hinfälligkeit und Elend, und weiter nichts mehr: so wäre er entweder das unsinnigste Product des Ungefährs, oder man müßte annehmen, der Schöpfer habe seinen Zweck verfehlt. Wer den Wechsel der Dinge in der Weltgeschichte unbefangen zu durchsehen im Stande ist, und das Gute mit dem Bösen vergleicht: dem wird der Plan der Vorsehung nur dann begreiflich, wenn er annimmt, daß sich der Mensch nur im Vorhofe einer andern Welt befinde. O, zweifle doch Keiner: ein höheres, besseres Leben im Geiste ist uns gegeben, und eine heilige bessere Welt liegt jenseits, in der wir Bürgerschaft haben sollen! —

Auch wenn gerechte Seelen der Tod
Von Hüllen der Sterblichkeit scheidet,
Entfliegen sie froh zum Reiche des Lichts,
In leuchtende Körper gekleidet.
Unsichtbar sterblichen Augen, durchschwimmt
Des Raumes unendliche Meere
Der Wiedergebohrne, in Aether gehüllt,
Und schöpft sich höhere Lehre.

Bronner.

Der Mensch, was auch der Unglaube dagegen einwenden mag, ist zur Humanität da. Was auf der Erde

noch nicht geschehen ist, muß und wird künftig geschehen; denn unverjährbar sind die Rechte der Menschennatur, und die Kräfte, welche Gott in sie legte, unaustilgbar. Die ganze Geschichte wird, aus diesem Standpunkte betrachtet, uns eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. Alles Leben, Streben und Leiden gewinnt erst dann eine vernünftige Ansicht, wenn der Glaube an die Unsterblichkeit in der Mitte liegt. Mit Flammenschrift ist jedem Menschen die Lehre ins Herz geschrieben:

Wachse, blühe, reife für den Himmel!
Dort fängt eine neue Aussaat an.

Witschel.

So bald wir fest glauben, daß unsere Bestimmung keine andere sey, als sittlich gut zu werden, so sind wir auch überzeugt, daß wir ewig leben müßen, weil unser Sterbeziel ausser den Schranken der Zeit liegt. Darf die Vernunft an uns die Forderung machen, für die Tugend sogar das Leben zu lassen; so muß sie als entschieden voraussetzen, daß wir für ein solches Opfer jenseits Entschädigung finden.

Auch in der Hoffnung des Menschen liegt heimlich die Verheißung des Himmels verwahrt. Wer ein unsterbliches Leben wünscht, der beweißt es zugleich. Des Menschen Durst nach Glückseligkeit bezeugt, daß eine Glückseligkeit sey; denn die Natur strebt nie nach einem bloßen Nichts. Dieser ungelöschte Durst bezeugt, daß die ersehnte Glückseligkeit nicht hier sey, sondern höher liege. Fremdlinge, die auf Bergen gebohren sind, zehrt in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus; das wahre Vaterland des Menschen muß also höher, als die Erde liegen, weil ein ewiges Sehnen ihn drängt und zernagt. Wie könnte auch für den Menschen, der berufen sich fühlt, im unermesslichen Gebiete des Wahren und Guten stets

vorwärts zu dringen, und in dem Neigungen sich regen, deren Umfang nichts auf Erden auszufüllen vermag, wie könnte für ihn ewige Abgeschiedenheit im einsamen Grabe das Letzte seyn? — Nein, nein! dem Menschen muß aus dem Tode ein besseres Leben keimen. Bleibendes läßt sich nicht im ersten Wurf gestalten. Des Menschen Erdenleben liegt zwischen zweien Geburtsstunden eingeschlossen: die erste giebt ihn an die Erde, die zweite an den Himmel ab. Das Erdenleben ist die Knospe seines Daseyns, das dunkel anbrechende Licht, die Dämmerung seines Tages; heller Tag, der ewig währt, geht ihm erst jenseits des Grabes auf.

Auf Unsterblichkeit weisen besonders die großen Anlagen und Kräfte im Menschen, die er hier, wie alt er auch werden mag, nie alle, und nie vollkommen weder entwickeln noch anwenden kann. Wozu diese Anlagen, zu deren Entwickelung der Mensch hier oft, weder Zeit noch Gelegenheit hat, wozu Kräfte, zu deren Anwendung er oft nur schwache Versuche machen kann, wenn sein Daseyn mit dem Erdenleben geschlossen wäre? — Es sterben Kinder, die kaum angefangen haben, ihr Daseyn zu fühlen; es sterben Jünglinge und Männer, in welchen eine Kraftfülle wohnt, die sie großen Theils unbenutzt wieder mit sich ins Grab nehmen; es sterben ganze Völker, die noch auf der niedrigsten Bildungsstufe ohne ihre Schuld stehen blieben: müßten wir nicht mit unserm Glauben an Gottes Weisheit, die nichts umsonst thut, ins Gedränge kommen, wenn des Menschen Daseyn nicht über sein Grab hinausreichte? — Und wie wäre es mit der göttlichen Gerechtigkeitspflege in der sittlichen Welt, wenn ein Rasen oder Leichenstein den ganzen Menschen bedeckte? Wie doch, so viele edle und große Thaten bleiben hier unbelohnt, und so viele schwarze Verbrechen unbestraft; so

mancher Tugendfreund erliegt unter den herben Schlägen des Mißgeschickes, indessen der verworfenste Bösewicht zeitlebens sich im Schooße des Wohlseyns behaglich schaukelt: und es sollte keine künftige Vergeltungzeit seyn, die diese Widersprüche ausgleiche? — Der Mensch sollte hier aussäen müßen, ohne Hoffnung, dort eine segensvolle Erndte zu haben? — Wohl dem Menschen! es waltet ein gerechter Gott über ihm, der ihm einst jede gute That ewig vergelten wird. Das tröste in bedenklichen Fällen des Lebens sein Herz, das erhebe im Kampf für die Tugend seinen Muth, das erheitere beym unwillkührlichen Hinblick auf die dunkle Nacht des Grabes seine Seele! Hier ist nur seines Daseyns Frühling, dort erst sein Erndtefest. Nicht er, nur seine morsche Hülle wird ins Grab gelegt, nur seine Leiche wird beerdiget. Was einst von ihm die Würmer des Kirchhofes zernagen werden, was von ihm in der großen Werkstätte Gottes zu einer neuen Schöpfung übergehen wird, das ist nicht Er selbst, sondern nur die Reste seines verlassenen Leibes. Die Erde nimmt nur wieder zurück, was ihr angehört. Das Höhere im Menschen, der eigentliche Mensch, seine Seele erhebt sich in eine andere höhere Gegend im Reiche Gottes. Das, was wir Tod nennen, ist für den Menschen nicht eigentlicher Uebergang in die Ewigkeit, weil er hienieden schon in der Ewigkeit steht, sondern Uebergang zu größern und seligern Verhältnissen; er ist Wechsel der Wohnung im großen Vaterhause; er ist Umtausch einer Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen. O wahrlich,

Das Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist vermodert;
Die Asche verglimm' in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.

Was denket und liebet, und forschet und späht,
Der Gott in dem Menschen nicht untergeht.

A. H. Niemeier.

Ergriffen von solchen Betrachtungen, schrieb daher Rousseau an Voltaire: wenn Gott mächtig, weise und gerecht ist, so ist auch meine Seele unsterblich. Wer könnte sich eines Andern überzeugen, wenn er, was in seiner Seele vorgeht, in Beziehung auf Gott überdenkt? Kein Wunder, daß von gleichen Betrachtungen tief ergriffen, Matthisson über die Unsterblichkeit seiner Seele in den frohen Ausruf sich ergoß:

Du, die sich tief in mir ein Leben denkt,
Aus allen Sphären, Seele, tönt es nieder:
Zum Staube wird, was Staub ist, nur versenkt;
Des Himmels Funke kehrt zum Himmel wieder.

Sogar die Laster des Menschen, sein unersättlicher Durst nach Wollust, Gold und Ehre, verkündigen, daß er für unendliche Glückseligkeiten gebohren sey. Heftige Leidenschaften, welche sich gleich Adlerflügeln, über unser Nest hinausstrecken, und, weit über den Werth aller Dinge hienieden erhaben, für die Erde zu groß sind, prophezeien einen edlern Flug, und erweisen unser Recht an den Himmel. Da ihnen die Erde ein zu enger Spielraum ist, liegt am Tage, daß uns ein höheres Strebeziel gesetzt sey, und daß menschliche Glückseligkeit auf Besserm beruhe, als auf Befriedigung von Trieben, die wir mit dem Thier gemein haben. Und spricht nicht selbst die Natur ein kräftiges Wort für den Glauben an Unsterblichkeit? — Nichts geht im Weltall verlohren; was vernichtet scheint, kömmt nach einiger Zeit wieder in einer neuen Gestalt zum Vorschein. Die ekelhafte Raupe spinnt

sich ein, übergeht in einen Zustand der Empfindungslosigkeit; aber bald erbricht sie das selbstgemachte Grab, und tritt als leichter, bunter Schmetterling hervor. Und —

Der Wurm, der sich mit dem Coccon umspann,
Gereitzt von des Instinctes sicherm Locken,
Fängt ausgeschlüpft ein neues Leben an,
Bringt Flügel mit aus seinen seidnen Flocken,
Trinkt Thau und Saft aus Blumen, und erwirbt
Sich ein vollkommner Seyn, indem er — stirbt.

Ungen.

Auch das Saatkorn geht im Schooße der Erde in Verwesung über; aber nach wenigen Monaten prangt an der Stelle der Verwesung die schwankende Aehre. Sollte es mit dem Menschen, der die Krone der irdischen Schöpfung ist, anders seyn? sollte er allein untergehen, während aus der Verwesung des Unedlern Thätigkeit und Leben hervorgehen? O wahrlich, schon daraus ergiebt es sich, daß die Lehre von der Auferstehung der Todten so unnatürlich nicht sey, wie der Unglaube wähnt, wenn sie mit der Unsterblichkeitslehre gehörig verbunden, und von der Fortdauer des Menschen in der Zukunft mit einer organischen, obgleich sublimirten, Natur in dem ewigen Reiche Gottes verstanden wird! —

Unsterblichkeit ist ein Hauptzug im Bilde des Menschen, und setzt nach seinem Hinüberscheiden Bewußtseyn voraus. Nicht wissen, daß man da ist, heißt Vernichtung und nicht wissen, daß man da war, heißt nicht Fortdauer, sondern neuer Anfang. Die Tugend wäre ohne Rückerinnerung, ohne Zusammenhang mit einem künftigen Leben. Das Hier und Dort müßen ein unzer-

rissenes Ganzes ausmachen. Es ist vorzüglich das Bewußtseyn der hier geübten Tugend, was dort beseligt. Der Mensch muß wissen, was er hier für ein Fundament legte, um dort darauf fortzubauen; wo er es hier ließ, um dort anzuknüpfen.

Wie des Menschen Zustand drüben seyn werde, auf welche Weise sein gegenwärtiges Leben mit dem künftigen verknüpft sey, wo er leben, und wie die Form seines Denkens seyn werden? — Das alles sind Fragen, die wir unserer Neugierde unbeantworten lassen müßen. Ueber das Jenseits hat Jesus uns alles gesagt, was zu wissen uns fromant: „Kein Auge hat's noch gesehen, kein Ohr gehört, und kein Menschenherz kann es fassen, was von Gott denen bereitet ist, die aufrichtig und innig ihn lieben.“

Mensch, fühle deine Würde ganz! ehre durch Wohlverhalten die Vorzüge deiner Natur! Auf der Reise durchs Leben sey Vorsicht dein Anker, dein Führer die Pflicht! Lang ist der Weg, falsch die Welle, fern das Ziel. Es ist Schande, hinter diesem Ziel zurück zu bleiben, da alles in der Natur weiter rückt, und überall Progression fortstreben — der Kräfte sich zeigt. Fortschreiten ist deine Bestimmung. Alles Menschliche, sagt Schiller, muß erst werden und wachsen und reifen, und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit. Du darfst dich nie einbannen auf einen bestimmten Kreis des Wahren und Guten, nie blindlings dem Herkommen huldigen. Mag an Vielen der Spruch eines alten Weisen sich bewähren: Der Mensch sey ein Thier der Gewohnheit'; mag vielen der Wahlspruch gelten: Lasset es, wie es war! das Alte ist das Beste; zeige, daß die Macht deines Geistes größer sey, als die Macht der Gewohnheit! Handle nie, vom

Vorurtheile geleitet! Jedes Vorurtheil verräth Schwäche oder Mangel des Verstandes, und ist schon darum entehrend. Je mehr sich der Kreis deines Wissens erweitert, und je stärker dein Herz zum Guten dich hinzieht, desto näher rückst du dem Ziel, das dir von der Hand des Ewigen ausgesteckt ist.

Achte das Gute auch an Andern, und verachte keinen Menschen! Der Geringste kann wohlthätig wirken. Jeder, er erscheine im bürgerlichen Leben noch so unbedeutend, kann durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände für Andere sehr bedeutend werden. Es fehlt nicht an Beispielen, daß arme Dienstboten die Ernährer ihrer verunglückten Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brode den Hunger der Reichen stillten; daß gemeine Knechte, Fürsten das Leben retteten. Erniedrige nie einen Menschen zum bloßen Werkzeug! Der verdient nicht Mensch zu seyn, der mehr Andere benutzen, als ihnen nützlich seyn will. Ehre die Menschenrechte im Geringsten! Wer von Menschenrechten spricht, ist darum noch kein Jakobiner oder Carbonari, sonst müßten auch David, Salomon, alle Propheten, selbst Jesus so heißen; denn namentlich der Letzte will, daß auch den Armen das Evangelium gepredigt, oder was gleich viel sagen will, daß auch die Bauern und Taglöhner klug und verständig gemacht werden. Nichts weckt mehr das Gefühl für Menschenrechte, als selbst erlittenes Unrecht, und eigene unverdiente Noth; denn wahrlich,

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Hat kein Gefühl für Menschenrechte.

Es ist keine seltene Erscheinung, daß man die Menschenrechte an der Wurzel verletzte, für welche man kurz vorher mit Eifer das Wort nahm. Dieselben Regierungen, die über das zu Markt bringen und Verkaufen der Menschen vor aller Welt laut ihren gerechten Unwillen aussprachen, trugen kein Bedenken, ganze Völker zu vertauschen und zu verkaufen ꝛc. ꝛc. Wer möchte nicht Blut weinen über zertretene Menschheit?! —

## 3. Gott.

Das unermessliche Weltall, am Firmament das zahllose Heer der Sterne, die Erde mit ihrem Reichthum, der Mensch mit seinen Vorzügen, Alles weiset auf einen allmächtigen, ewigen, unendlich weisen und gütigen Urheber — auf Gott — hin. Das Gefühl ahndet in dem Schönen und Erhabenen der Natur den in ihr waltenden Geist Gottes: der fliegende Blitz, der rollende Donner, der brausende Sturm sind des Allmächtigen Boten; ihn verkünden Blüthen und Blumen und Früchte; ihn offenbaren die Flammenzüge an seinem Sternenhimmel, dem Gewölbe des heiligen und ringsumschließenden Tempels; und in seiner Allmacht und Weisheit ahndet unser Herz auch seine ewige Liebe. Nein, nicht blos in der Natur außer uns ahnden wir das Göttliche; auch in uns vernehmen wir Gottes Offenbarungen; er redet zu uns in der Stimme des Gewissens, in dem Sittengesetze. Die Nacht unsers Innern ist durch die Strahlen einer bessern Welt erleuchtet; die Anlagen zum Wahren, Schönen und Guten, die wir in uns tragen, machen uns zu Mitbürgern jener Welt, wo der heiligste Wille herrscht, wo die höchste Wahrheit und Schönheit und die reinste Güte vereint sind. Unsere Vernunft kann sich kein Werk, das in allen seinen Theilen und Anlagen die höchste Weisheit verräth, ohne weisen Urheber — keine Naturgesetze ohne Gesetzgeber — keine stäte zweckmäßige Veränderung ohne erste Ursache — kein Leben ohne Lebensquelle — kein Sittengesetz ohne einen höchsten heiligen Willen denken; sie kann dem blinden Zufall keine Schöpferkraft beymessen. Auf

die Fragen: Wer rief die Welt ins Daseyn? Wer schuf die Erde? Wer kleidet die Felder im Frühling mit reizendem Grün, im Sommer mit goldenen Aehren? Wer schmücket die Auen und Gärten mit lieblichen Blumen? Wer gab der Natur ihre Kräfte und Wirkungsgesetze, die seit Jahrtausenden sich gleich blieben? Wer schaft so regelmäßig durch Sonnenaufgang den Tag? Wer führt den Mond herauf, daß er unsere Nächte beleuchte? Wer läßt Frühling und Herbst, Sommer und Winter so ordentlich und in so abgemessenen Zeiträumen zu unserer Erhaltung und Erquickung abwechseln? Wer legte die Keime des Lebens, die Geschicklichkeit Nahrung und Wohnplatz zu finden, die Triebe zur Fortpflanzung in so zahllose Thierarten? Wer legte in die Natur des Menschen Vernunft und freien Willen, daß er sein eigener Gesetzgeber und Richter sey? ꝛc. auf diese und ähnliche Fragen dringt sich gewiß unwiderstehlich jedem Unbefangenen die einfache Antwort auf: — Gott —. Ja, der Gott der Natur hat sein Daseyn auf alle seine Werke, und sein Gesetz in die Herzen aller Menschen geschrieben. Durch ihn besteht alles, was ist; sogar das weiche Würmchen pflanzet sich auf sein Geheiß durch die stürmischen Jahrtausende fort. Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Alles, was ist und lebt, steht unter Gottes Hoheitsbefehlen; er selbst ist der König, dessen Ehrentempel dort über uns von Millionen Sternen brennt.

Die Idee Gottes ist das Höchste, was die Vernunft erreichen kann. Gott ist ein unendliches und ewiges Wesen, das sein Daseyn aus der Nothwendigkeit seiner eigenen Natur, und alle Vollkommenheit aus sich selbst hat. Er ist ein Wesen ohne Gestalt und Wohnung, ohne Abnahme oder Gleichheit, überall gegenwärtig, gegenwärtig

seinen geheimsten Gedanken. Sein Verstand bedarf keiner Vernunftschlüsse; — ihm sind weder Sätze, noch Prämissen, noch Schlußfolgerungen nöthig. Er ist ganz anschauend; er sieht in gleichem Grade, was jedes Ding ist, oder was ihm zu seyn möglich ist. Alle Wahrheiten sind für ihn nur ein Begriff — aller Raum ist für ihn nur ein Punct — und die Ewigkeit selbst ein Augenblick. Alles, was da ist, ist Ausfluß seiner Kraft und seines Willens; alles steht unter seiner Leitung. Wir können Gott nicht sehen, weil er allgegenwärtig ist, und weil das irgendwo seyn muß, was wir sehen sollen. Was außer Raum und Zeit liegt, ist den Sinnen unerreichbar. Gott irgendwo schauen wollen, heißt seine Seligkeit auf einen Widerspruch bauen. Was überall ist, was kein Raum umschließt, kann unter keiner Gestalt gedacht werden; vom Geiste ist keine Nachbildung möglich. An Gott ist alles unbegreiflich, weil er unendlich ist, und für das Unendliche kein Maaß sich findet. Darum hat er auch Seinesgleichen nicht, weil der Begriff der Einheit unzertrennlich mit dem Wesen der Gottheit verschlungen ist. Es kann durchaus keine Vollkommenheit geben, die nicht im Verein mit allen in Gott sich fände. Wer Gott eine einzige abspricht, läugnet sein Daseyn.

So unbegreiflich Gott ist, so giebt es doch von ihm eine Vorstellung, die wenigstens das Herz versteht, und darum auch dem Geist genügt. Es ist die Vorstellung in den wenigen Worten enthalten: Gott ist die Liebe. Schon der Apostel Johannes wies IV. 8. auf diese Vorstellung hin, worüber ein alter ehrlicher Teutscher — Sebastian Frank — in fast gleichem Geiste sich aussprach: „Gott, so schrieb er, ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen. Ohne Gott ist das Ich einsam durch alle Ewigkeiten hindurch. Alles Irdische verklärt und

sonnt sich in dem Gedanken an Gott. Das Ich sucht ein Ur-Ich". Der Gedanke an Gott, so zart aufgefaßt, thut dem Herzen unsäglich wohl. Nichts geht über die Empfindung, wie viel an wahrer Freude bey einer solchen Vorstellung von Gott gewonnen wird; wie sehr dadurch die Aussicht auf alles um uns her sich erhellt; in wie viel schönerer Gestalt uns die Welt erscheint, wenn wir sie als ein Werk der göttlichen Güte betrachten; wie viel ruhiger jeder Genuß des Lebens, wie viel reiner, rührender und befriedigender uns jeder Zuwachs des Wohlseyns wird, wenn wir darin ein eigentliches Geschenk aus Gottes Vaterhand erkennen, und welch ein lindernder Balsam damit in die vom Schicksal oder von den Menschen geschlagenen Wunden fließt, wenn wir wissen, daß die Hand der Liebe den Streich führte.

Der Glaube an Gott ist eine Frucht, die eigentlich erst im Treibhause des menschlichen Herzens zu Reife gebracht wird; wer ihn von der Furcht ableitet, dieselben vom bösen Geiste geschaffen ist, der begeht den größten Mißgriff, und macht gleichsam nach J. Pauls witziger Bemerkung den Teufel zu Großvater Gottes. Furcht kann wohl rohen Aberglauben, aber nicht kindlichfrommen Glauben an die ewige Liebe erzeugen, welcher allein beseligt. Dieser Glaube allein ist der Fels, auf den die menschliche Bestimmung gegründet ist, der Stern, der den Menschen durchs Leben, und bis jenseits des Grabes leiten soll. Alle Erkenntniß des Menschen, von der Milbe an bis zum Sonnensystem, alle Sittlichkeit des Menschen von dem ersten Gefühle des Rechts bis zur höchsten harmonischen Reinheit des Gemüths geht einzig aus diesem Glauben hervor; er ist die einzige Grundlage aller Religion. Wer Gott nicht als Vater kennt, wird ihn nicht als Kind lieben, was im Gebiete der Religion

Hauptsache ist. Der beste Altar ist ein Gott ergebenes Herz; Rechtthun aus Liebe ist die einzig wahre Gottesverehrung. Herz und Glaube im Bunde; — auf diesem Wege allein gelangen wir zum Vater. Soll Glaube rechter Art seyn, so muß Liebe ihm die Weihe geben. Wenn es Gotteslängner giebt, so ist es weniger der irrgeführte Verstand, als das böse Herz, was dazu sie macht; es ist meistens Stolz, der sich schämt, wie Andere zu denken, und Drang, sich bey einem weichlichen Leben, von dem man sich nicht lossagen will, gegen göttliche Strafgerichte sicher zu stellen. Es giebt Leute, die es unter ihrer Würde finden, mit dem gemeinen Volke zum gleichen Glauben sich zu vereinigen, und zu vornehm sich dünken, über sich einen Urheber und Herrn der Natur zu erkennen; die daher so reden und thun, als wenn entweder kein Gott wäre, oder als wenn sie in ihrem Betragen nicht die geringste Rücksicht auf ihn nehmen dürften. Haller hat sie in nachstehenden Versen ungemein treffend gezeichnet:

Der Fürst, dem Laster nützt, den Gottesfurcht umschränket,
Der Freigeist, der sich schämt, wann er, wie Andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah' zur Strafe scheint,
Sind, aus verschiednem Grund, doch wider Gott vereint.
Oft deckt der Priester selbst sich mit erlernten Mienen;
Sein Herz verhöhnt den Gott, dem seine Lippen dienen.

„Ich kann nicht glauben, sagt der Verfasser der Andachtsstunden, über welchen dermalen die dogmatischen Spürhunde so unbarmherzig herfallen, daß es im wahren Sinne einen Gotteslängner gebe; aber giebt es einen, so ist es derjenige, welcher die Religion, das Heiligthum aller guten Menschen, zu einem heidnischen Gaukelspiel fürs Volk macht, um dabey seinen Eigennutz oder seine Ehrsucht zu sättigen; oder welcher das Göttliche zu einer

gemeinen Polizei-Maaßregel herabwürdiget, womit er, wie am Leitseil einen Hund, den Pöbel anziehen oder loslassen kann. Da ist nicht das Reich Gottes, und würde mit silbernen Glocken geläutet". Mit dem Glauben an Gott geht für den Menschen Alles verlohren; mit ihm erlöscht der letzte Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers dringt. Unglaube und ein reines Leben sind unverträgsame Nachbarn. „Das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose queckſilberne Punkte von Ichs, wie Jean Paul sich ausdrückt, die blinken, rinnen, irren zusammen und aus einander fliehen ohne Bestand und Einheit. Niemand ist im Weltall so sehr allein, als ein Gotteslängner: er trauert mit einem verwaisten Herzen, das den größten Vater verlohren hat, neben dem unermesslichen Leichname der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammen hält, und der im Grabe wächst und trauet, bis er sich selber abbröckelt von der Leiche". Affectirter Atheismus bey Hohen und Vornehmen, bey Männern, die am Staatsruder sitzen, ist der unbegreiflichste Unsinn. Wo es einmal laut wird, daß die Regenten und ihre Gehülfen keinen Gott glauben, da dürften wohl bald die Regierten so klug werden, sich durch den Glauben an Gott nicht hindern zu lassen, ein Joch abzuschütteln, das man ihnen in seinem Namen auferlegte. Wenn die Großen über sich keinen Höhern erkennen, der ihrer Willkühr Schranken setzt: da mögen sie Acht haben, daß nicht auch das Volk einst auf sie die Anwendung mache! — Das Staatsgebäude, wenn es dauerhaft seyn soll, muß Religion zur Unterlage haben; der Beweis geht durch die ganze Weltgeschichte. Wo nicht Gottesfurcht die Leidenschaft an Zügel nimmt, da ist alle Mühe vergeblich, ihre wilden Ausbrüche einzuhalten. Unmöglich kann da Völkerglück blühen, wo von

Machthabern die Religion zum Spiel der Convenienz erniedrigt wird, und wo man die Politik über die Moral stellt. Nie steht der Thron, nie ruht die Krone fester, als unter Garantie eines gottesfürchtigen Volkes. Dringt einmal der Unglaube zum Volk hinab, dann sind der Anarchie die Schleußen geöffnet, und Nichts vermag mehr den Strom des Verderbens aufzuhalten, der Fürst und Volk unaufhaltsam mit sich fortreißt. Man sollte es nicht glauben, wenn nicht die Geschichte es verbürgte, daß einst ein König, mit dem Beynamen des Großen, Ludwig XIV. Abweichung von einer damaligen Schulmeinung strafbarer, als den Atheismus, fand. Einst wollte er in seinem Eifer, für Orthodoxie einen seiner Hofleute entsetzen, weil er ein Jansenist wäre; aber des Königs Ungnade wendete seltsam die Einrede: Wie kann der Mann ein Jansenist seyn, da er nicht einmal einen Gott glaubt? — Je nun, wenn das ist, erwiederte vornehm kalt der Monarch, dann mag der Mann an seiner Stelle bleiben. Sprechender konnte der Fürst den tiefen Stand der Religion an seinem Hofe nicht beurkunden. Die traurigen Folgen offenbarten sich später.

Man wundere sich über eine solche Erscheinung nicht! — Der Unglaube, weniger ein Sohn der Zeit als des Orts, bewohnte von jeher die Höfe, so wie die großen Städte. Der Eingang ist folgerecht; wo man der Weichlichkeit so ganz sich in die Arme wirft, da findet man den Glauben an einen Gott lästig. Man übernimmt die Rolle des Unglaubigen weniger aus Grundsätzen, als aus vornehmer Unwissenheit oder leichtsinniger Ueppigkeit. Der Unglaube wird Modesache. Aber daher kömmt es auch, daß solche Unglaubigen endlich doch wieder, nachdem sie sich durch allerley Ausschweifungen entnervt haben, zum stummen Glauben, oft zum Aberglauben, umkehren. Sie

sind dann wurzellosen Bäumen ähnlich, die im Winde schwanken: sie küssen heute mit knechtischem Verzagen, was sie noch gestern zertreten haben; sie neigen sich heute demüthig vor dem Priester, der noch gestern die Zielscheibe ihres muthwilligen Spottes war; sie zittern heute vor dem Teufel, da sie noch gestern von Gott nichts wissen wollten.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß man einst mit dem Vorwurfe des Atheismus viel Unfug trieb. Es gab Zeiten, wo man unbedenklich jeden einen Atheisten hieß, der selbst zu denken den Muth hatte, und kirchlichen Allfanz verwarf, den der Aberglaube ins Gebiet der Religion hinüber gezogen hatte. Aus diesen Zeiten hat sich das Sprüchwort erhalten: ubi tres medici, ibi duo athei. Die strengen Theologen sahen es nie gern, so Jemand es wagte, sich frei im Tempel der Natur umzusehen, und hielten es für heilige Pflicht, die geringste Verletzung der Orthodoxie empfindlich zu rächen. Daher ihr ewiges Auflauren, und die bittern Ausfälle auf jeden, der es nicht unbedingt mit ihnen hielt, was freilich unbefangenen Naturforschern und Aerzten nicht zuzumuthen war. Gelehrte, die es unterließen, die Resultate ihrer Forschungen genau mit dem Kirchenglauben in Uebereinstimmung zu bringen, mußten es sich gefallen lassen, so man sie mit dem Namen eines Ketzers, oder auch eines Atheisten brandmarkte. Oft reichte so gar eine Behauptung gegen eine herrschende Meinung der theologischen Schule hin, in diese Kategorie zu kommen, wie es z. B. Spinoza, Leibnitz, Lessing, Kant, Fichte ꝛc. an sich erfahren haben.

Ich kann mir schon gar keinen Atheisten aus Ueberzeugung denken, weil zur Ueberzeugung haltbare Gründe gehören, die ihm fehlen. Wohl mag es Menschen geben, die noch so tief stehen, daß sie von Gott nichts wissen;

aber ein Gotteslängner aus Grundsätzen, ich gestehe es, ist und bleibt mir ein Unding. Der Atheist frage sich doch, wie er zu dem Ideale einer Gottheit gekommen ist, das er bestreitet? — Ists nicht ungereimt, dem Abbilde das Urbild abzusprechen? — Welche Verblendung! — Gott baute sich in seinem Herzen einen Altar warmer belebender Liebe; dieses erglüht von heißer Sehnsucht nach dem Ewigen, nach dem Unendlichen, und er wagt es, gegen den Drang des eigenen Herzens, diesem heiß ersehnten Ewigen und Unendlichen Daseyn abzusprechen?! —

Für Gottes Daseyn spricht Alles in und ausser uns. Ich bin; also ist irgend etwas von Ewigkeit her. Wir haben Verstand; also giebt es ein ewig verständiges Wesen. Es giebt eine Wahl; also giebt es einen Herrn, der nach seinem Willen, handelt. Es ist in uns ein heiliges Sittengesetz, das wir uns nicht selbst gegeben haben; wir müßen also ein höheres Wesen annehmen, das dieses Gesetz in unsere Natur legte. Wir fühlen in uns den hohen Ruf gut und tugendhaft zu seyn, und es mit jedem Tage mehr zu werden; dieser Ruf muß uns also von einem Wesen zugehen, das größer ist, als wir. Unsere Vernunft sagt uns, daß Tugend zur Seligkeit berechtige; es muß also ein Gott seyn, der diese Seligkeit uns zutheile. Auf diesen Glauben weiset nicht minder deutlich und kräftig eine aufmerksame Betrachtung des Weltall mit allen seinen schönen Einrichtungen voll Weisheit und Ordnung hin. Kein Licht zündet sich selbst an, kein Haus baut sich selbst, kein Kunstwerk entsteht von ungefähr, und das unermessliche Weltall, die majestätische Sonne, und die Erde mit allen ihren Erzeugnissen könnten ein Spiel des Zufalls seyn? —

Sagt, wer donnert in den Wolken? sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler sprich! — Wer wälzt die Fluten, die sich wie Gebürge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu: —
Gott, Verweg'ner! ists; was zweifelst du?

Kleist.

Blicke auf, Mensch! zum Himmel, an welchem tausend Welten flammen, und siehe dann auch auf Erden bedächtlich um dich her; giebts eine Schrift, die leserlicher Gottes Daseyn beurkunde? Kannst du noch weitere Beweise federn? —

O ja! es ist ein Gott; es ruft es die Natur,
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermessnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz.

Haller.

Wer an Gottes Daseyn zweifelt, der begreift sein eigenes Daseyn nicht, und muß sich unvermeidlich im Gewirre der Welt verliehren; ihm fehlt auf dem wogenden Meere des Erdenlebens der Anker, um sich Haltung zu geben.

Wer Gott läugnen kann, dem fehlen
Freud' und Trost in Glück und Noth;
Denn, was Körper ohne Seelen,
Sind die Seelen ohne Gott.

Haug.

Mag daher um uns her Alles in Trümmer gehen, mag die ganze Natur in Aufruhr kommen; wir zagen nicht, weil uns ein Gedanke übrigt, um daran unsern Muth aufzurichten:

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob Alles im ewigen Wechsel kreis't:
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Schiller.

Ueber Gottesglaube hat Neuhofer in seinen christlichen Gesängen Alles gesagt, was darüber sich denken, fühlen und sagen läßt. Ich kann also nicht umhin, seinen Herzensergiessungen über einen so hohen Gegenstand hier den Platz anzuweisen, den sie verdienen:

Es ist ein Gott, in Berg und Thal
Erkenn' ich seines Daseyns Spuren;
Der Morgensonne erster Strahl
Auf thaubenetzten Frühlingsfluren, —
Der Blumen königliche Pracht, —
Der Sterne Glanz in stiller Nacht, —
Die Frucht, die sich am Baume röthet, —
Der Vogel, der im Strauche flötet, —
Der Wurm, der sich des Daseyns freut, —
Verkündigt seine Herrlichkeit!

Es ist ein Gott! des Blitzes Glut,
Des Donners fürchterliches Rollen —
Der Wogen aufgeregte Flut,
Muß ihm der Ehrfurcht Opfer zollen.
Nur ihm ist alles unterthan;
Der Schöpfung ungemessner Plan
In allen Himmeln und auf Erden —
Was ist, und war, und einst wird werden,
Ist nur durch ihn, wird nur allein
Durch seinen Willen stehn und seyn.

Und ob auch alles um mich her
Wie eitel Staub im Wind zerstiebe,

Und von dem weiten All nichts mehr,
Als nur mein Herz mir übrig bliebe; —
So spräche doch mein Herz zu mir:
Es ist ein Gott, ein Gott, der dir
Ein höheres, ein geistig Leben —
Gefühl fürs Heilige gegeben,
Das von des Zufalls düstrer Nacht
Dich frei und unabhängig macht.

Es ist ein Gott! Es ahndet ihn
Mit zartem kindlichem Verlangen,
Mit Frohgefühl, der reine Sinn,
Und sehnet sich ihm anzuhangen.
Wer wahrhaft, edel ist und gut,
Und froh die Wahrheit sucht und thut —
Das reine heilige Gemüthe
Forscht nach der Quelle höchster Güte,
Und findet ihre sichre Spur
In seinem Gottesglauben nur.

Es ist ein Gott! O Seligkeit!
Er ist! ich darf ihn Vater nennen;
Ich soll ihn hier schon in der Zeit —
Ich soll ihn dort noch näher kennen.
Was groß und gut und heilig ist —
Mehr als mein schwacher Geist ermißt,
Find' ich in Ihm! — Die höchste Güte,
Die von des Lebens erster Blühte,
Nicht nur bis an des Grabes Nacht,
Nein, ewig, ewig für mich wacht.

Es ist ein Gott! er wohnet nicht
In Tempeln, welche Menschen zimmern;
Noch weiter, als der Sonne Licht
Umherstrahlt, und die Sternen schimmern,
Im unermesslichen Gebiet
Des Weltalls wohnet er! Wer sieht,
Wenn hold und klar die Sterne glänzen,
Des weiten Lichtgebietes Gränzen?

Und allenthalben nah' ist er,
Allgegenwärtig groß und hehr!

Heil mir! Er ist von mir nicht fern,
Er sieht auf alle meine Wege;
In reinen Herzen wohnt er gern,
Sie sind sein Bild und sein Gepräge.
O, möcht' ich fleckenlos und rein,
Ihm ähnlich und vollkommen seyn!
Wie heiter flößen meine Tage,
Selbst bey des Lebens Leid und Plage,
Dahin? O welche Seligkeit
Wär' meinem Geiste dann bereit!

Es ist ein Gott! Es ist ein Gott!
Heil mir! ich weiß, an wen ich glaube;
Nicht eines blinden Zufalls Spott
Ist meine Wallfahrt hier im Staube.
Getrost wall' ich an seiner Hand
Den Weg ins bessre Vaterland.
Die Freuden, die mir lieblich blühen,
Ja selbst des Pilgerlebens Mühen,
Die mich bekümmern, sendet er
Zu meinem Heile freundlich her.

Am trüben Tage zag' ich nicht,
Und ob's auch lange dunkel bliebe;
Mir strahlt des Trostes helles Licht
Es ist ein Gott! Er ist die Liebe.
Er kennt und weiß es, was mir fehlt;
Der Gram, der Kummer, der mich quält,
Ist ihm bekannt, noch eh' ich klage;
Er wog mein Glück und meine Plage,
Und väterlich spricht er zu mir:
Sey ohne Furcht! Ich bin bey dir.

Ich bin bey dir! ob fürchterlich
Des Schicksals Ungewitter stürmen,

Und Noth und Jammer über dich
Sich, gleich erzürnten Wogen thürmen;
Versengen soll dich keine Glut,
Ertränken soll dich keine Flut!
Dich leitet meine starke Rechte
Selbst durch die dunkelsten der Nächte;
Ich bin dein Gott, ich bin bey dir;
Sey furchtlos, weiche nicht von mir!

So ruft er selbst mir tröstend zu —
Sollt' ich nicht glauben, dulden, hoffen?
Ist nicht die Quelle wahrer Ruh
In seinem Worte für mich offen?
Heil mir! er ist, er ist mein Licht;
Treu hält er, was er mir verspricht;
Er ist kein Mensch, daß ihn gereue,
Was er versprach; nein, seine Treue
Steht felsenfest, unwandelbar!
Er ist ein Gott, sein Wort ist wahr.

Und wollte mich die Dunkelheit
Des Grabes, die Verwesung schrecken;
Ein Pilgrim bin ich in der Zeit!
Mag Staub einst meine Glieder decken,
Mein Leib ist ja nur Erd' und Staub;
Er werde der Verwesung Raub —
Er modre nur! mein Geist wird bleiben,
Der Gottheit Bild kann nicht zerstäuben
Droh' nur, o Grab! ich zittre nicht;
Im Tode selbst ist Gott mein Licht.

Es ist ein Gott! Es ist ein Gott!
Heil mir, ich weiß, an wen ich glaube
Nicht eines blinden Zufalls Spott
Ist meine Wallfart hier im Staube.
Zu ihm, dem Ewigen, hinan,
Führt mich des Daseyns kurze Bahn.
Ich darf ihn hier schon Vater nennen
Dort soll ich ihn noch näher kennen;

Welch' hohe Seligkeit ist mein!
Er ist mein Gott, und ich bin sein. —

Preis dem Glauben an Gott! — über Welt und Zeit erhebt er das Gemüth. Emporgerichtet aus einer Gegenwart voll Sorgen, haben wir an ihm einen Felsen gefunden, auf den wir vertrauenvoll uns stützen. Mag erschüttert seyn der Erdkreis; mögen die Ruhe und das Glück der Staaten aus ihren Angeln herausgerissen scheinen; mögen Stürme des Unglücks das Wohl des Einzelnen bedrohen: es waltet ein Gott, und wird walten; bedarf es mehr, daß die letzten Reste unserer Besorgnisse, wie die noch hangenden Nebel vom Sonnenlicht, zerstreut werden? — Wo kein menschliches Auge Hilfe ersieht; wo guter Rath vergeblich ist; wo alle Mittel erschöpft sind: im Glauben an Gott erhebt sich der Arm der Rettung; an ihn fest angeschlossen kann der Mensch im verheerenden Strome nicht untersinken. Ermuthiget durch seinen Gottesglauben, der nie wankt, fürchtet er nicht die Entwürfe der Menschen, die auf sein Verderben ausgehen, nicht das Spiel des Zufalls, nicht die Macht des Schicksals, nicht die drohende Zukunft: denn er weiß, daß der, welcher über Menschen und Zufall, über Schicksal und Zukunft gebietet, die Hand nicht von ihm abziehen werde. Auch in der härtesten Prüfungsstunde bewährt sich seine Gottergebenheit; unverzagt bewahrt er Besonnenheit, wenn es rings um ihn her stürmt; und mitten im wilden Spiel der Wogen, wenn er kein schwimmendes Brett mehr erhaschen kann, darauf dem Schiffbruch zu entkommen, umschlingt er in kindlicher Zuversicht Gott, seinen Vater, mit den Armen der Liebe.

Nur durch den Gottesglauben wird es uns möglich, aus den dunkeln Irrgängen des Erdenlebens einen sichern

Ausweg zu finden, und uns gegen die Macht der Hindernisse, die uns oft diesen Ausweg verlegen, empor zu ringen. Ohne diesen Glauben gleicht Jeder einem Wanderer, der bey finsterer Nacht in einem dichten Wald seinen Weg verfehlt hat, und bey jedem Schritte vorwärts von Besorgnissen geängstiget wird, Räubern in die Hände zu laufen. Schwarze Nacht liegt auf Jedem, dessen Geistesgebiet nicht das Licht dieses Glaubens erhellt. Daher Tersteeg:

Gott ist die Sonne, ich nur ein Strählchen seines Lichts;
Trenn' ich vom ihm mich ab — bin ich ein finstres Nichts.

## 4. Religion.

Religion ist Heiligung des Sittengesetzes durch den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit; sie ist das, was den Menschen mit der Gottheit vereinigt; sie ist dem Geist, was er selber dem Leibe ist; sie ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte mit dem heiligen Willen des Vaters im Himmel. Sie kündigt sich an als ein mächtiges Gefühl vor der Allmacht des Unbekannten, das unser Innerstes tief ergreift, des Menschen Stolz niederbeugt und seinen Geist bindet. Religion ist ein lebendiges, im Herzen wohnendes, das ganze Gemüth durchdringendes Etwas — der Sinn für das Heilige und Unendliche — oder wie es unsere heiligen Bücher nennen — das Leben in Gott. Religion ist Gefühl der Ohnmacht von der Allmacht, Gefühl menschlicher Abhängigkeit von einem höchsten Urheber alles Seyns.

Religion ist dem Menschen das Heiligste; sie ist die einzig sichere Gewähr, daß der Mensch ein Mensch sey. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, ist Religion die alles erweckende Sonne des Gemüths. Sie allein geht mit uns, wenn Alles einst zurück bleibt. Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist des Namens unwerth; denn der Mensch muß Gott mit frohem Herzen, und nicht aus Zwang dienen.

Gott, Vorsehung, vergeltende Zukunft! — Das ist die Summe aller Religionlehren; alles übrige ist nur Erweiterung und Anwendung dieser Begriffe. Was mit diesen Begriffen nicht verwandt ist, liegt ausser dem Gebiete der Religion. Einzig auf der Grundlage dieser Be-

griffe ist sicher zu fußen; hier allein ist fester Fels. Alles übrige ist Sumpferde, und sinkt unter uns.

Sie, die liebliche Himmelstochter, die tief verhüllt und schweigend jenseits winkt, und über das niedrige Treiben der Erde weit erhaben ist, entschleiert ihr heiliges Antlitz nur dem, welcher ihrem stillen Winke glaubend und liebend folgt, und Vereinigung mit Gott auf dem Wege des Wahren und Guten sucht. Soll sie, was ihr Zweck ist, den Menschen bessern und beseligen: so muß sie — nicht dem Kinde angebildet werden, denn sie ist ohne unser Zuthun das Erste in ihm — sondern es bedarf nur sorgsamer Verwahrung und Bewachung und Pflege des schon vorhandenen, damit die junge Seele sich nicht dem Eiteln, als wäre es wichtig, ergebe.

Religion ist und bleibt des Menschen wichtigste Angelegenheit; sie wirkt auf den Menschen, wie das Gesetz auf den Bürger. Ihr Einfluß auf allgemeines Wohl ist unverkennbar: sie giebt dem Gesetze höhere Sankzion, der Obrigkeit höheres Ansehen, dem Bürger Schutz gegen Willkühr der Gewalthaber. Der Fürst, wie der Unterthan, liest in ihr seine Pflicht, und findet in ihr Kraft, solche zu erfüllen. Sie ist erhaben über alle Menschengewalt; was auf Erde keinen Rächer und Richter findet, findet ihn unausweichlich in der Religion. Sie umfaßt nicht nur alle Handlungen, sondern auch die Gemüther, über welche die Gewalt nichts vermag. Sie gewinnt neue Kraft am Abend der Tage. Mag man früher im Gefühle sprudelnder Jugendkraft und Uebermuths leichtsinnig darüber gespottet haben: es wird anders, wenn man dem Grabe näher kommt. Und wie viele Vergnügungen muß der Mensch ohne Religion entbehren? Was kann in seinen Leiden ihn trösten? Welcher Zeuge ihn ermuntern zu guten Thaten, die Niemand sieht? Welche

Belohnung kann er für seine Tugend erwarten, wenn auch Tugend ohne Religion gedenkbar wäre? Wie furchtbar muß ihm der Tod seyn? Nur, wo Religion kräftig ins Leben eintritt, erheben sich Menschen und Völker zur Würde, die ihrer vernünftigen Natur zusagt; wie eine liebende Mutter bekämpft sie die wilde Natur des Menschen, und beugt sie unter ihr zartes Sittengesetz. Sie ist das allgemeine Band, das alle Menschen mit gleicher Liebe umschlingt, und das Leben der Erde an den Himmel knüpft. In ihr blühen unsere schönsten Hoffnungen auf, und sie macht uns dieses kurze Erdenleben erträglich durch die Aussicht auf ein anderes und besseres. Ihrer Leitung bedarf der Hohe, wie der Niedere, der Reiche, wie der Arme; der Hohe und Reiche würde selbstsüchtig und hart, stolz und weichlich werden, der Arme aber verwildern, wenn nicht beiden die Kraft der Religion zu Hülfe käme.

Darum ist die Religion auch, wie dem einzelnen Menschen, so jedem Staat unentbehrlich. Die weltliche Ordnung besteht nur dadurch, wenn sie von der göttlichen getragen wird. Von dieser Ueberzeugung geleitet haben daher die weisen Gesetzgeber des Alterthums immer bei Gründung und Einrichtung der Staaten die Religion zum Grundsteine gelegt. Sie ist noch die einzige Art öffentlicher Erziehung für die Menschen, deren Leidenschaften sie mäßigt, sänftigt, zügelt; sie giebt ihnen noch allein das Bewußtseyn höherer Freiheit, und nährt das Gefühl der einzig möglichen Gleichheit vor Gott; sie ist der letzte Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers dringt, und der Bedrängten Gemüth wieder erheitert. Sey die Sittenlehre, die man den Menschen predigt, noch so lauter; sie bleibt unkräftig, so lange nicht die Religion ihren Kreis schließt.

Die Religion, in so fern sie in der Wirklichkeit sich darstellt, ist eigentlich nur die Sache des Einzelnen, und es läßt sich mit Wahrheit sagen, daß jeder Mensch seine eigene Religion habe, jeder davon sein eigenes Maas besitze, daß nicht zween Menschen gefunden werden, deren religiöse Vorstellungen und Gefühle sich vollkommen gleichen, daß sich Gott einem Jeden nach dem Verhältniß individueller Eigenheiten offenbare. Aus diesem Standpunkt aufgefaßt gleicht die Religion dem Prisma, von dessen sieben Farben sich Jeder seine Leibfarbe wählen mag. Keine Religion macht an und für sich selig, sondern allein die Tugend, welche durch die Religion erweckt, erwärmt, erzeugt wird, allein das Rechtthun aus Gottergebenheit. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß die Mehrzahl der Großen und Mächtigen es mit der Religion eben so genau nicht nehmen; sie ist ihnen meistens Convenienzsache; sie beurtheilen alles nach politischen Verhältnissen; ihre scheinbare Achtung ist oft weiter nichts, als Politik, in den Schleier der Religion gehüllt. Zum Glück für die Welt hat sich dieses Uebel noch nicht auf das Volk vererbt, und die Religion hat noch überall redliche Verehrer, wo das ansteckende Gift des vornehmen Beispiels wegen Entfernung sich nicht absetzen konnte.

Dem Menschen, dessen Herz für Religion erglüht, ist sie gleichsam ein Tempel, dem er durch seine Frömmigkeit die entsprechende Weihe giebt. Nur der Unvernunft konnte es einfallen, daraus eine Disputirschule zu machen. Zwei Grundsäulen stützen diesen Tempel: Anerkennung der Gottheit und Anerkennung der Menschheit. Ohne Gott ist jede Moral eine Parasitenpflanze: sie blühet schön in Worten, und zieht ihre Ranken hie und dorthin, ja sie umschlingt jede Ritze einer Menschenseele; die Sonne geht auf, und sie ist nicht mehr. Tugenden, wenn man

sie von Gott trennet, grenzen oft nahe an Laster und Verbrechen, was uns die den menschlichen Stolz ungemein demüthigende Lehre von der Verwandtschaft der Tugenden und Laster ins Gedächtnis ruft. Eigentlich ist nur der tugendhaft, der in der Pflicht den heiligen Willen der väterlichen Gottheit ehrt.

So wenig der Mensch, der keine Gottheit anerkennt, religiös ist: eben so wenig kann er, wenn er keine Menschheit anerkennt, Religion haben; er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin seine Eitelkeit sich spiegelt. Der Mensch muß die Religion aus sich ins Leben rufen, wenn er die Würde seiner Natur behaupten und seine Bestimmung erreichen will. An sie ist alles geknüpft, was ihm wichtig und heilig seyn kann. So wenig unser Körper ohne Luft, ohne Speise und Trank leben und gesund seyn kann; eben so wenig kann unser Geist ohne den Einfluß der Religion seine bestimmte Ausbildung erreichen. Sie ist das Band, das uns mit sanfter Gewalt zu Gott hinzieht. Wer diesen Zug nicht mehr fühlt, dessen Verstand verarmt, dessen Herz trocknet aus, und alles schwindet dahin, was seinem Leben höhere Bedeutung geben kann.

Nicht auf den Lippen und in Worten, wären sie auch noch so glatt und fromm, nicht in der Gelehrsamkeit und einem beredten Vielwissen, nicht im Festhalten an einer geschlossenen Summe von dunkeln Lehrmeinungen, nicht in einem müßigen Spiel mit gelernten Begriffen, nicht in einer glänzenden, vielversprechenden Aussenseite, nicht in festlichem Gepränge, nicht in gepriesenen Handlungen, die man ehrsüchtig zur Schau trägt, nicht in der Kirchengemeinschaft, sondern im gesunden Zustande eines wohlgearteten Gemüthes, eines Gott ergebenen Herzens besteht das Wesen der Religion. Alle jene Dinge sind oft

nichts weiter als ein lügender Firniß, der auf der Oberfläche glänzt, unter welcher nicht selten das verworfenste Herz schlägt.

Das Innerste des Menschen ist der stille Tempel, wo sie wohnt; sein Herz ist der heilige Altar, wo das reine Feuer göttlicher Liebe aufflammt; die stille, geräuschlos wirkende, menschenfreundliche Thätigkeit ist ihr Gebiet, wo anspruchlose, bescheidene Tugend einheimisch ist. Religion, die sich aufs Fürwahrhalten hoher Lehren und auf Uebung sichtbahrer Andächtigkeit beschränkt, ist ihrer Natur entartet, und kann als Schaudeckel der Bosheit nur Unwissende bethören.

Wer die Religion blos als eine ihm gewordene fremde Aeusserlichkeit ansieht, und darin nicht wie in seinem wohlbekannten und liebsten Eigenthum lebt, und gleichsam zu Hause ist; wer sie nicht innerlich besitzt, nicht aus den besondern Formen seiner Religion jeden Augenblick die Religion selbst neu und lebendig zu erzeugen vermag: der sage nicht, daß er überhaupt Religion habe. Er hat höchstens einen Kirchenglauben, neben welchem nicht selten der lebendige Geist des Unendlichen in den dürren Buchstaben einschrumpft. Religion, die dem Menschen nicht Mark des Lebens ist, nicht allen seinen Gesinnungen und Neigungen, und Handlungen durch kindlichen Gehorsam gegen den Willen des Vaters im Himmel, das Gepräge der Heiligkeit aufdrückt, ist nicht, was sie heißt; sie trennt von Gott, statt mit ihm zu verbinden.

Man muß sich von den beiden feindseligen Principien, die überall, und fast von den ersten Zeiten an, den Geist der Religion zu entstellen gesucht haben, nicht irre machen lassen. Ueberall hat es sehr bald solche gegeben, die ihn in einzelnen Lehrsätzen haben umgrenzen wollen,

und solche, die aus Unverstand, und aus Mangel an Sinn alles Eigenthümliche als todten Buchstaben verschrien.

Der Geist der Religion ist weder bei steifen Systematikern, noch bei seichten Indifferentisten zu finden, sondern einzig bei denen, die in ihr leben, als in ihrem Elemente, und sich immer weiter in ihr bewegen, ohne den Wahn zu nähren, sie ganz umfassen zu können. Eingeführte Orthodoxie und Gebräuche sind mit der Religion selbst nicht einerlei. Religion ist weder Spiel der Schulsysteme, noch Nothhilfe zur Täuschung des Volkes. Sie ist Hingebung an Gott, und spricht Herz und Wandel an. Nicht das was von Gott gelehrt oder geglaubt wird, sondern die kindlichfromme Gemüthsstimmung, womit er verehrt wird, macht ihr Wesen aus.

Zwar sind wahrhaftes Wissen und wahrhafte Frömmigkeit verschwistert; aber sie halten nicht immer gleichen Schritt. Wo man daher Wissenschaft ohne Religion sieht, da ist sie entweder nur übergetragen und angelernt, oder sie ist krankhaft in sich, wenn sie nicht gar dem leeren Schein angehört. Je mehr der Verstand zum richtigen Erkennen Gottes vorrückt, desto lebendiger fühlt das Gemüth sich angeregt durch Tugend ihm ähnlich zu werden. Der Glaube, mag er noch so umfassend seyn, ist nicht bis zur Tiefe der menschlichen Seele gedrungen, wenn er nicht dem sittlichen Gefühle eine feste Richtung gibt. Der Mensch, welcher das Göttliche zu erkennen vorgibt, ohne es innig zu lieben, ist mit sich selbst im Widerspruche.

Nur diejenige Religion ist des Namens werth, wodurch der Mensch Gott näher gebracht wird. Menschen, bey denen keine innere Erhebung statt findet, weil sie in ihre irdische Verhältnisse ganz verstrickt sind, Menschen, bey denen der Eigennutz vorwaltet, und die bey allem nur immer zu erst fragen: was wird mir dafür? üppige Men-

schen, die alle ihre Lebensstunden mit gierigem Haschen nach sinnlicher Lust ausfüllen, daß ihnen keine Augenblicke für ein ernsteres Nachdenken übrig bleiben: solche Menschen haben weder Sinn, noch innere Empfänglichkeit für Religion; für solche Menschen hat sie keine assimilirende Kraft.

Die himmlische Religion ist uns zur Beseligung in Gott durch Tugend gegeben: sie muß daher den ganzen Menschen erfassen. Der menschliche Geist äußert sich in drei Grundvermögen; für jedes gibt es ein höchstes Ziel, dem die Religion den Menschen entgegen führt: für die Erkenntniß — Wahrheit; für das Gefühl — Schönheit; für den Willen — Tugend. Das Wahre, Schöne, Gute ist das Ewige, das Göttliche im Menschen, welches zu erstreben Zweck aller Religion ist. Sie verdient unter was immer für einem Namen den Vorzug, je reiner sie diese Ideen darstellt, und je mächtiger sie das Gefühl anspricht und den Willen erhebt.

Grundlage aller Religionen ist Glaube an Gott. Tilge Gott aus dem Herzen des Menschen, dann ist Alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederhohlende Vergrößerung derselben, und das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus. Religion ist also nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und Heilige, nicht nur der Glaube ans Unsichtbare; sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Ueberirdischen, des Unsichtbaren und Uebersinnlichen denkbar wäre.

In ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung ist Religion nicht mehr und nicht weniger, als eine Gott ehrende, und mit seinem Willen übereinstimmende Gesinnung, die im ganzen Thun des Menschen sichtbar wird. Sie ist Tugend auf Gottesfurcht gebaut. Gott kindlich fürchten

und treuherzig lieben, und so freudig als gewissenhaft seinem Willen nachleben, das bleibt zu allen Zeiten die Summe aller Religionslehre. Wer Religion im Herzen hat, treibt mit Gottesfurcht und Liebe seinen Beruf; erträgt in Gottesfurcht und Liebe die Beschwerden des Erdenlebens; genießt in Gottesfurcht und Liebe das Gute, das aus Gottes Vaterhand ihm zufließt; ist in Gottesfurcht und Liebe wohlwollend und wohlthätig, gefällig und dienstfertig gegen jedermann, so viel er es in seinen Verhältnissen und bey seinen Kräften zu seyn vermag. Wer Religion im Herzen hat, der lebt zufrieden; denn er hofft auf Gott, und vertraut mit frommem Kindersinne seiner väterlichen Vorsehung; er ist selig in Gott, lebt nur in Gott, sieht in Allem Gott, und bezieht alles auf Gott. Religion, Gottergebenheit und Gottseligkeit sind also Ausdrücke, die den gleichen Sinn haben.

Glaube, Ehrfurcht und Anbetung, Liebe und Gehorsam gegen Gott, Hoffnung, Vertrauen und kindliche Hingebung an die Fügungen der Alles umfassenden Vorsehung sind wesentliche Bestandtheile der Religion, und diese Empfindungen dürfen nicht flüchtige, vorübergehende Gemüthsanwandlungen, sondern sie müßen herrschendes Gefühl und bleibender Zustand seyn. Religion ist eine Gewohnheit und Fertigkeit des Geistes, sich über das Irdische zum Himmlischen, über das Zeitliche zum Ewigen, über das Endliche zum Unendlichen zu erheben, und sich als Bürger einer höhern Welt zu benehmen; sie ist fromme Ansicht aller Dinge, gottesfürchtige Beurtheilung aller Weltereignisse, und demüthige Anerkennung des göttlichen Willens in allen Zeichen der Zeit; sie ist innere Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, mit der festen Entschlossenheit, damit sein ganzes Thun in Einklang zu bringen. Gott anrufen, ihn stets

im Auge und im Herzen haben, vor ihm wandeln, ihn suchen, ein göttliches Leben führen, und nach Gottähnlichkeit ringen, bezeichnet nach der Schriftsprache Religion: sie ist vom Rechtthun unzertrennlich. Hat der Mensch keine Achtung für die Tugend, so hat er auch keine für die Religion, die, wenn sie rechter Art ist, ihres Zweckes nicht verfehlen kann. Wie in frommen Gefühlen, welche im Endlichen das Unendliche, im Zeitlichen das Ewige ahnen, so muß sich die Religion durch die Thatkraft des Willens aussprechen; sie ist die unversiegbare Quelle menschenfreundlicher und froher Gefühle, und alles dessen, was dem Menschen Werth und Würde giebt.

Schön und anziehend ist das Bild der Religion von J. Muth in nachstehenden Versen gezeichnet:

„Eine Religion nur erkenn' ich als wahre; sie wohnet
„In des Menschen Vernunft, lebet im reinen Gemüth';
„Eine Religion: im lebendigen liebenden Herzen,
„Nicht im kalten Verstand', stehet ihr Tempel gebaut.
„Frei, wie das himmlische Licht, allwirksam belebt und erwärmt sie,
„Wo nur ein menschliches Herz schlägt in der menschlichen Brust.
„Wie die Sonne den Keim aus dem dunkeln Schooße der Erde
„Locket, und Blühten hervortreibt und die goldene Frucht:
„Also wirket der Glaube der Religion in der Tiefe
„Reiner Herzen, und bringt Gutes und Schönes hervor.
„Tugend ist die goldene Frucht, die im Glauben gedeihet;
„Schön und erhaben zugleich glänzt sie im himmlischen Licht.
„Wo die Religion als Glaube ans Göttliche waltet;
„Wo sie das Herz ergreift, wo sie den Willen erhebt:
„Da entfaltet sich auch die Schönheit der Seele; da spiegelt
„Sich der Himmel; es wohnt heitere Ruh' im Gemüth'.
„Diese Religion nur erkenn' ich als wahre; nur diese
„Führet, wohin das Herz sehnend verlanget — zu Gott."

Sähen wir die ächten Wirkungen der Religion ungehemmt unter den Menschen, so würden wir nichts,

als Gerechtigkeit und Liebe, Eintracht und Friede herrschen sehen, gegründet auf Liebe und Gehorsam gegen Gott und seinen heiligen Willen, welche von allen Triebfedern zum Handeln in jeder Beziehung die edelsten sind. Aber wie gar sehr verschieden sind die Folgen dessen, was man Religion nennt, in der wirklichen Welt! Was ist die Religion, wie sie sich meistens in der Wirklichkeit darstellt, anders, als ein finsterer Aberglaube, der die Menschen oft ernst und bitter macht, und sie überredet, durch ängstlich beobachtete Förmlichkeiten den Himmel für ihre Schlechtigkeiten zu bestechen? — Was ist sie bey gar Vielen anders, als steifes Festhalten an Lehrbegriff, Symbolik und Cultus, mit bitterem Groll gegen Jeden, der davon abweicht? — als blinder Eifer fürs Hergebrachte, der so oft schon blutige Religionszwiste erzeugte, und alle Leidenschaften in Aufruhr setzte, um eine Religion zu predigen, oder festzuhalten, die jeder Leidenschaft Schweigen gebietet? —

Das Reich Gottes, in welchem die Religion herrscht, ist das Reich des Geistes, ein allgemeines Reich der reinen Menschlichkeit und Vaterschaft Gottes über alle Menschen. Wie dieses Reich, so ist also auch die Religion nichts ausserhalb des Menschen für sich bestehendes. Sie kann daher im wahren Sinne des Wortes auch nicht aus dem Gesichtspunkte einer Wissenschaft betrachtet, und in die Fesseln eines Systems eingezwängt werden. Religionslehre und Religion, so verwandt sie einander seyn mögen, sagen eben so wenig dasselbe, als Andachtsübung und Religion, die wie Mittel und Zweck von einander verschieden sind. Darum kann Religion durch Lehre allein Niemanden mitgetheilt werden; weil sich das Unendliche nicht in Wort und Buchstab begreifen, und mittheilen läßt. Es war von jeher ein großer Missgriff, daß man

im heiligen Gebiete der Religion alles durch Lehren und Predigten ausrichten wollte. Der Mensch ist nicht ganz Verstand, und rechtglaubig und religiös seyn ist nicht einerley, was gar früh verkannt wurde. Vermengung der Religionslehre, oder der angeblichen Rechtglaubigkeit, welche jede Parthei sich aneignet, mit der Religion selbst, welche ein Gemeingut für alle Menschen ist, wird unvermeidlich eine Quelle von Zerwürfnissen, und Gezänken, daß die Liebe, in jeder Religion die Hauptsache, darin nothwendig untergehen muß. Nein doch, schreibt daher mit Recht der freisinnige Pfeffel:

„Die himmlische Religion
„Ist kein System, steckt nicht in Katechismen;
„Frei von verjährtem Wahn und tückischen Sophismen
„Hat sie im Herzen ihren Thron.

In diesem Sinne giebt es für uns nur Eine Religion, und die ist allein seligmachend; wohl aber kann sie sich bei verschiedenen verschieden aussprechen. Es kann verschiedene Ansichten des Verstandes über Religionsangelegenheiten, verschiedene Arten der Gottesverehrung, es kann abweichende Meinungen, Begriffe und Systeme der Religionslehre geben; aber Gottergebenheit bleibt sich bey allen Menschen und unter allen Umständen gleich; sie kann nur zwischen dem Mehr und Minder wechseln; Verschiedenheit kann eigentlich nicht die Sache, nur die Form ꝛc. treffen. Die Religion nach ihrem Wesen betrachtet ist nicht römisch, nicht lutherisch, nicht calvinisch; sie ist die Religion der Menschen, die Religion der Kinder, die nur Einen Vater haben; sie ist in der eigentlichen Bedeutung des Wortes katholisch, oder allgemein. Wir sind Alle von einer Religion, ohne es zu wissen. Alle Völker von den äußersten Gränzen Japans bis an

die Felsen des Gebirges Atlas beten Eine Gottheit an; sie sind Kinder, die in verschiedenen Sprachen zu ihrem Vater rufen. Alle besondere Religionen sind nur einzelne Zweige, nur besondere Erscheinungsweisen der sich ewig in neuen Gestalten verjüngenden und darstellenden Religion an sich, in so fern diese in unserer Menschheitsanlage für ein übersinnliches Höheres als nothwendig gegründet ist. Vom Standpunkte der Religion aus betrachtet ist also in allen Religionen Religion, und ihre Verschiedenheit besteht ursprünglich blos darin, in wiefern es ihnen gelingt, das Göttliche mehr oder minder lebendig, heilig, klar und ergreiffend in ihren positiven Formen zu offenbaren. Die Religion ist die geheime Stimme Gottes, die zu allen Menschen spricht; sie muß alle vereinigen, nicht trennen. Jede Religion, die nur ein Volk hat, ist falsch, und des Namens unwerth; sie ist nicht, was sie heißt. Wahre Religion ist in ihrem Grundwesen die Religion der ganzen Welt; sie muß, wie die Moral, allgemein seyn. Religion beruht auf dem unwandelbaren Verhältnisse des menschlichen Geistes zu Gott; sie ist daher selbstständig und ewig bleibend, wie der Geist. In ihrem Wesen ergriffen ist sie für alle Menschen, in allen Zeiten, unter allen Himmelstrichen, neben allen Regierungsformen, gleich wahr, gleich erhebend, gleich beseligend. Ewig und allgemein bleibt sie das, was sie ihrer Natur nach ist. Lehrmeinungen, Satzungen und Gebräuche können sich nach den Zeiten und Sitten, nach den Ländern und Einsichten anders gestalten, sie können wechseln, je nachdem die Völker gesittet oder roh, reich oder arm, in heißen oder kalten Ländern leben. Mit der Religion ist es anders: ihre Einheit gründet sich auf die Einheit Gottes, der sich offenbarte, und auf die Einheit der menschlichen Vernunft, welcher die Offenbarung geschah. Von der Bildungsstufe,

auf welcher Menschen und Nationen stehen, hängt nur ab, in wie ferne sie für die Eine Religion empfänglich sind. Durch bessern Unterricht, durch erhöhte Geistesbildung mag wohl verhindert werden, daß nicht entehrender Aberglaube, todte Werkheiligkeit und knechtische Kirchenfrömmigkeit, an den Platz der Religion treten, und das Licht der Wissenschaft mag der Religion unverkennbare Dienste leisten: darum bleibt doch wahr, daß der Einheit der Religion durch Verschiedenheit der Lehre kein wesentlicher Abtrag geschehe. Aenderung der Meinungen nach verbesserten Einsichten bringt weder dem Verstande, noch dem Herzen Unehre, und Gottergebenheit ist damit nicht unverträglich. Es ist mit der Religionslehre, wie mit allen Wissenschaften: jede ist allmähliger Steigerung fähig; jede, wenn sie zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen ist, muß als ein Werk von Jahrhunderten oder Jahrtausenden betrachtet werden. Die Enkel benutzen dankbar die langen Vorarbeiten der Altvordern, und sind froh darüber, daß sie die Zeit, welche diese anwenden mußten, um es so weit zu bringen, nun dazu anwenden können, noch weiter zu kommen. Wie es dermalen ist, wär's in Beziehung auf Religionslehre nicht immer, und wird auch künftig nicht immer so seyn. Es liegt im Plane der Vorsehung, daß sich die menschlichen Einsichten läutern, und daß die bessern die geringern berichtigen und leiten. Das Maaß dieser Berichtigung ist die jedesmalige Geistesbildung einer Nation, die progressirt ist. Wir sehen in vielen Stücken heller, als die, welche in den Zeiten des finstern Mittelalters lebten. Manche Lehre, auf welche man einst großes Gewicht legte, ist in Vergessenheit gekommen, und manches wird dagegen geglaubt, wovon die graue Vorzeit nichts wußte. Wer wollte darum denen, welche anders, als wir dachten, Religion absprechen? — Es ist That-

sache, welche durch die Geschichte aller Jahrhunderte bewährt wird, daß sich Gottseligkeit bey allem Fluten der Meinungen behauptet habe, daß sie folglich von Einheit der Lehre unabhängig sey!

Bey aller Einheit offenbart sich die Religion doch in unendlichen Abstufungen, und greift mehr oder weniger ins Leben ein, je höher oder tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, und je traulicher dieser sein Herz ihr öffnet. Bey Menschen, die noch ganz in die Thierheit versunken sind, ist Religion ein Unding. Bey Halbbarbaren gilt in weltlichen Dingen die Klugheit alles, die Religion nichts, oder höchstens nur für das Leben nach dem Tode. Bey Völkern auf höhern Bildungsstufen streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hilfe genommen; doch dienet sie der Klugheit nur noch als Magd bey Eiden, Verträgen ꝛc. Ist des Menschen Bildung so weit gediehen, daß er der Religion die Klugheit als Magd unterordnet, dann erscheint die Religion auf ihrer höchsten Stufe, und in ihrem schönsten Glanze. Nicht zu läugnen ist, daß durch menschliche Zuthat dieser Glanz oft verdunkelt wurde, und daß man ihr darum nicht selten die gebührende Achtung entzog; aber hört dann ein ungeläutertes Gold auf, Gold zu seyn? — Sollte es mit der Religion anders seyn? — kann ihr der Zusatz von Schlacken allen Werth rauben? —

Bey keinem Volke, das nur einigermaßen zur Humanität erwachte, ist aller Sinn für Moral und Religion erstorben; mehr oder weniger entstellt, und in Menschenwerk verhüllt tritt sie bey jedem kennbar hervor, und trägt das Gepräge der tiefern oder höhren Nationalbildung zur Schau. Die asiatischen Ceremonien sind thöricht, der

Glaube abgeschmackt, aber die Sittenvorschriften vortrefflich. Der Derwisch, der Fakir, der Bonze und der Talapoin sagen klar und unzweideutig: seyd gerecht, und wohlthätig! — Man wirft dem Pöbel in Schina viel Untreue im Handel vor; was ihn vielleicht in diesem Laster bestärkt, ist der Umstand, daß er von seinen Bonzen für die kleinste Münze Versöhnung kaufen kann, die er nöthig zu haben glaubt. Die Moral, die man ihn lehrt ist gut, aber verderblich der Ablaß, der ihm von denen feil geboten wird, die ihm als Lehrer der Religion ehrwürdig sind. Es ist durchaus kein Volk, das zu einiger Geistesbildung sich erhob, bey dem alle Spuren der Religion verwischt wären: jedes ahndet wenigstens Höheres über sich, sucht es, und betet zu ihm. Und ob es bete im Wald, oder auf einem Hügel, oder im Schatten eines alten Baumes; ob es dem Unsichtbaren Weihrauch anzünde, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringe im Herzen; ob es das unsichtbare Höchste, zu dem es sich hingezogen fühlt, finde im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgestirn, in der Kraft des vernunftlosen Thieres, oder in der Heiligkeit des selbstgemachten Bildes: es ist unverkennbare Aeußerung des Einen, was in jedem Menschen sich regt, des innern Gefühls der Abhängigkeit von einem höhern Wesen; der Sehnsucht es kennen zu lernen, seines Schutzes, seiner Gnade würdig zu werden; und des Vertrauens auf diesen Schutz, das im allseitigen Andrange der Leiden den Menschen aufrecht hält, und ihn ermuthiget, in Hoffnung der bessern Zukunft das Schwerste gelassen zu ertragen. Religion, an sich bey allen Völkern dasselbe, ist fortschreitend, wie der menschliche Geist. Wer wollte in Beziehung auf sie den beschränkten, verlassenen, von der Rauhigkeit seines Climas zu Boden gedrückten Pesheräh

mit dem Europäer auf gleiche Linie stellen, und an beide die gleiche Forderungen machen? —

So weit die Geschichtskunde reicht, ist immer Religion das Leitband gewesen, an dem die Völker erzogen wurden; bey allen Nationen ohne Ausnahme ging ihre älteste Sittencultur vorzüglich von diesem Standpuncte aus. Durch religiöse Meinungen und Anstalten war es fast allein möglich, rohe Völker zu bändigen, und halbwilde Menschen allmählich zur Humanität zu bilden. Daher kam's, daß von jeher jede gute Regierung für Pflicht es achtete, dafür zu sorgen, daß Religion im Staat kräftig aufblühe. Bey den Römern war die Religion mit allen Staats- und Kriegshandlungen verbunden. Die edeln Geschlechter kämpften für den Besitz der Religionswürden, als für ihr heiligstes Vorrecht gegen das Volk. Die Religion der Väter war ihnen dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzugs vor andern Völkern, und das geweihete Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staates. Gleichen Sinnes waren alle ältern und neuern Völker, denen die Geschichte Bildung zuspricht: allen galt und gilt die Religion als Lebenskraft des Staats, und als die unzerbrechlichste Stärke der Regierung. Was wäre auch in der That ein Volk ohne Religion, und was müßte aus ihm werden? — Die französische Revolution wäre nie so zerstörend geworden, hätte man nicht damit angefangen, vorerst beym Volke die Kraft der Religion zu lähmen. Möge sie künftig den Steuermännern der Völker als Leuchtthurm dienen, sie in ihrer Fahrt zu erhellen und zu leiten!! —

Leider wurde die Religion aber aus dem Grunde sehr oft zur Staatsdienerin erniedrigt, und von falschen Politikern blos als Feder im Triebwerk der Staatsma-

schine angebracht. Da ihr Inneres selbst von ihr nicht angesprochen war, und sie ihnen nur als Mittel zu ihren oft niedrigen Zwecken galt; da sie nicht selten im eigenen Betragen die empörendste Irreligiosität zur Schau trugen; da zuweilen, die Religion in Aufnahme zu bringen, von ihnen sehr verkehrte Mittel gebraucht wurden; da sie nicht immer frei von dem Wahn waren, daß die Religion in eben dem Verhältnisse gewinne, in welchem der Aberglaube des Pöbels fanatischer wird; da sie sich meistens damit begnügten, wenn das Volk blind glaubte, was in seinem Catechismus steht, und fleißig zur Kirche ging, ohne sich um die innere Gesinnung zu bekümmern, welche allein mit der wahren Sittlichkeit in Wechselwirkung steht; da es ihnen überhaupt gleichgültig schien, ob Irokesen oder Christen, in dem Staatshause wohnen, dem sie vorstehen, wenn nur das Volk sich lenksam bewies, und willig aus seinem Schranke die letzten Heller hervorlangte, um sie der Ueppigkeit der Großen zu opfern: so darf man sich wohl nicht wundern, wenn die Religion das nicht immer leistete, was man unter günstigern Umständen von ihr zu erwarten berechtiget ist. Es ist ein großer Fehler, der zu vielen andern Veranlassung wird, daß man die von einander sehr verschiedenen Begriffe: Religion, Glaubenslehre, Kirchenverfassung und Cult, noch immer miteinander verwechselt, und durch einander wirft, und daß man den letztern ohne Unterschied beilegt, was allein von der Religion gesagt werden kann. Religion und Glaubenslehre, und Kirche sind so wenig daßelbe, als Sache und Form, Kleid und Zuschnitt. Wohl ist durch die ganze Welt eine einzige Religion möglich; aber nicht leicht eine vollkommen gleiche Glaubenslehre, eine einzige Kirche, eine einförmige Gottesverehrung. Die Religion darf nicht nach ihrer Form, aber die Form muß nach dem Geiste gewürdiget

werden, der aus ihr spricht. Darum sollte der Unterschied kirchlicher Gebräuche und Meinungen nie die Menschen trennen, am aller wenigsten in Haß und Verfolgung sich auflösen, weil ohne Liebe Religion ein Unding ist. Die Religion borgt ihren Werth nicht von der Dogmenzahl, die von jeher sich ungleich blieb, was jeder weiß, der in der Dogmengeschichte nicht ganz Fremdling ist. Der Werth der Religion ist von ihrem Wesen unzertrennlich, und wird durch die meisten Tugenden bewährt. Es sind nicht die üppigen Blätter und Blüthen, sondern die vielen und schmackhaften Früchte, die von der Güte eines Baumes zeugen.

Zwar ist Religion beym Einzelnen, wie bey ganzen Nationen nie ohne Form erkennbar; indessen kann doch das Ewige, das Heilige und Göttliche, das Unendliche, die Religion, nicht in endlicher und doch vollendeter Form dargestellt werden; da alle Formen ihrer Natur nach, als Ausflüße der Religion an sich, nur einzelne besondere Brechungen des Einen ewigen Lichtes sind und seyn können. Das hindert gleichwohl nicht, im Ursprung jeder Form Göttliches und höhern Sinn anzuerkennen. Alle sind aus dem menschlichen Geiste hervorgegangen nach nothwendigen Gesetzen dieses Geistes. Darum ist es eines Jeden Pflicht, das Heilige, in der besondern Form, wozu er sich bekennt, aufzusuchen, und sich anzueignen, die eigenthümliche Form seiner besondern Kirche mit Achtung und Liebe zu behandeln, und des darin liegenden Göttlichen nach der väterlichen Absicht dessen sich zu bedienen, auf den alle Religion zurück führt. Hätte man mehr darauf geachtet, hätte man an Sache und Form weniger den gleichen Maßstab angelegt: der Eifer für Religion wäre nie aus den Schranken getreten, wäre nie verfolgungssüchtig geworden, und der Grundsatz einer allein seligmachenden Kirche wäre in ewiger Vergessenheit geblieben.

Ein guter Vater zürnet nicht, wenn seine Kinder, die verschiedenen Geschlechtes, verschiedenen Alters und verschiedener Anlagen sind, ihm ihre Zuneigung, ihren Gehorsam, ihre Ehrfurcht nicht alle auf einerlei Art bezeugen; aber er zürnet, wenn sie ihm Zuneigung, Ehrfurcht und Gehorsam verweigern. Sollte es mit dem Vater im Himmel anders seyn? — Nicht die Art, sondern die Aufrichtigkeit giebt der Gottesverehrung Werth. Der goldene Reif kann höchstens die Schönheit des Edelsteins erheben, aber sein innerer Werth ist von der Einfassung unabhängig. Form in der Religion, so wie in allen andern Dingen, ist nur Außenwerk. Von jeher prägte sich die Religion in verschiedenen Formen aus, und es wird so bleiben, so lange Menschen Menschen sind, und die Völker in verschiedenen Abstufungen der Bildung über und unter einander stehen. Die beste Form ist, die dem Geiste am kräftigsten zur Belebung dient; die schlechteste, die ihn erdrückt. Das Gute ist nicht in Eine Form gebannt; wenn über Formen der Religion, wie sie in der Zeit erscheinen, die Rede ist, so dürfen wir nie vergessen, daß sie als Geburten der Zeit, entstehen, ihre Blühte erreichen und sterben. Zu viele Formen und Förmlichkeiten gleichen den langen Kleidern, welche den, der ins Wasser fällt, eine Zeit lang oben halten, aber nachher mit eigener wachsenden Schwere tiefer ziehen. Darum sollte man um der Form willen sich nicht miteinander zerwerfen. Dem Verdienste überall seine Krone! dem Schlechten Haß! dem Schwachen Schonung! dem Irrthum Zurechtweisung, und dem Guten Liebe! — Man träume sich keine Ideale, die in der wirklichen Welt unerreichbar sind! —

Alles, auch im Gebiete der Religion, eilt seiner Natur nach einer Vervollkommnung entgegen. Das gilt, wie von der Form, so nicht minder von der Religions-

lehre. Es ist durchaus keine Art von Erkenntnissen gedenkbar, die nicht einer Berichtigung fähig wäre. In keiner Wissenschaft, am allerwenigsten in der des Heils, darf der Mensch auf demselben Puncte stehen bleiben. Je weiter der Verstand zum richtigen Denken vorrückt; je deutlicher und anschaulicher alles um ihn her wird, und je mehr das Vorurtheil abnimmt: desto heller muß am Himmel der Religion die Sonne der Wahrheit aufgehen. Wozu diente der Vernunft das Recht der Prüfung, wenn sie durch Autorität des Glaubens gefesselt, nichts annehmen, oder bessern, oder sichten und verwerfen könnte, und wenn die Religionsmeinungen überhaupt als unveränderliche Sätze von Jedermann und zu allen Zeiten geglaubt werden müßten? — Wozu dienten dem Religionslehrer die wichtigen Hilfswissenschaften: Philologie, Hermeneutik, Kritik, Exegese ꝛc., die sich in unserem Zeitalter so vortheilhaft ausgebildet haben, wenn sein Geist auf die Ansichten des trüben Mittelalters beschränkt und neben so herrlichen Quellen durch ein Verbot gehemmt wäre, daraus zu schöpfen, um die Religionslehre zu ihrer ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen? — Das Recht unbefangener Prüfung widerspricht dem unbedingt gebotenen Glauben.

Darum sollte man's einem Religionslehrer nicht gleich verargen, wenn ihn sein Forschen zuweilen über die Grenzen des bestehenden Lehrbegriffes führt; so lange er die Hauptforderungen aller Religion: thue Gutes! meide Böses! es ist ein Gott, der dieses will und beides vergilt ꝛc., unangefochten läßt, und dem Volke nicht unbescheiden Lehren aufdringt, wofür es noch nicht empfänglich ist. — Auch bey aller Freiheit im Forschen, und bey allem Drange, sich mitzutheilen, wird er sich noch oft genug gehemmt fühlen; er wird noch Gelegenheit genug

haben, wie einst Jesus zu sagen: ich vermöchte euch noch vieles zu lehren, aber noch könnt ihr's nicht ertragen. Er wird sich genöthiget sehen, noch viele Vorurtheile und Irrthümer stehen zu lassen, zu deren Wegräumung höhere Nationalbildung erforderlich ist. Ueberzeugt, daß die hartnäckigsten Glaubensfehden vorzüglich die Geschichte der Religion betroffen haben, wird er sich bey seinen Forschungen stets treu an die Regel halten, nie die Religion selbst mit ihrer Geschichte zu amalgamiren; sondern sich dieser blos dazu bedienen, um zu zeigen, wie die Menschen allmählich an der Hand der Vorsehung von unvollkommenen Lehren zu immer reinern geführt worden sind. Er wird stets sorgfältig den historischen Glauben unter die Leitung des moralischen stellen, ohne welchen jener werthlos wäre.

Nur wo die Begriffe: Religion und Kirche, nicht ineinander fließen, und wo die zarte Grenze zwischen beiden nicht übersprungen wird, wenn von einer oder der andern die Rede ist: ist nachtheiligen Verirrungen sicher vorgebogen. So verwandt Religion und Kirche einander seyn mögen, so groß bleibt doch bey aller Verwandtschaft ihre Verschiedenheit. Religion ist die Seele, die Kirche der Leib. Die Religion bezeichnet das Verhältniß des menschlichen Geistes zu Gott: die Kirche ist die sichtbare Aeußerung der Religion durch Gottesverehrung und Gebet, durch Lehre und Auslegung, durch fromme Uebung und Andacht. Die Religion ist selbstständig, und unterliegt keinem Wechsel; die Kirche ist mit ihren Begriffen und Gebräuchen wandelbahr. Keine Kirchenparthie ist seit ihrem Entstehen ohne Abänderung und Zusatz geblieben. Die Religion, obgleich ohne Form nicht erkennbar, kann doch an sich ohne alle Kirche bestehen, wie die unsterbliche Seele ohne den irdischen Leib; aber die Kirche ohne Religion ist ein todter Leichnam, ein Schattenwerk, das in

sich selber vergehen muß. Religion bleibt ewig, was sie ist, und ihrer Natur nach seyn muß; mit der Kirche ist's anders: sie hat sich von jeher nach den Zeiten und Ländern, nach den Einsichten und Sitten der Völker gestaltet.

Erhaben über das Gewühl menschlicher Leidenschaften, und unabhängig von dem beständigen Wechsel der Meinungen, Gebräuchen und Ereignissen, verfolgt Religion unaufhaltsam ihren Zweck, unsere Heiligung. Irdische Interessen sind ihr fremd; sie kann also auch mit keinen in Anstoß kommen, die ihr himmlisches Ansehen gefährden oder verdüstern könnten. Von ihr beseelt leistet die Kirche der Landesregierung für die Treue und Anhänglichkeit der Bürger die zuverläßigste Bürgschaft, die auf Erden, wo sonst alles wandelbar ist, gedacht werden kann; stets ihrem von Gott selbst bestimmten Verhältniß zum Staat getreu, wird sie nie etwas anderes lehren und empfehlen, und einschärfen, als Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen die Landeshoheit und ihrer Stellvertreter, gegen Verfassung und Gesetze; sie wird sich nach der Absicht dessen, von dem sie ihre Stiftung ableitet, dem Staat immer als eine Verkünderin des Friedens und Segens darstellen; dankbar wird sie den Schutz empfangen, den der Staat ihr verleiht, und gewissenhaft ihren Dank durch den kraftvollen Einfluß ihrer Lehren und Anstalten auf moralische Bildung und Ordnungsliebe bethätigen, welche der gesunde Lebensgeist jedes geselligen Vereines sind; aus ihrer Verfassung und Lehre wird liebende Verträglichkeit sprechen, die auch bey abweichenden Meinungen und Gebräuchen sich nie verläugnet, und es anerkennt, daß alle Kinder eines Vaters im Himmel sind, und der großen Gottesfamilie angehören.

# 5. Abgötterei.

Abgötterei, Götzendienst und Heidenthum sind gleichlautende Ausdrücke, welche die gesammten Volksreligionen bezeichnen, die außer dem Gebiete des Judenthums, des Christenthums und des Islamismus liegen. Je näher der Mensch an Thierheit grenzt, und je weniger seine Vernunft ausgebildet ist, desto weniger vermag er, zur reinen Idee von Gott sich aufzuschwingen. Höchstens ahnet er höhere Wesen über sich, und hält es für Pflicht, durch Verehrung ihre Gewogenheit zu gewinnen. Jedes glückliche und unglückliche Ereigniß, das sich der Kurzsichtige nicht erklären kann ꝛc. ꝛc., wird von ihm unmittelbar auf Rechnung solcher höhern Wesen geschrieben. Zum Nachdenken und Untersuchen zu träge, überläßt er es also der vorwaltenden Einbildungskraft, sich nach Verschiedenheit der Welt- und Naturbegebenheiten auch verschiedene Gottheiten zu schaffen, und ihnen die Obsorge und Leitung derselben zu übertragen. Daß auf diesem Wege die Abgötterei in die Welt gekommen sey, und verschieden sich gestaltet habe, lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker.

Der Mensch muß schon eine hohe Stufe der Geistesbildung erreicht haben, wenn er aufhören soll, sich seinen Gott durch ein Bild sichtbar zu machen. Den ganz sinnlichen Menschen spricht nichts an, was nicht in die Sinne fällt; das Geistige und Unsichtbare ist für ihn, wie nicht vorhanden. Daher die Statuen und Bilder, in Tempeln aufgestellt, um dem rohen Volke seine Gottheiten zu versinnlichen, und anschaulich zu machen. Am liebsten dachte

es sich diese Gottheiten in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Eigenschaften, oder auch in symbolischen Formen, die am besten geeignet waren, die mancherlei Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt auszudrücken. Bereits jedes Volk hatte seine besondern Schutzgötter, an die es in der Noth mit Geschenken und Bitten sich wandte. Sogar einzelne Stämme und Familien hielten sich eine oder mehrere Hausgötter oder Penaten, bey denen sie in häuslichen Angelegenheiten Hilfe suchten. Bereits jedem Zweige des menschlichen Treibens und Gewerbens stand ein Gott vor, der ausschließlich und unumschränkt in seinem Gebiete waltete. Die Jagd wie der Krieg, die Viehzucht wie der Feldbau ꝛc. standen unter der Leitung eines eigenen Gottes, den man nicht übergehen durfte, wenn man eines oder das andere mit gesegneten Erfolge treiben wollte. Für jeden war ein eigener Cult angeordnet, und jeder hatte seinen besondern Priester, die den Opferdienst verrichteten, und in seinem Namen Bescheid gaben. Die Geistesbeschränktheit war bey den Menschen damaliger Zeit zu groß, um sich zum Gedanken zu erheben, daß ein einziger Gott genüge, mit seiner Vorsehung das Ganze zu umfassen, und allen Menschen in jeder vorkommenden Noth Helfer und Beschützer zu seyn. Die Bildsäulen der Götter vermehrten sich beynahe ins Unendliche, und erhoben sich vom wenig behauenen Stein bis zum vollendeten Kunstgebilde in unzählbaren Abstufungen über einander. Die abscheulichsten Mißgestalten und Carricaturen von Menschen und Thieren behaupteten ihre Plätze in Tempeln und auf Altären eben so gut, als der Jupiter Olympius und die Minerva des Phidias. Der Verstand steht still bey solchen Miß- und Schreckgestalten, wenn man sich dieselben als Gegenstände der öffentlichen Verehrung denkt, und im Geiste ganze Völker vor ihnen anbetend liegen

sieht; und nur der Indianer mag das Geheimniß besitzen, ihnen symbolische Deutung zu geben.

Es ist schwer zu glauben, daß der Ausdruck: Götzendienst im eigentlichen Sinne anwendbar sey, und daß man die Götzenbilder ohne höhere Beziehung angebetet habe. Höchstens möchte man das von den Dümmsten im Volke behaupten. Zur Ehre der Menschheit will ich viel lieber annehmen, das Volk habe im Allgemeinen seine Götzenbilder behandelt, wie noch dermalen das katholische Volk seine Heiligen-Bilder, die ihm zur Erinnerung jener Tugenden dienen, womit ausgezeichnete Gottesfreunde der Welt vorglänzten. Es läßt sich gar nicht denken, daß Menschen je so ihre Vernunft verläugnet haben, eine Statue aus Holz, Stein oder Metall zu verehren, und zu glauben, sie sey ein Gott, und könne an ihre Anbeter Gnaden spenden. Als dem Kaiser August die Ehre der Vergötterung zuerkannt war; verrichtete man in seinem Tempel die üblichen Ceremonien nicht der Statue, sondern den Manen des Kaisers zur Ehre. Wenn Jupiter in seinem Tempel verehrt wurde; so erwies man nicht der Statue, sondern dem Gott seine Huldigung. So war's in Griechenland, in Aegypten, und in jedem andern Lande, wo Abgötterei einheimisch war.

Anbetung der Götzenbilder, als solcher, wird eben so wenig bey den Heiden neuerer Zeit gefunden, so Abentheuerliches man auch sonst von ihnen erzählen mag, und so unermesslich die Kluft ist, die in Beziehung auf Geistesbildung zwischen uns und ihnen liegt. Bernier, ein Reisender, der Beurtheilungskraft besaß, erzählt: ein Pundit zu Benares, mit dem er sich einst vertraulich über die Verehrung der Götzenbilder unter den Hindus, den Ureinwohnern Ostindiens, unterhielt, habe ihn treuherzig versichert, sie hätten zwar in ihren Tempeln viele Statuen

von höhern und niedrigen Gottheiten, vor denen sie ihr Gebeth verrichteten, und denen sie unter vielen Ceremonien, Reis, Oel, Blumen ꝛc. opferten; allein sie seyen weit davon entfernt, die Statuen für die Gottheiten selbst zu halten, und dem leblosen Stein oder Metall übernatürliche Kräfte beyzumessen; sie verehrten in diesen Bildern nur die Wesen, die sie vorstellten; nur damit das Volk Gegenstände habe, auf die es seine Aufmerksamkeit heften, und an denen es sich zur unsichtbaren Gottheit erheben könne, seyen in ihren Tempeln Statuen unter mancherlei sinnbildlichen Formen aufgestellt, die sich freilich ein Fremdling nicht deuten könne; nicht an diese Statuen, sondern an die höhern Wesen, die sie vorstellen, seyen ihre Gebethe gerichtet; so tief stehe das Volk doch nicht, um sich zum Glauben zu erniedrigen, daß durch einige Zauberformeln aus einem Stück Holz, oder aus einem Steine ein Gott werden könne ꝛc.

Wer findet die Anwendung auf die Heiden der grauen Vorzeit unnatürlich? — Der Götzendienst floß überall aus der gleichen Quelle; sollte er nicht auch überall die gleiche Richtung genommen haben? — Sollte er, der Hauptsache nach, nicht überall auf die gleiche Weise behandelt worden seyn? — Sollten Griechen und Römer, deren höhere Bildung durch allerlei Denkmäler, die bis auf uns gekommen sind, beurkundet wird, den Völkern am Ganges nachstehen, und Götzenbilder für wirkliche Gottheiten gehalten haben? — Warum doch ihnen ohne Grund absprechen, wofür die Natur der Sache das Wort nimmt, und womit noch dermalen der Katholik seine Bilderverehrung rechtfertiget? —

Es fehlte den heidnischen Völkern nie an Männern, die der herrschenden Vielgötterei auf den Ungrund gesehen haben. Es erhoben sich von Zeit zu Zeit besonders grie-

chische und römische Weise, die gegen die Herrschaft des Irrthums ankämpften, und sich durch Entdeckung neuer Wahrheiten um das menschliche Geschlecht verdient machten. Sie erkannten Einen regierenden Gott, der vollkommen in seinem Wesen, unbeschränkt in seinem Willen, allein die Schicksale der Welt und der Menschen bestimme; allein die Sorge für eigene Sicherheit hinderte sie meistens, einen Schritt weiter zu thun.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich's vornahmen, rohe, unstät herumziehende Völkerhorden in eine große Gesellschaft zu vereinigen, und an bürgerliche Ordnung zu gewöhnen; glaubten am sichersten ihren Zweck zu erreichen, indem sie die vorgefundene Anhänglichkeit an die Götter der Gegend benutzten, dadurch ihren neuen Staatsverfassungen Gewähr und Haltung zu geben. Auf diesem Wege wurde nun die Vielgötterei constitutionell, und faßte durch Verjährung immer tiefere Wurzeln, daß es nicht leicht Jemand wagen durfte, gegen sie seine Stimme zu erheben, wenn er nicht der Gefahr sich blos stellen wollte, als erklärter Feind des Vaterlandes ergriffen und bestraft zu werden. Nur durch allmähliche Volksbildung konnte es möglich werden, die Vielgötterei in ihrem innern Wesen zu verwunder:. Das Volk mußte vorerst geistesmündig werden, um Höheres zu erfassen; es mußte im Stande seyn, mit einiger Nachhilfe selbst die Fesseln des Vorurtheils entzweizubrechen, und dem hellern Lichte entgegen zu kommen. Was nutzt das hellste Licht, wenn das Aug zu blöde ist, rein dessen Strahlen in sich aufzunehmen? So wenig dem Bauer eine gelehrte Vorlesung über Metaphysik zusagt; so wenig kann eine erhabene Religionslehre einem Volke zusagen, dem es an den nöthigen Schwingen fehlt, um sich damit in das Gebiet des Geistes zu erheben. Wo noch der Geist, mit dem Fleische

verwachsen, unwiderstehlich zur Erde niedergezogen wird, da ist schlechterdings kein gedeihliches Aufstreben möglich. Vom Tiefsten zum Höchsten ist kein Sprung gedenkbar. Die Frucht des Geistes kann nicht im fremdartigen Boden, in niedriger Sumpferde, im Schlamme der Sinnlichkeit aufgehen.

Dadurch wird erklärbar, warum die Vorsehung zur Einführung des Evangeliums keinen frühern Zeitpunkt wählte. Es mußte, um demselben willige Aufnahm zu bereiten, und zu einem so hohen Zweck die Bahn zu brechen, entsprechende Geistesbildung vorangehen; das Volk mußte zur Fähigkeit gelangt seyn, die erhabene Lehre, nicht mit dem Gedächtnis nur aufzufassen, sondern mit der Vernunft gehörig zum geistigen Eigenthum zu verarbeiten, und dadurch für Tugend sich zu beseelen, die allein ein Volk adelt. Nie waren bisher zu Erreichung eines so wohlthätigen Zweckes die Umstände so günstig, als zur Zeit, in welche die Einführung des Christenthums fiel. Fast alle Völker von einiger Bildung waren unter dem Herrscherstab der Römer vereinigt, bey denen freier Ideenwechsel gesetzlich war; den Forderungen der Verständigern im Volke genügte die bisherige Landesreligion nicht mehr; allgemein war das Streben nach Besserem rege; je kräftiger die Vernunft unter allen Ständen vordrang, desto gewaltiger wankten die Stützen, auf welchen die Abgötterei ruhte; mit jedem Tage wurde das Bedürfniß einer vernünftigern Verehrung der Gottheit fühlbarer, die man sich bisher auf eine so unwürdige Weise zersplittert dachte.

Auch mag wohl im Mangel der Empfänglichkeit der Grund liegen, warum in neuern Zeiten die zu den entfernten heidnischen Nationen gesandte Verkünder des Evangeliums so wenig ihr Glück machten. Diese meistens halb-

wilde Völker hatten noch zu wenig Vorkenntnisse, um in den Geist der Lehre Jesu einzudringen; ihre Vernunft war noch zu beschränkt, um an Dingen Geschmack zu finden, die außer der Sinnenwelt liegen. Ein Erbübel des menschlichen Geschlechtes ist der Hang, in seiner Gewohnheit zu verbleiben: das bewährt sich besonders an rohen Völkern, wenn man sie über die Grenzen des Herkommens führen will. Was über das Gewöhnliche sich erhebt, wird von ihnen nicht nur verabscheut, und bitter angefeindet, sondern es hat auch mit tausend Hindernissen zu kämpfen. Meinung und Gebrauch erlangen eine gewisse Ehrwürdigkeit durchs Alter, daß man es ohne große Gefahr kaum wagen darf, bey einem Volke den ruhigen Besitz derselben zu unterbrechen. Es freut sich der Enkel des heiligen Vermächtnisses seiner Vorfahren, und verehrt Gott am liebsten nach derjenigen Weise, welche er durch das Alterthum erprobt, und als dem höchsten Wesen wohlgefällig schon lange geübt glaubt. Es ist mit rohen, halbwilden Völkern, wie mit Kindern. Vernünftige Lehren geben, ehe ein Kind darnach fragt, ist gerade so viel als es essen lassen, ehe es hungert. Der Kopf bleibt unthätig, weil er ohne Bedürfniß empfängt, und nicht Platz hat, die Begriffe zu ordnen. Mit allgemeinen, abgezogenen Begriffen kömmt man gegen Menschen und Völker nicht auf, wenn sie noch auf gar zu tiefer Bildungsstufe stehen; sie sind mehr fähig zu empfinden, als abstract zu denken. Um ihnen die Wahrheit liebenswürdig zu machen, sollte man sie ihnen mahlen können.

Menschliche Vernunftfähigkeit muß vorerst zur Vernunft gebildet werden, wenn das Vernünftige Eingang finden soll. Wo noch bey ganzen Völkern die Vernunft unter der Thierheit gefangen liegt, wo sogar bey den Besten noch niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier

hinab ziehen; da ist zur Zeit noch der bessern Lehre ein unbeweglicher Riegel vorgeschoben. Zuerst muß die gefangene Vernunft erlöst werden, wenn sie sich frei im weiten Gebiete des Christenthums bewegen soll; der Thiermensch muß ein Vernunftmensch werden, wenn man ihn mit Erfolge zum Christen potenziren will. Ein noch ganz rohes Volk durch die sanften Lehren des Evangeliums in Anspruch nehmen wollen, heißt nach Pope mit einem Scheermesser Marmor zerschneiden wollen. Zwei Extreme können unmöglich in unmittelbare Berührung gebracht werden.

Die Fortschritte der menschlichen Vernunft sind viel langsamer, als so Manche glauben, die sich dem Bekehrungsgeschäfte in fernen Weltgegenden unterziehen. Die wahre Ursache davon ist, daß so Manche mit schwankenden Begriffen sich begnügen, und nur Wenige Zeit haben, ihren innern Gehalt zu erforschen, und bis auf den Grund der Dinge zu gehen. Einige sind von Kindheit an in die Fesseln des Aberglaubens eingezwängt, die sie nicht zerbrechen wollen oder können. Andere beschäftigen sich mit nichtswürdigen Kleinigkeiten, oder leben gedankenlos in den Tag hinein, unvermögend weiter zu sehen, als die Sinne reichen. Mag das Ungewöhnliche auch zuweilen die Neugierde ansprechen oder Aufnahm finden: die neue Lehre bleibt auf der Oberfläche des Geistes liegen, und gleitet am menschlichen Herzen ab, wie das Taufwasser an der Haut des scheinbar Bekehrten. Das Geistige muß mit dem Geiste aufgefaßt werden, was nur bey Menschen möglich ist, die schon zu einiger Bildung vorgedrungen sind. Es gehört zu der Lehrweisheit des Apostels, daß er genau die Empfänglichkeit der Völker für seine Lehre beachte, und es nie übersehe, an den Nationalcharacter dieser Völker, und an ihre herrschenden Vorstellungsarten und Gebräuche gelegenheitlich sich anzuschließen. Sein Vorbild ist Jesus,

der sich's zur Regel gemacht hatte, sich den Vorbegriffen und der Fassungskraft des Volkes anzuschmiegen, und der gewiß zum Tibetaner, zum Schinese, zum Tartar ꝛc. anders gesprochen haben würde, als er zu dem Jud sprach. Dies versäumten die meisten der neuen Glaubensprediger: anstatt den Völkern, die sie für das Christenthum gewinnen wollten, die Lehren Jesu in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie er selbst, vorzutragen, welche jedes vernünftiges Wesen ansprechen, und jedem unverdorbenen Herzen zusagen; anstatt auf das sich zu beschränken, was geeignet ist, die in allen Gemüthern schlummernden dunkeln Ahnungen zur Klarheit aufzuwecken, und dem zweifelnden Geiste alle Räthsel des Lebens lieblich aufzulösen; anstatt bey den einfachen Grundwahrheiten des Christenthums stehen zu bleiben; suchte jeder nur die Lehre seiner Kirche einzuführen, und neben sich jeden zu verdächtigen, der nicht wie er, lehrte. Der Katholik wollte ein katholisches, der Protestant ein protestantisches Kirchthum begründen; jeder eiferte für die Meinungen und Gebräuche seiner Kirche, so wenig sie auch für die dortigen Völker, welche mit uns an Denk- und Lebensweise so wenig ähnliches haben, passen mochten. Daß mit dem Polemisiren mehr Böses, als Gutes, gestiftet wurde, und daß eine Religionslehre wenig Eingang finden mußte, der man Unduldsamkeit zum Geleite gab, ist leicht zu begreifen. Man wollte diesen Völkern mehr geben, als sie fähig waren, in ihr Wesen aufzunehmen; man hielt sie mit Unterscheidungslehren hin, die ihrer Natur nach mehr abstoßend, als anziehend sind; man predigte viel anders, als Christus und seine Apostel gepredigt hatten; darf man sich verwundern, wenn der Erfolg verschieden war? —

## 6. Mosaismus.

Mosaismus, wie er ursprünglich war, ist schon lange eine todte Religion, und diejenigen, welche dermalen noch zu ihm sich bekennen, und seine Farbe tragen, sitzen eigentlich klagend bey der unverweslichen Mümie, und weinen über sein Hinscheiden, und seine traurige Verlassenschaft. Um ihn also gehörig zu würdigen, richtig sein Wesen aufzufassen, und genau seinen Gehalt zu ermessen, reichen, als Maaßstab, die Lehren, Satzungen und Gebräuche nicht hin, an welche sich zu unsern Zeiten das zerstreute Judenvolk hält. Was einst Moses gab, hat sich in dem, was nachher hinzugekommen ist, so ganz verlohren, daß man mit Mühe kaum einige wenige Spuren der ursprünglichen Religionsverfassung in der ungeheuren Masse der Zuthaten finden kann. Wollte man den Stifter einzig nach dem beurtheilen, was noch unter seinem Namen da ist, und von zersplitterten Resten seiner Nation oft mit abergläubiger Aengstlichkeit heilig gehalten wird: er würde sich unsern Blicken in winziger Gestalt darstellen, und er wäre bey weitem der große Mann nicht, wie ihn die Geschichte der Nachwelt anrühmt.

Anders erscheint er uns, wenn wir seinen Geist erfassen, wie er sich im Pentateuch ausspricht. Da wird Moses als Mann gezeichnet, der alles in sich vereinigte, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß. Vertraut mit allen Künsten und Wissenschaften, die der ägyptische Priesterstand, dem er einst als Lehrling angehörte, in streng verhüllten Mysterien bewahrte, drang er noch tiefer, als seine Lehrer, und gewann der Religion und Gesetzge-

bung Ansichten ab, die vor ihm noch kein Weiser errungen hatte. Das einsame Hirtenleben, das er auf den Gebirgen und in den Wüsten Midians führte, wohin Nachstellung und Verfolgung ihn verschlagen hatten, weil er mit Muth und Kraft seines mißhandelten Volkes gegen dessen Dränger sich annahm, und die stille Zurückgezogenheit aus dem Gewühle der großen Welt, waren ihm willkommne Gelegenheit, mehr seinen Geist zu sammeln, reiner den Gott seiner Väter zu erkennen, und die bereits gewonnenen höheren Ansichten über Religion und Gesetzgebung zu berichtigen, zu erweitern, und zu ordnen.

Je mehr seine Religionsbegriffe durch anhaltendes Forschen sich läuterten; desto unwiderstehlicher wurde sein Drang, durch Umsetzung derselben sein verwildertes und tief gesunkenes Volk wieder empor zu heben, und aus einem Sclavenvolke ein Volk Gottes zu machen. Tief durch gedacht war sein Plan, das drückende Joch zu zerbrechen, unter welchem so lange dieses arme verlassene Volk schon schmachtete, und ihm unter Gottes allmächtigem Schutz eine selbstständige Verfassung zu geben. Je mehr dieser Plan in seiner Seele reifte, desto stärker fühlte er sich zu Ausführung desselben hingezogen, was ihm unverkennbares Merkmal eines höhern Berufes war. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse entschloß er sich, diesem Rufe zu folgen: Pharao, dachte er, ist hart, und er wird schwer dahin zu bringen seyn, ein so zahlreiches Volk zu entlassen; ich selbst bin ein Geächteter, und als solcher arm an Mitteln, zu Befreiung desselben mit Erfolge wirksam zu seyn; das Volk selbst ist ungemein roh, und unfähig, die Idee Gottes zu fassen, wodurch ich es begeistern möchte; mir zur Grundlegung der Freiheit kräftig die Hand zu bieten; mißlingt das Unternehmen, wozu ich den Plan entwarf, dann wird der Volksdruck noch

stärker werden, und Fluch wird mein Lohn seyn. Doch Vertrauen auf höhern Schutz besiegte alle diese Bedenklichkeiten. Im festen Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde sein Volk frei zu machen, sammelte er es, stellte sich muthig an dessen Spitze, und hatte den Trost, es mit aller Habe aus Aegypten über die Grenze zu führen, so sehr es auch Pharaos nachsetzendes Heer zu verhindern suchte.

Indessen war das nur noch der Anfang seines Unternehmens. Kaum dem Feinde entkommen, wogte um ihn gährend die rohe Masse des Volkes, das der Uebergang vom Stock des Treibers zur Freiheit übermüthig und trotzig gemacht hatte, wenn ihm gegen seine Neigung etwas befohlen wurde. Der Mangel in der arabischen Wüste erregte lautes Murren, das Zusammentreffen mit feindlichen Beduinen-Völkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Familienhäupter innere Empörungen wider den Führer. Oft kam sein Leben in Gefahr, und nur durch gewaltsamen Zwang und schreckliche Strafgerichte konnte er seine Macht behaupten. Aber sein überlegener Geist ließ sich durch Widersetzlichkeit und Trotz in fester Verfolgung seines Planes nicht hemmen, die störrische Menge endlich zur Besonnenheit zu bringen, und zum gesitteten und selbstständigen Volke zu machen. Durch weise und liebvolle Fürsorge, wenn Hunger oder Durst das Volk drängte, und es keine Rettung mehr vor sich sah, erwarb er sich bald den Ruf eines besondern Lieblings des Himmels, dem als Diener und Werkzeug des Herrn die Natur selbst mit allen ihren Kräften zu Gebote stehe. Für mehr wollte auch Moses nicht angesehen seyn, und bey allen Anordnungen berief er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Güte und Ernst, durch Wohlthat und Schrecken väterlich an sich ziehen und bilden wollte.

Einmal so weit gekommen, glaubte er nicht ferner zögern zu müßen, zur neuen Staatsverfassung für sein Volk einen festen Grund zu legen; um ihr Haltung zu geben, schien ihm Religion die sicherste Unterlage. Damit in einer so wichtigen, viel umfassenden Angelegenheit, wovon die Wohlfart eines ganzen Volkes abhangen sollte, nichts übersehen werde, läßt er das Volk am Fuße des Berges Sinai sich lagern, er selbst aber besteigt dessen Gipfel, um da ganz allein dem Nachdenken über die neue Gesetzgebung sich hinzugeben. Da nun, begeistert vom Gedanken der nahen Gottheit, entwarf und ordnete er die Gesetze, nach welchen Israel künftig leben sollte, und brachte sie, auf zwei steinernen Tafeln eingegraben, unter Blitzen und heftigen Donnerschlägen von da ins Lager zurück, wo man seiner Wiederkehr mit Sehnsucht harrte. Gewaltig von der Naturbegebenheit erschüttert horchte das Volk, welches im Donner die Stimme Gottes ehrte, in demüthiger Stellung der Kundmachung des neuen Gesetzes, und gelobte hoch und theuer, es heilig zu halten.

Des Gesetzgebers Weisheit spricht aus allen seinen Einrichtungen und Anordnungen: alle waren genau nach dem sinnlichen Charakter der Nation berechnet. Dazu bedurfte er des Ceremonialgesetzes, als eines Mittels, die höhern Wahrheiten festzuhalten; sie waren gleichsam die Schaale, worin die Religionslehren, als der Kern der Verfassung, verborgen lagen. Staat und Kirche wurden dadurch Eins, und die ganze Staatsverfassung bekam einen religiösen Anstrich. Der geschriebenen Gesetze waren wenig, und selbst diese ohne mündliche Erklärung unverständlich. Es war Hauptgrundsatz, daß über die Gesetze nichts Schriftliches durfte verfaßt werden. So bekam der jedesmalige Volkslehrer freie Hände, sie nach Maaßgabe der Zeitbedürfnisse und Umstände zu modificiren.

Auf den Glauben der Erzväter gebaut, mußte die Verfassung dem Volke ehrwürdig werden. Da dieser Glaube in den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens fast ganz untergegangen war, der sich im langen Verkehr mit abgöttischen Völkern auf Israel vererbte, welches in Aegypten aus einer Familie zum großen Volke angewachsen war: so richtete Moses seine erste Sorge darauf, aus dem unnatürlichen Gewirre von Lehren und Gebräuchen, wozu das Heiligste entartet war, die einfachen Wahrheiten wieder hervorzusuchen, durch welche sich einst die Urwelt zum Höchsten erhoben hatte.

Der Mittelpunkt, um welchen seine ganze Gesetzgebung sich drehte, war die Lehre, daß Jehovah der einige Gott, der weder einen andern neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volkes seyn, und es durch Priester regieren wolle. Das Staatsregiment ruhte auf Theocratie, und alle Gesetze, wodurch der Cultus, die Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei bestimmt waren, trugen das Gepräge göttlicher Autorität. Was ganz besonders von der Weisheit und Klugheit des Gesetzgebers zeugt, ist der Umstand, daß er nichts anordnete, was nicht genau der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen, der Individualität des Volkes, dem Clima und der politischen Lage des Landes zusagte. Der Staat, wozu er den Grund legte, sollte mit andern Nachbarstaaten nichts gemein haben, und von ihnen ganz und gar unabhängig seyn; er sollte frei und allein als ein scharf abgeschlossener Gottesstaat dastehen, und dadurch die Gewähr seiner Fortdauer in sich tragen. Darum verbot er streng jede Vermischung mit andern Nationen, und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; er bestimmte sogar die geringsten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und des geselligen Verkehrs;

nicht einmal die Auswahl und Bereitung der Speisen, und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers blieb vergessen.

Vorzüglich streng war das Ritual geregelt, das die Gottesdienstordnung enthielt. Aus tausenden an sich kleinlichen und stark in die Sinne fallenden Ceremonien zusammengesetzt, sollte er im Ganzen die erhabene Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellen, und bedeutsam die Pflicht einer nie unterbrochenen Geschäftigkeit im Dienste des himmlischen Königs vorbilden. Die Verwaltung des Gottesdienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze übertrug Moses dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte; aber nicht seinen Söhnen, die er mit weiser Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ, sondern dem Geschlechte seines Bruders Aaron war das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum vorbehalten. Diesem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme machte er die übrigen Stämme zehentpflichtig, untergab sie eigenen Stammältesten und Richtern, und sicherte die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der prächtig geschmückten, und im Innersten nur dem Hohenpriester zugänglichen Wohnung Jehova's, die als das einzige Heiligthum, durch die Zuflüße der Steuern, nothwendig der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation werden mußte.

Dies sind die Hauptpunkte der mosaischen Gesetzgebung, die, wenn auch einzelne Züge ägyptischer Bildung daran nicht ganz zu verkennen sind, doch das Bestreben, die Hebräer von ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu

entwöhnen, und zur politischen und religiösen Selbstständigkeit zu erheben, deutlich beurkundet. Nimmt man auf Zeit und Umstände ihrer Entstehung unbefangene Rücksicht, dann dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt scheinen, daß sie an Originalität, an Hoheit der Grundsätze, an Consequenz, an Nachdruck und Dauer, und, was besonders beachtet zu werden verdient, auch an Keimen wahrer Humanität die hochgepriesenen Gesetzgebungen Solons und Lykurgs weit hinter sich lasse.

So entschieden es ist, daß sich Moses kein herrlicheres Denkmal seines hohen Geistes hätte stiften können; so wurde doch seiner vortrefflichen Gesetzgebung von seinem Volke noch lange hartnäckig widersprochen. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, sah er sich durch neue Gährungen genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen. Es mußten vierzig Jahre eines müheseligen Umherziehens in der öden Gegend vergehen; die angedrohten harten Strafen mußten an den Uebertretern des Gesetzes mit eiserner Strenge vollzogen werden; alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bey dem neu herangewachsenen Geschlechte durchdrang. Moses selbst erlag unter den Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art, und sah sich genöthiget, die Vollendung des mühsam begonnenen Werkes seinem Feldherrn Josua zu überlassen. Als Greis von 120 Jahren starb er an der Grenze des Landes, das er für sein Volk als väterliches Erbe in Besitz nehmen wollte, und das er noch kurz vorher von einem Berge herab sehnsüchtig überschaut hatte. Lange blieb die mosaische Gesetzgebung, was sie ursprünglich war. Erst nachdem in spätern Zeiten Tempeldienst und Verfassung vernichtet, und die zerstreuten Stämme der Nation in unerhörtes Unglück versunken waren: faßten die übriggebliebenen Gesetzlehrer

den verzweifelten und widergesetzlichen Entschluß, die durch Ueberlieferung aufbewahrten Erklärungen und Modificationen der mosaischen Gesetze der Schrift anzuvertrauen, und ihnen dadurch bleibende Dauer zu geben. Nun wurde, was vorher hohen Sinn hatte, sinnlos, und alles artete in Wortkram und leere Werkheiligkeit aus. Das schöne Gebäude der mosaischen Religion war zerstört, und die dem Einsturze Entkommenen umklammerten die Trümmer, nicht des Tempels, sondern seines Gerüstes: die Ceremonien und Gebräuche, welche nach verlohrner Selbstständigkeit Sinn und Bedeutung verlohren hatten. Wäre der Geist des Volkes nicht so tief gebeugt gewesen, und wäre nicht im vieljährigen Elende fast jede Seelenkraft desselben untergegangen: vermuthlich hätte es in andern Ländern, und unter ganz andern Verhältnissen gelernt, diesen Ceremonienschwall, als etwas wirklich ganz unbrauchbar gewordenes, aufzugeben.

Ganz das Gegentheil erfolgte: die Anhänglichkeit am äußerlichen Gepränge wuchs, je bedeutungsloser es geworden war. Dazu trug die Idee von einem irdischen Messias nicht wenig bey; weil dadurch der einzig richtige Gesichtspunkt vollends verschoben werden mußte. Die Erwartung eines solchen Messias, und der Rückkehr nach dem gelobten Lande mußte dem Opferdienst und dem Ceremonienwesen noch höhern Schwung geben, und dadurch die Trennung von andern Völkern noch mehr begünstigen. Je lästiger die Ceremonien wurden, für desto verdienstlicher wurden sie gehalten, und zu desto größern Ansprüchen auf baldige Erlösung vom Elend glaubte man sich berechtiget. Die Gebetsformeln ertönten von ewig wiederkehrenden Klagen über die große Noth, welche schwer auf die Nation drückte; von Seufzern nach der Rückkehr ins verlohrne Land; von Sehnsucht nach Wiederherstellung des Tempeldienstes. In

allen Gebeten ohne Ausnahme, sogar in Dankgebeten für genossene Speisen, erschallte das Klaggeschrei von Sklaven, die nach Erlösung schmachten und der Ruf um einen Messias, der die zerstreuten Reste Israels wieder nach Palästina zurückführe. Diese Gebete wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer zahlreicher und schlechter, die Begriffe immer mystischer, und mit Grundsätzen der Cabbala verunreinigt, die dem ächten Geiste des Judenthums geradezu widersprachen. Nach gänzlicher Auflösung des Jüdischen Staats und allseitiger Zerstreuung des Volkes hätte man glauben sollen, nach einer so langen Nacht werde endlich für dasselbe der Tag der bessern Einsicht anbrechen, und die so lange getäuschten Messiashoffnungen werden im Strome so vieler Jahrhunderte untergehen: aber die süßen Messiasträume behaupteten sich durch unermüdete Pflege der Rabbinen, und erhielten bis auf die neuesten Zeiten das Judenthum aufrecht. Die fortdauernde Verzögerung der Messiaserscheinung, welche allein zureichen sollte, dem verblendeten Volke den Staar des Vorurtheils zu stechen, wird von dessen Führern absichtlich auf Rechnung des herrschenden Sittenverderbens geschrieben, um die Messiasidee auf ewige Zeiten zu fixiren.

Denkt man sich dazu noch den sinnlichen, mit Ceremonien überladenen Cultus, wobei es gar keines eigenen Nachdenkens bedarf, und wobei das Volk sich am behaglichsten fühlt; den Unsinn der Talmudisten, die alles aufbieten, damit es in den Köpfen nie hell werde; die Verachtung, den Druck, die Armuth, den Mangel an Erwerbsmitteln, wovon Verkrüppelung des Charakters die bittere Frucht ist, und die unbegreifliche Sorglosigkeit mancher Regierungen, die es unter ihrer Würde zu finden scheinen, die Verwahrloseten genauer zu beachten, und ihnen zur bessern Geistes- und Charakterbildung, zum

Uebergang aus dem Kindesalter in das männliche Vernunftalter einen Weg zu öffnen: dann wird man sich wohl nicht ferner darüber verwundern, daß die zerstreuten Juden in religiöser Beziehung noch auf so niedriger Stufe stehen, deren Väter in patriarchalischer Vorzeit durch ihre Begriffe von dem höchsten Wesen so vortheilhaft sich ausgezeichnet hatten. Mögen indessen die Juden noch so eigensinnig an den todten Formen des Mosaismus festhalten; da dieser sich überlebt hat, so wird ihr Bemühen ewig fruchtlos bleiben, in die erstorbenen Formen neues Leben zu bringen.

## 7. Christenthum.

Der Irrthum kann nicht ewig seyn. Selbst im Falle, wenn er, nur die Form wechselnd, einem andern Platz macht, läßt sich sein Ende voraussehen. Denn schon die Veränderung entsteht aus dem Nachdenken, aus der Prüfung, und früh oder spät tödtet die Untersuchung den Irrthum. Selbst in der heidnischen Welt fiel der Irrthum nach dem Verhältnisse der steigenden Geistesbildung. Die Orakel schwiegen nach und nach, je mächtiger allmählig die Vernunft ihre Stimme erhob.

Auf dem gleichen Wege läuterten sich in Judenland die Religionsbegriffe, wo man stolz darauf war, von Gott selbst alle seine Einrichtungen erhalten zu haben. Die Verschiedenheit der Sekten beweiset, daß eine verschiedene Auslegung der Gesetze versucht wurde, aus welcher nothwendig verschiedene Vorschriften für das Leben hervor gehen mußten. Je mehr die verschiedenen Parteien der Essenier, Pharisäer, Saduzäer ꝛc. an einander sich rieben, desto heller und vielseitiger wurden die Ansichten über Manches, was von der urspränglichen Religionsverfassung noch übrig, aber durch hinzugekommene Menschensatzungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Man stritt über den Messias, welcher durch die Propheten verheißen war, und an der Glaubwürdigkeit der Propheten zweifelte Niemand; aber, wann und wie wird der Messias kommen? — Wer wird er seyn? — Was wird er leisten? — Werden wir an ihm einen mächtigen Eroberer haben, der unsere alten Beleidigungen rächt, — der aus unsern Herrn unsere Sklaven macht, und im Triumphe über die Erde geht? —

Wird er, ein neuer Moses, strahlend vom Horeb oder Sinai herabkommen? — Wird wohl gar Gott selbst sich uns zeigen, wie er einst sich unsern Vätern zeigte? ꝛc. Darüber war Manches zu erörtern, und der stets rege Forschungsgeist mußte mancher schönen Idee auf die Spur kommen, die später umgesetzt nicht fruchtlos bleiben konnte.

Mitten in diesem Parteienkampf, und als die Hoffnung des jüdischen Volkes auf einen Befreier mit seinem Elende wuchs, erschien Jesus, dessen eigentlicher Zweck war, die Geisterwelt vom Thierischen zu entbinden, und im Göttlichen zu verklären, oder die Menschen zu belehren, in Allem Gott zu suchen, und zu lieben, und unter ihnen einen allgemeinen und ewig bleibenden Tugendverein zu stiften, wodurch die Menschen zu Kindern Gottes, und die Erde zum Himmel umgeschaffen werden sollten. Reinheit der Gesinnung, Güte des Herzens, tadelloser Wandel, gemeinnütziges Wirken, freudiges Rechtthun, unwandelbare Berufstreue, auf Ehrfurcht und Liebe zur väterlichen Gottheit gestützt, darauf waren alle Religionslehren berechnet, welche Jesus auf höhern Ruf umzusetzen sich vorgenommen hatte. Ein würdigeres, und einem Sohne Gottes angemesseneres Unternehmen kann wohl nicht gedacht werden, als das Unternehmen Jesu war, durch Tugendeifer und Frömmigkeit die Menschen in nähere Verbindung mit Gott zu bringen, und sie auf dem Wege moralischer Vervollkommnung der höchsten Glückseligkeit entgegen zu führen.

Jesus, der hohe Stifter des Christenthums, an dem Alles bewies, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, fühlte sich vom göttlichen Geiste mächtig ergriffen und angetrieben, denselben Geist auch auf Andere zu ergießen. Mit Wehmuth und Bedauren sah er, wie fast die ganze Welt von einem bösen Geiste verwüstet und entgöttert, wie

das Heilige und Ewige nackt und kümmerlich in Wortkram und Geklingel verhüllt, wie die Religion, dem Menschen das Größte, in Formeln und leerem Gepränge verschlossen war: länger konnte und wollte er es nicht mehr anstehen lassen, eine heilsame Reform vorzunehmen; und durch eine allgemeingültige Religion der Vernunft und des reinen Herzens den Gräuel der Verwüstung zu zernichten, der durch Unwissenheit und Aberglauben über die Welt gekommen war. Er trat auf und lehrte, wie ein Weiser, mit Gotteskraft angethan; bey jeder Gelegenheit berief er sich auf höhern Auftrag; und er versäumte kein Mittel, seinen Lehrvorträgen gute Aufnahm zu bereiten. Er war Hebräer und Morgenländer, und lehrte unter seinem Volke, und nach der Sitte seines Landes; was war natürlicher, als das Neue an die alte Begriffe zu knüpfen, um verständlicher zu werden? — Er lehrte vor einem rohen und sinnlichen Volke; was war zweckmäßiger, als durch Wohlthun es vorerst ins Interesse zu ziehen, und dessen Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? Sein Wahrheits- und Tugendbund sollte sich einst auf alle Menschen und Völker erweitern; wo konnte er das heilige Werk mit mehr Erfolg beginnen, als unter einem Volke, das bereits mit ihm über die wichtigste Wahrheit, über die Lehre von Gottes Einheit, einverstanden war?

Jesus konnte zur Ausführung seines Vorhabens keine günstigere Zeit wählen, weil gerade damals ein allgemeines Streben nach Verbesserung in Palästina sichtbar war, und man seither noch nie so tief das Bedürfniß einer bessern und trostvollen Religion fühlte. Ehe noch die Menschen die Natur des Wahren und Guten selbst kennen lernten, mochten sie mit Auctoritäten sich beruhigen lassen. Daher erhielten Religionsstifter in der alten Welt so leicht

bürgerliches Ansehen und politische Macht, und trugen ihr religiöses Ansehen auf ihre Staatseinrichtungen über. Auf einer niedrigern Culturstufe, wo noch die Menschen nicht im Stande waren, sich zu geläuterten Begriffen von Gott, und ihrer wahren Bestimmung zu erheben, mochten sie wähnen, daß es genüge, sich ohne innere Rechtschaffenheit durch Ehrfurchtsbezeugungen und herzloses Beten, durch Tempelverzierungen und Ceremoniengepränge, durch Opfer und Gaben, und mitunter auch durch strenges Fasten und widernatürliche Selbstpeinigung mit Gott abzufinden, und sein Wohlgefallen zu verdienen. Als aber endlich allgemein überhandnehmendes Sittenverderben, und damit nothwendig verbundener Verfall des Gemeinwesens, durch herbe Erfahrungen die Menschen zur Ueberzeugung leiteten, daß Religionsanstalten nichts taugen, die den Menschen nicht bessern, nicht in ihm reines Pflichtgefühl aufregen, und kräftig ihn antreiben, durch Wohlverhalten an das Gemeinwesen, dem er angehört, seine Gebühr abzutragen; als sich diese Ueberzeugung besonders in Judenland jedem lebendig aufdrang, der sein Vaterland liebte, das durch innere Gährung bereits auf der Neige stand: da konnte es nicht wohl fehlen, für eine bessere Religionslehre Anhänger zu gewinnen, so Jemand den Versuch machen wollte, eine solche mit gebührender Lehrweisheit umzusetzen.

Diesen Umstand benutzte Jesus, der in sich den hohen Ruf fühlte, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften, das sich nach und nach auf alle Weltgegenden und Nationen erweitern und alle Menschen zu einer großen Gottesfamilie verbinden sollte. Vom erhabenen Gedanken begeistert an Gründung eines solchen Gottesstaates, wozu er den Plan in sich selbst trug, und vom eigenen liebevollen Herzen unwiderstehlich getrieben, durch eine reinere Reli-

gionslehre Heil über die Menschen, seine Brüder zu bringen, wollte er eine Zeit nicht unbenutzt vorüber lassen, die der Ausführung seines großen Planes so günstig war. Unermüdet thätig, trug er überall seine himmlische Religionslehre vor, wo er Menschen fand, die er für seinen höhern Unterricht empfänglich glaubte, und weder Undank noch Spott waren im Stande, den Eifer zu schwächen, wovon sein Herz bey einem so heiligen Unternehmen erglühte.

Die Religion, welche Jesus der Welt brachte, sollte mehr als gereinigter Mosaismus, und reine Vernunftreligion seyn. Zwar sagte er ausdrücklich, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz und die Propheten zu vernichten; man sieht überall, daß er den eingeführten Cultus und die alten Dogmen in Ehren hielt; dem mosaischen Gesetze gemäs ließ er sich beschneiden; er besuchte den Tempel und feierte den Sabbath und das Osterfest; die mosaischen Urkunden und die Schriften der Propheten blieben ihm allzeit heilig, und er that eigentlich nichts, als daß er ihren Sinn erklärte, und daraus Grundsätze der Sittenlehre ableitete, welche fast ganz in Vergessenheit gekommen war. Verehret den Gott eurer Väter, liebet einander, gebet dem Staat, was ihr ihm schuldig seyd, strebet nach Sittenreinheit: das war der Hauptinhalt seiner Lehrvorträge; dieß nennte er das Gesetz erfüllen. Wenn er zuweilen den Priestern und Gesetzlehrern seiner Nation fluchte, und über ihr Benehmen seinen Unwillen aussprach, so that er es nicht aus Abneigung gegen das Gesetz, dessen Erklärung ihnen oblag, sondern weil sie unwissende Eiferer, und dem Buchstaben, welcher tödtet, ergebener waren, als dem Geiste, welcher belebt. Aber wem wollte das genügen, das Christenthum als bloße Fortsetzung und Veredlung des Mosaismus zu betrachten? — Der Zweck

Jesu lag höher, und sein Plan war umfassender, als es bey Moses der Fall war, der seine Religions- und Staatsverfassung ausschließlich auf die Bedürfnisse und den Charakter seines Volkes berechnet hatte, und ihm vorzüglich durch gänzliche Isolirung Selbstständigkeit und Haltung geben wollte.

Daß der göttliche Stifter des Christenthums da und dort an jüdischen Religionsbegriffen fortspann, und seine Lehren mit Stellen aus den jüdischen Religionsurkunden belegte, ist noch kein zureichender Grund, das Christenthum für nichts weiter, als für Veredlung des Judenthums zu halten. Mit eben dem Rechte könnte man die muhamedanische Religionsverfassung als Fortsetzung der christlichen oder auch der jüdischen erklären, weil nicht geläugnet werden kann, daß Muhamed manches aus dem Christen- und Judenthum sich aneignete, und in sein Religionssystem übertrug. Ein Haus, aus Steinen von einer alten Ritterburg aufgeführt, ist darum nicht wieder eine Ritterburg nach besserem Geschmack; und ein christlicher Tempel, bey dessen Bau man die Ruinen eines Götzentempels benutzte, ist darum eben so wenig mit dem Götzentempel einerlei. Schon unter den Heiden waren manche Lehren im Umlauf, die nachher auch von Jesus umgesetzt wurden; wer wollte darum das Christenthum vom Heidenthum ableiten? —

Es ist wahr, die christliche Religion, wenn man ihren Ursprung geschichtlich erforscht, ist auf die jüdische gleichsam gepropft; aber ist denn das Pfropfreis Fortsetzung des wilden Stammes, auf welchem es steht? — Der Gärtner sucht zwar einen Stamm, der mit dem Reis gleichartig (homogen) ist, und pfropft nicht etwa ein Apfelreis auf einen wilden Birnstamm: demungeachtet können die feinern Apfelarten, denen etwa ein Holzapfelstamm

zum ersten Zuleiter der Nahrungssäfte aus der Erde diente, nicht Früchte desselben heißen; dieser ist nur dazu bestimmt, die Säfte, welche die Erde unter einem rauhern Clima für den zarten Apfelstrauch eines mildern Climas nicht fein genug liefern kann, erst zu läutern, und zu verfeinern, damit sie seiner Natur zuträglich werden.

So wählte die Vorsehung, um dem Christenthum vorzuarbeiten, auch eine mit der neuen etwas homogene Religionsanstalt, um sie gleichsam zum Grundstamm zu machen. Sie nahm nicht die erste, die ihr gleichsam in den Wurf kam; sie sah nicht auf das Volk, das zu ihr sich bekannte, ob es zum ersten, oder zweiten, oder dritten Range der gebildeten Nationen gehörte, weil sonst die Wahl auf die Griechen oder Römer hätte fallen müßen. Vor allen andern Religionsanstalten erhielt, als Grundstamm, der Mosaismus den Vorzug, weil er die Lehre von Gottes Einheit zur Grundlage hatte, auf welcher auch das Christenthum ruhen sollte. Kein anderer Grundstamm wäre so geeignet gewesen, ein solches Pfropfreis aufzunehmen; bey jedem andern wäre Mangel an nothwendigem Nahrungssaft eingetreten, ohne welchen das zarte Reis in kurzer Zeit hätte verdorren müssen. Anstatt also die christliche Religion als Fortsetzung des Mosaismus anzusehen, hat sie vielmehr das Unterscheidende und Eigenthümliche von diesem aufgehoben, und ist aus dessen Trümmern empor gestiegen. Daß Gott sich die Juden zum Lieblingsvolk gewählt, daß er Jakobs Nachkommen nur liebe und zu segnen bereit sey, daß er andere Nationen hasse, daß Opfer und Geschenke den Zorn der Gottheit wenden ꝛc.: diese und ähnliche Lehren waren die Hauptpfeiler der altjüdischen Religion, und die Scheidewand, welche Israel von andern Nationen trennte, und jede Annäherung beynahe bis zur Unmöglichkeit erschwerte. Wie

so ganz verschieden waren die Lehren, welche Jesus vortrug? — Ihm war Gott, den er predigte, nicht blos Schutzgott des Volkes, von dem er abstammte, sondern allgemeiner Menschenvater, der alle Völker mit gleicher Liebe umfasse, und bey allen frommen Kindersinn und Tugend zur Bedingung der Seligkeit mache. Mochte er immerhin seinen Unterricht zunächst auf seine Landsleute beschränken: es lagen darin unverkennbare Winke für seine Jünger, die bessere Religion unter günstigern Umständen zur Religion der Welt zu machen. Sein Plan umfaßte das ganze Menschengeschlecht. Alle Menschen ohne Nationalunterschied waren nach seiner Lehre Kinder eines und ebendesselben Vaters im Himmel, den man einzig im Geiste und in der Wahrheit, durch reine Gesinnung und freudiges Rechtthun würdig verehren könne. Zeremonien und Opferdienst, wobey das Herz trocken, der Wandel ungebessert blieb, erklärte er, wo er dazu Anlaß hatte, als werthlos vor Gott, mit angefügter unzweideutiger Bemerkung, daß geistige Veredlung allein Gott gefällig mache, und Anspruch auf verheissenen Himmelslohn begründe. Eine solche Religionslehre, die so ganz darauf abzielt, den Menschen aus den engen Schranken des Mosaismus herauszuheben, und deren Grundsätze so weit von denen des Judenthums abgehen, verräth Höheres, als bloße Fortsetzung und Veredlung dessen, was Moses und die Propheten gelehrt haben. Mosaismus mag wohl Voranstalt des Christenthums, nie aber Christenthum Reform des Mosaismus heißen.

Der größte Vorzug, dessen sich das Christenthum rühmen kann, ist unstreitig die Uebereinstimmung seiner Lehren mit den Lehren der Vernunft. Jesus lehrte durchaus nichts, was nicht streng den Forderungen und Bedürfnissen der vernünftigen Menschennatur zusagte. Da

indessen die Religionsanstalt, welche von ihm den Namen hat, nicht einzig auf reine Vernunftbegriffe, sondern auch auf die Geschichte der Offenbarung gebaut ist, und alle Lehren, die er vortrug, von der Art sind, daß die Menschen ohne ihn weder so frühe, noch so allgemein darauf gekommen wären: so muß uns doch das Christenthum schon darum mehr als nur reine Vernunftreligion seyn. Für Menschen und Christen, wie sie nach dem Ideale der Vollkommenheit seyn sollten, dürften freilich manche Einkleidungen entbehrlich seyn; für Menschen und Christen, wie sie sind, und bis ans Ende der Zeiten seyn werden, bleiben sie ein wahres Bedürfniß. Nur eine Religion, wie die christliche, welche ihre praktischen Vorschriften aus der Natur Gottes und der Menschheit schöpft; welche Moralität, Vorsehung und Unsterblichkeit auf ewig unerschütterliche Grundpfeiler baut; welche zum Beweis, daß reiner Pflichteifer kein leeres Ideal sey, in Jesu die menschliche Tugend auf höchster Stufe zeigt, und sie in ihrer Vollendung aufstellt; welche durch merkwürdige Thatsachen und analogisch-bildliche Vorträge auch der Fassungskraft des sinnlichen und minder gebildeten Menschen zu Hilfe kommt; nur so eine Religion trägt das Gepräge ihrer Göttlichkeit in sich selbst, und wird, so lange Menschen sich auf diesem Erdenrunde herum treiben, ihre weiseste Erzieherin für die Ewigkeit bleiben.

Die Stiftung des Christenthums geschah unter göttlicher Beglaubigung. Kein gewöhnlicher Mensch, nur ein Gottessohn, konnte eine so einfache, und doch so göttlich erhabene Religionslehre aus sich schöpfen und ausbreiten, der seit achtzehnhundert Jahren kein wahrhaft Gebildeter seinen Beyfall entzog; nur einem Gottessohn war es möglich, eine so göttlich reine und erhabene Religionslehre im eigenen Leben anschaulich darzustellen; nur in einem Got-

tessohne konnte eine solche Kraftfülle wohnen, wie die Welt sie an Jesu wahrnahm, der so oft Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Kranken die Gesundheit, Todten das Leben wieder gab, um vor allem Volke seine höhere Sendung zu offenbaren; Zeugnisse, wie Jesus sie für seine göttliche Vollmacht aufwies, kann der Ewige nur seinem Sohne ausstellen.

Da Religion überhaupt Gottergebenheit, innere Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, und feste Entschlossenheit ist, mit diesen Forderungen sein ganzes Thun in Einklang zu bringen: so kann Christenthum wohl nichts anderes seyn, als Gottergebenheit im Geiste und Sinne Jesu; als Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, nach dem Unterricht und Beyspiel Jesu; als unwandelbare Entschlossenheit, diese Forderungen Gottes, wie sie durch Jesus geoffenbart wurden, zur bleibenden Lebensregel zu machen; als frommes Bestreben, seine Seligkeit auf dem Wege zu suchen, den Jesus durch seine Lehre so genau bezeichnete, und auf dem er den Seinigen so muthig und heiter voranging. Der göttliche Lehrer entwickelte diese Forderungen an den Menschen so klar und deutlich, daß ihn der gemeinste Mann in Palästina verstanden hat; er bestimmte das Verhältniß der Menschen zur Gottheit und Ewigkeit so genau und faßlich, daß kein Mißverstehen möglich war; er sprach den hohen Beruf des Menschen zur Gottähnlichkeit auf eine Weise aus, daß jeder, der unbefangen ihm zuhörte, im Hochgefühl seiner Verwandtschaft mit Gott, sich's vornahm, nichts der Würde eines so göttlich erhabenen Berufes zu vergeben, und Blut und Leben, wenn es die Noth erheischen sollte, für das Heiligste einzusetzen. Um sicher verstanden zu werden, und seine Vorträge anziehender zu machen, fügte er sich dem Sprachge-

brauche derjenigen, zu denen er sprach; er bediente sich solcher Ausdrücke und Redensarten, die seinem Volke geläufig waren; er knüpfte an die vorgefundenen Begriffe neue an, wie sie seinem Plane zusagten, um unmerklich jene zu berichtigen; ohne die Worte zu ändern, die nun einmal üblich waren, nahm er sie nur in höherer Bedeutung, um nach und nach den groben, irdischen und beschränkten Sinn daraus so sanft, als möglich, zu verdrängen; er warf gar oft seinen Lehren das gefällige Gewand morgenländischer Bilder und Gleichnisse um, weil das Volk Vorträge der Art liebte, und ihn die Ueberzeugung leitete, daß er so am leichtesten gewisse höhere Begriffe nicht nur für den ungeübten Verstand seiner Zuhörer anschaulicher, sondern auch ihrem Gedächtnisse bleibender machen könne. Damals dachte wohl Niemand daran, die bildlichen Ausdrücke Jesu im verkehrten Sinne zu nehmen, weil die Juden an derlei Redensarten gewöhnt waren, und die höhere Bedeutung derselben gar wohl verstanden haben. Erst von Neubekehrten aus dem Heidenthume, welche den mosaischen Opferdienst und die jüdischen Sitten, Gebräuche und Redensarten nicht kannten, aus welchen Jesus so oft die Bilder geschöpft hatte, in die er seine Lehren einzukleiden für gut fand, wurden seine Ausdrücke wörtlich und im buchstäblichen Sinne genommen. Anstatt den Gedanken festzuhalten, der im bildlichen Ausdrucke Jesu lag, machten sie das Bild zur Sache. Dadurch mußte nothwendig der sonst so einfache christliche Lehrbegriff entstellt werden, und zu einem Gewebe von unverständlichen Sätzen ausarten, wobey Kopf und Herz gleich leer blieben. Dadurch ward der Weg zu Widersprüchen, Verketzerungen, Trennungen und Verfolgungen angebahnt, die nachher Jahrhunderte lang das von Jesus gestiftete Reich Gottes verwüstet haben. Man verlor sich

im Gewirre von Unbegreiflichkeiten, welche Unkunde und Rechthaberei aus dunkeln Bibelstellen hervor grübelten; man glaubte der einfachen Lehre Jesu dadurch mehr Würde zu geben, indem man in ihr das Lichtvolle verdunkelte, und sie allseitig in Geheimnisse einwickelte, an welchen vergeblich der Gelehrteste seinen Forschungsgeist übte, und so erhob sich allmählich auf dem Fundamente, das Jesus legte, ein Lehrgebäude, an dem sich höchstens einzelne zerstreute Spuren von dem fanden, wozu er selbst den Plan entworfen, und zur Ausführung seinen Jüngern übergeben hatte.

Das Alles hindert indessen den redlichen Wahrheitsforscher nicht, aus diesem Gewirre von Dunkelheiten die einfache Lehre Jesu wieder herauszufinden, und sie von menschlichen Zusätzen zu scheiden. Das Göttliche und Menschliche liegen zu weit aus einander, und die Grenzen zwischen beiden sind zu kennbar, als daß sie in ein unzertrennliches Ganzes zusammenfließen könnten. Was Jesus lehrte, und was später hinzukam, verhalten sich zu einander, wie das Göttliche zum Menschlichen, und wie das Ewige zum Zeitlichen. Im Göttlichen ist durchaus kein Widerspruch gedenkbar; wo Widerspruch möglich ist, da ist Menschliches vorhanden. Das Ewige altert nicht; was unter dem Gesetze der Verjährung und Veränderung steht, muß zeitlich seyn. Gottes Wort ist nicht wandelbar; es sagt der Fassungskraft des Geringsten im Volke zu; kein Verständiger, wenn er unbefangen ist, kann ihm seinen Beyfall entziehen; je heller es im Kopfe der Menschen wird, und je weiter ihre Geistesbildung vorrückt: desto williger müßen die Völker werden, es aufzunehmen. Ueber was man sich mit Erbitterung zankt und entzweit; über was ganze Völker in gährende Bewegung kommen, und in Partheien gehen, die sich einander feindlich gegenüber

stellen: muß Menschenwerk, und neu gemachter Zusatz seyn, wodurch Unverstand das Christenthum überladen hat. Eine Religionsanstalt, die vom göttlichen Stifter auf die Empfänglichkeit und Bedürfnisse aller Menschen und Völker berechnet ist, verträgt sich mit keinen Dunkelheiten; ihre Lehren, für alle vorhanden, allen als Glaubens- und Lebensregel gegeben, müßen allen gleich verständlich seyn. Man entwürdiget das Christenthum, wenn man es zur gelehrten Wissenschaft, zu einem System unbegreiflicher Lehrsätze umschaffe; es muß durch sein Licht, das für alle angezündet ist, auch allen den Weg zur ewigen Seligkeit erhellen. Spitzfindige Dunkelheiten sind höchstens für Gelehrte zur Spielerei ihres Witzes; die Menge fodert Klarheit in Dingen, an welche ihr Heil gebunden ist, und kann nicht billigen, was das Christenthum auch nur in scheinbaren Widerspruch mit der Vernunft setzen könnte; sie kann gar leicht in Versuchung kommen, hinter Dunkelheiten Betrug zu ahnden.

Das Christenthum sollte nach der Absicht des göttlichen Stifters durch seine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker als allgemein einigende himmlische Kraft sich darstellen. Die Juden hatten im Glauben an Einen Gott das eigentliche Princip der Religiosität festgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wissenschaft angebaut, die Römer Grundsätze des Rechts und der Staatsverfassung aufgestellt und durch Erfahrung erprobt. Diese zerstreuten, in ihrer isolirten Wirsamkeit zur wahren Beglückung und sittlichen Vollendung des geselligen und individuellen Lebens der Menschen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Christenthum durch das Gesetz einer reinen Humanität, dessen höchster Zweck, die Menschen gut und selig

zu machen, wie es Gott ist, in der von Jesus angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu seiner Ausführung findet. Die christliche Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechische Wissenschaftlichkeit religiösen Gehalt, in die römische Legalität sittliche Würde, in die jüdische Frömmigkeit Freiheit und Licht, und indem sie die Scheidewand des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob sie den engherzigen Nationalgeist zum Weltbürgersinn. So fanden die Bestrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Christenthume ihren höheren Vereinigungspunct und zugleich den Antrieb, gemeinnützig zu machen, was Geheimthuerei und Kastengeist der Menge sonst vorenthalten hatten. Die höchsten Ideen, die wichtigsten Wahrheiten und Rechte, die reinsten Gesetze des sittlichen Lebens führte sie allen Geschlechtern und Ständen zu; die Möglichkeit einer vollkommenen Tugend bewies sie durch das Beyspiel seines Stifters; den Frieden der Welt begründete sie durch das Wort von der Versöhnung der Menschen mit Gott und untereinander; und indem sie ihrer innigsten Neigung auf Jesum, den gekreuzigten, auferstandenen und verherrlichten Mittler zwischen Himmel und Erde die Richtung gab, machte sie ihnen zugleich den wohlthätigen Zusammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen kennbar, und weckte ihren Wetteifer im Guten durch die Hoffnung einer vergeltenden Ewigkeit.

Schon Johannes, des Zacharias Sohn, der gegen das herrschende Sittenverderben an den Ufern des Jordans seine Stimme erhob, und den Reuigen zur Buße durch die Taufe die Weihe gab, kannte ohne Zweifel den festen und großmüthigen Plan Jesu, eine neue Religionsanstalt zu stiften; darum sprach er zu seinen Schülern: das ist

der große edle Mann, der die Sünden unserer Nation durch eine bessere Religion hinweg nehmen, und sich für sie aufopfern wird. Jesus war unermüdet in Ausführung dieses Planes; seine Religion sollte mehr seyn, als prunkender Ceremoniendienst, um auf irdische Weise dem Herrn Himmels und der Erde den Hof zu machen; mehr als bloßes Spiel mit Empfindungen, die das Herz weich machen, und den Menschen vom gemeinnützen Wirken abziehen. Es sind nicht blos andächtige Gebräuche und Gefühle; es sind Grundsätze, es sind überdachte Wahrheiten, welche der Bekenner der christlichen Religion vom göttlichen Meister aufnehmen und ins Leben übertragen soll. In dieser Religion sollte nach der Absicht des Stifters das Unendliche sich spiegeln und offenbaren; Glaube, Liebe, Hoffnung sollten die Lebenselemente seyn für Alle, die seinem Wahrheits- und Tugendbunde beytreten würden. Durch die Liebe sollte der Glaube lebendig werden, sollten die Blühten der Hoffnung reifen. Alle Wahrheiten, welche Jesus vortrug, dringen auf reine Sittlichkeit. Tugend sollte des Christen höchster Schatz, sein einziger Adel, Seelenschönheit sein unvergänglicher Schmuck seyn, und seine Tugend sollte ungeheuchelte Bruderliebe die Krone auffetzen.

Nach der Lehre Jesu ist das die Hoheit des Christen, daß ihm Tugend über alles geht, und daß er jeden liebt, jeden nach seinem Verdienst schätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Gesicht seinem Feinde ins Aug schauen, ohne Furcht vor dem Throne der Könige und unverzagt vor jedem Richterstuhl stehen. Er kann zu dem Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: ich will nicht! — und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen

ist mir mehr werth, als dein Gold; und der Uebermuth des Reichen muß vor seiner Armuth hochachtend verstummen. Sein Wort gilt; sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unredlicher Menschen. Im schlechtesten Gewand geht er mit edelm Stolz an den Schwächlingen vorüber, die in Seide und Gold vor Andern kriechen, aber vornehm und ungnädig auf jene niederschauen, die von der Vorsehung tiefer gestellt sind. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes. Er geizt weder nach Aemtern, noch nach Menschengunst; er fühlt sich größer, als jedes Amt, und Gottes Wohlgefallen gilt ihm mehr, als aller Beyfall, von Menschen gezollt, die zu kurzsichtig sind, um das bescheidene Herz zu würdigen, in dessen Tiefe Gott allein sieht.

Die Religion Jesu vereiniget Alles in sich, was den Menschen bilden und veredeln, was ihn zu der höchsten Stufe der Vervollkommnung hinführen kann, wofür er empfänglich ist: aber nicht gewaltsam und unwiderstehlich ist ihre heilige Wirksamkeit; sie spricht mit überzeugender Stärke zum Verstande und Herzen: aber der freie Mensch muß ihre Belehrungen fassen, annehmen und befolgen, wenn an ihm der große Zweck des Christenthums erreicht werden soll. Thut er das nicht; läßt er sich gegen die Forderungen der Religion Jesu von seinen Lüsten beherrschen; bleibt ihm reine Herzensgüte fremd; bemüht er sich nicht, durch edle Wirksamkeit im Geiste Jesu sich auszuzeichnen; eifert er nur für Rechtglaubigkeit, aber ohne Liebe, für Festhaltung des Lehrbegriffes, aber ohne sonderlich auf das christliche Sittengesetz zu achten; ist er nur Namenchrist, dem wenig daran liegt, den Willen Gottes nach Jesu Vorschrift zu thun; gilt ihm zwar Jesus Alles, aber seine Anweisung zur Tugend nichts; weckt wenigstens der Widerspruch zwischen seinem Glauben und Wandel die

Vermuthung, daß es so sey: dann ist die Religion Jesu ausser Verantwortung; sie ist für einen solchen Menschen so viel, als nicht vorhanden; sie ist auf jeden Fall nicht die seinige. Da die Religion Jesu eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben: so muß sie da fehlen, wo diese beseligende Kraft nicht sichtbar im Wandel hervortritt. Religion ohne Tugend ist ein Unding, das sich mit dem Namen Jesu allein nicht beschönigen läßt.

Was Jesus über Religion lehrte, ist aus der Natur Gottes und des Menschen entnommen, die unabänderlich dieselbe bleibt: Unveränderlichkeit muß also ein Grundzug der christlichen Religionslehre seyn. Sie kann durch menschliche Zusätze entstellt, durch Versinken der Völker in Barbarei verdunkelt werden, aber nie ganz untergehen. Es wird nie an Männern fehlen mit den nöthigen Geistesgaben, um Urstoff und Zuwachs gehörig zu scheiden, und das ewig Wahre aus dem Gewirre wandelbarer Meinungen heraus zu finden. Mit der steigenden Aufklärung der Völker muß und wird von der christlichen Religionslehre wieder abfallen, was nicht wesentlich ihr angehört. Die höhere Ausbildung des menschlichen Geistes war von jeher das Maaß geläuterter Religionsbegriffe. Aufklärung und Wahn stehen in fortdauernder Wechselwirkung; wie jene sich hebt, sinkt dieser und tritt in engere Schranken zurück. Soll die christliche Religionslehre ohne Zusatz Gemeingut Aller werden, und sollen in ihr Alle sich vereinigen; soll der Kampf der Meinungen ganz aufhören, und in einem Glauben an die einfache Lehre Jesu sich verlieren: muß vorerst die höchste Aufklärung allgemein werden. In wie ferne das bey einer solchen Verschiedenheit der Geistesanlagen, der Gemüthsarten, der Bildungsmittel, der Himmelsstriche, der Regierungsformen ꝛc. ꝛc. möglich sey, wer mag darüber absprechen? — So viel ist

auf jeden Fall entschieden, daß unser Geschlecht noch überall weit hinter diesem Ziel zurücksteht, und die Zeit in dunkler Ferne liegt, wo nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird.

Um genau zu wissen, worin Jesu Lehre bestehe, und rein ihr Eigenthümliches aufzufassen, muß man damit den Kirchenglauben nicht vermengen. So sehr auch alle Kirchen über die Grundwahrheiten des Christenthums einig seyn mögen, so entschieden ist es doch, daß sie über Manches von einander abweichen. Der gesammte Lehrbegriff ist nicht bey allen der gleiche; so gar bey einer und derselben Kirchenparthei blieb er nicht immer von allem Wechsel frei. Wer mit der Geschichte bekannt ist, wird nicht läugnen, daß man einst auf manchen Satz Gewicht legte, der nun fast ganz in Vergessenheit gekommen ist, und daß man dagegen in neuerer Zeit andere festhielt, wovon das christliche Alterthum nichts wußte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Concilien zu Concilien, wurde durch Dogmenkram und todte Kirchlichkeit so Manches in die einfache Lehre Jesu hineingetragen, daß es dem Gelehrtesten schwer wird, zu scheiden, was nicht wesentlich zusammengehört. Concilien und Päbste, Bischöfe und Theologen modelten unaufhörlich am christlichen Lehrbegriffe, je nachdem sie es den Bedürfnissen der jedesmaligen Zeiten und Völker angemessen glaubten; auch trugen Mönchthum, Kreuzzüge und Ketzergerichte zu dessen Erweiterung nicht wenig bey. Später trat an die Stelle der Kirchenväter Aristoteles, und mit ihm alle die Schulspitzfindigkeiten, wodurch vollends der letzte Rest des Verständigen aus dem Gebiete der Religionslehre verdrängt wurde. Je tiefer die Wissenschaften sanken, desto verworrener wurde der christliche Lehrbegriff. Der Verstand der Menschen erlag unter dem Joche des Aberglaubens und der Schwärmerei.

Alles aus damaliger Zeit trägt das Gepräge eines verschobenen Verstandes; Lehrbücher, öffentliche Reden und Kirchengebete zeugen unwiderleglich von der Erbärmlichkeit, wozu Unverstand das Heiligste erniedriget hatte. Man kann, die Annalen der Menschheit in der Hand, ohne Bedenken laut sagen, daß in jenen Zeiten das Christenthum nicht viel besser, als das ehemalige Heidenthum, war. Endlich brach freilich, nach einer langen Nacht, langsam, aber mit unwiderstehlicher Kraft, der Tag der bessern Einsicht an, und mit ihm läuterten sich die Religionsbegriffe: aber noch ist die christliche Religionslehre nicht ganz frei von den Fesseln der alten abentheuerlichen Schulweisheit; noch bestehen Lehrmeinungen fort, welche aus dieser trüben Quelle floßen, und Christen von Christen trennen, die sich alle zum gleichen Streben nach Gottähnlichkeit im Sinne Jesu verbrüdert haben; sogar im gleichen Zeitalter sind die Bekenner der gleichen Kirchenparthei nicht überall eines Sinnes. Der Welsche, der Spaniol, der Portugiese halten noch heut zu Tage Manches für unverzeihliche Ketzerei, was dem Katholiken in Deutschland und Frankreich entschiedene Wahrheit ist, und umgekehrt, dieser setzt sich unbedenklich über Manches weg, was jenen noch als unverbrüchlicher Glaubenssatz gilt. Die Lehrmeinungen sind beiderseits, wie die Nationalcharaktere, verschieden. Wie übel wären die Völker von Jesu berathen, wenn ihr ewiges Heil an Einheit solcher Lehrmeinungen gebunden, und wenn dadurch ihre künftige Seligkeit bedingt wäre! Finden sich in einer Kirchgemeinde vielleicht nicht zwei Individuen, welche mit einander vollkommen die gleichen Glaubensansichten haben, und wechselt sogar der einzelne Mensch seine Ueberzeugungen; denkt er über Manches anders als Jüngling mit reger Phantasie, anders als bedächtlicher Mann, anders als ruhiger Greis; erhellet sich

mit der steigenden Geistesbildung die Vorstellung: wie könnte man auf Rechnung des göttlichen Stifters unserer heiligen Religion so viele schwankende Lehrmeinungen schreiben? wie eine geschlossene Summe solcher Lehrmeinungen zur allgemeinen Bedingung des Heils machen? wie von Menschen, die an Geisteskräften einander so ungleich sind, die auf so verschiedenen Bildungsstufen stehen, Einheit der Ueberzeugung fordern über Dinge, die entweder außer dem Kreise der Fassungskraft liegen, oder deren Verwandtschaft mit der Sittlichkeit man höchstens nur errathen muß.

Nein, das Wandelbare kann nicht das Maaß der Lehre seyn, welche Jesus umsetzte. Jesus kündigte sich als Gottessohn an, und gab für seine höhere Sendung Beweise, gegen welche die unbefangene Vernunft nichts einwenden kann: was er also lehrte, muß allen Nationen aller Weltgegenden und Zeiten angemessen, muß göttlich, muß unveränderlich und ewig, wie Gott seyn; es muß den Verhältnissen der Menschen zu Gott zusagen, die nicht wandelbar sind, sondern sich zu allen Zeiten gleich bleiben; es muß mit dem göttlich Erhabenen das Einfache so natürlich paaren, daß es nach ihm kein Anderer besser zu thun vermag, und daß der Geringste im Volke es nicht nur fassen kann, sondern auch bey unverdorbenem Herzen liebgewinnen muß.

Der Zweck Jesu bestimmt am richtigsten den Standpunkt, von welchem aus rein seine Lehre aufgefaßt werden kann. Jesus, als er als der Stifter einer bessern Religionsanstalt vortrat, hatte nur Erlösung der Menschen von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen. Der wahre und einzige Zweck, der ihm vorschwebte, und auf den er rastlos hinwirkte bis an sein Lebensende, war innigere Verbindung der Menschen mit

Gott, dem Heiligen und Gütigen, durch Reinheit der Gesinnung, durch Güte des Herzens, durch unermüdetes Bestreben nach Gottähnlichkeit, in so fern sie einem mit Vernunft begabten Sinnenwesen erreichbar ist. Was er lehrte, machte er im eigenen Leben anschaulich, um kräftiger den Menschen ins Interesse der Tugend zu ziehen. Jeder sollte in seinem Betragen lesen, daß die hohe Tugend, wozu seine Lehre anwies, kein frommer Traum sey.

Um der menschlichen Tugend Schwung und Haltung zu geben, sollte sie die Frucht richtiger Belehrung über Gott, und eines Gott ergebenen Herzens seyn. Gerechtigkeit, Heiligkeit und Güte, sind die Hauptzüge, welche Jesus aus der Natur der Gottheit aushob, weil sie vorzugsweise das menschliche Gemüth ansprechen. Durch Darstellung dieser göttlichen Eigenschaften begründete er nicht nur alle Pflichten der Menschen, sondern auch die wahre Art der Gottesverehrung. Als der Gerechte wird nach seiner Lehre Gott nur durch Gerechtigkeit, die Niemanden verletzt, als der Gütige nur durch Güte und Liebe, welche alle umfasset, und als der Heilige nur durch innere Rechtschaffenheit würdig verehrt, die sich nie gegen die eigene Einsicht und gegen das Gewissen zu handeln erlaubt. Gerechtigkeit, Güte, Gewissenhaftigkeit sollten die Grundpfeiler seyn, womit der Mensch den Bau seiner Heiligung sicher stütze. Der Bekenner der christlichen Lehre sollte gerecht gegen Jedermann, gütig gegen alle, auch gegen Undankbare und Feindselige, und gehorsam gegen das eigene Gewissen seyn; und damit er sicher diesem folgen könne, nie aufhören, nie ermüden, nach Erweiterung und Berichtigung seiner Einsichten zu streben.

Der Glaube an Gott und an ein ewiges Leben sollten nach der Absicht Jesu unser innerstes Wesen durchdringen, und wie eine wohlthätige Sonne, unsern Geist

erhellen und unser Herz erwärmen. Wahrnehmung des Ewigen im Endlichen, und Ahndung einer unsichtbaren Ordnung der Dinge, welche Jesus zur Gewißheit erhob, sollten fromme Gefühle der Ehrfurcht gegen Gott, der Ergebenheit und kindlicher Folgsamkeit in unserer Seele aufregen, und unserer Sehnsucht die Richtung auf eine bessere Welt geben, wo nur der heilige Wille herrscht, wo die höchste Wahrheit, und Schönheit, und die reinste Güte vereint sind. Wir sollten im Glauben an Gott Antrieb und Ermunterung zu allem, was recht und gut ist, und Begeisterung zur wahren Andacht finden, wodurch sich das Göttliche in Gesinnung und That offenbart. Der Glaube an eine lohnende Ewigkeit sollte unsre Kraft verjüngen, unsern Muth heben, wenn Unmuth und Müdigkeit uns auf dem betretenen Tugendwege beschleichen. Mit Gott verwandt und zu einem höhern Seyn berufen, sollten wir willig und freudig von allem Irdischen uns lossagen, so oft es von höhern Pflichten, uns abziehen will.

Um dem allgemeinen Tugendbunde, den Jesus stiften wollte, eine feste, ewig bleibende Unterlag zu geben, begann er das große Werk damit, es auf den Glauben an Gott zu gründen, von dem allein Kraft und Willen ausgehen, das Göttliche im eigenen Leben auszuprägen, und durch die Tugend, die allein vor Gott Werth hat, sich Würde zu geben. Demnach erklärte er bestimmt und deutlich: die Heiden irren sehr, indem sie mehrere Götter glauben. Das Unendliche und Höchste kann Seinesgleichen nicht haben; der Beweis liegt im Begriffe. Es ist nur ein Schöpfer aller Dinge, nur ein Herr Himmels und der Erde, nur ein Gott. Sein Daseyn ist weder auf Zeit noch Ort eingeschränkt; er ist ewig und allgegenwärtig; überall kann und soll der Mensch ihn verehren und

anbeten. Wahre Gottesverehrung ist an keinen besonderen Tempel gebunden; Gottes eigentliches und liebstes Heiligthum ist ein ihm ergebenes Herz, von wo aus allein die Anbetung geht, die seiner würdig ist; er verschmäht Gaben und Opfer, Gepränge und Feierlichkeiten, wenn neben ihnen Gesinnung und Wandel ungebessert bleiben; des Menschen Heiligung ist die einzig wahre Huldigung, an der er Wohlgefallen hat. Der Gott, den ich predige, hat weder eine menschliche, noch eine andere Gestalt, und von ihm kann kein Bild entworfen werden. Er ist seinem Wesen nach unsichtbar, und hat mit der Sinnenwelt nichts gemein; er ist reiner Geist, frei von allen Unvollkommenheiten und Schranken, denen alles Körperliche unterworfen ist. Allgegenwart ist mit Materie nicht vereinbar; was aus Theilen besteht, kann nicht zugleich an mehreren Orten seyn. Daraus ergiebt sich, daß man einzig im Geiste und in der Wahrheit Gott würdig verehren könne, und daß vor ihm jede sichtbare Huldigung werthlos sey, wenn ihr nicht die innere Gesinnung entspricht. Es ist überhaupt keine Vollkommenheit, keine gute und grose Eigenschaft gedenkbar, die Gott nicht ohne Maas besitzt. Seine Macht ist grenzenlos; schon sein Wille reicht hin, Welten ins Daseyn zu rufen. Die Kräfte und Wirkungsgesetze, nach welchen die Natur seit Jahrtausenden so stät und unwandelbar fortwirkte, zeugen unwidersprechlich von seiner Allmacht. Er bedient sich ihrer nur, um in seinen Schöpfungen Ordnung zu erhalten, und Segen zu verbreiten. Sein Wissen umfaßt mit gleicher Klarheit die Zukunft, wie die Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Herzen und Gedanken der Menschen, — ihr Vorhaben so wohl als ihre Handlungen, — ihren innern und äußern Werth, — all' ihre Schicksale, — ihren verschlossenen Kummer, — ihre geheimste

Freude kennet Gott. Von seiner unendlichen Weisheit zeugt die bewundernswürdige Ordnung in der Natur. Alles greift in einander, und ist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Der kleinste Halm, das Baumblatt, der Wurm ist seiner Weisheit Spiegel; aus Allem spricht göttlicher Plan. Das muß das Menschenherz in Verlegenheit beruhigen. Mögen dem Kurzsichtigen Gottes Rathschlüsse unbegreiflich, und unerforschlich seine Wege erscheinen; alle Besorgnisse schlägt der einzige Gedanke nieder: Gott führt Alles herrlich durch, und lenkt Alles zum Besten der Menschenkinder. Wie könnte er auch anders? — Er ist ja allgütig, sogar gegen böse und undankbare Menschen; er läßt seine Sonne aufgehen über Sünder, wie über Tugendfreunde. Er ist die reinste Liebe; er ist aller Menschen Vater, der ohne Unterschied alle beseligen will. Er schrieb allein die gleichen Gesetze ins Herz, und wird alle mit gleicher Gerechtigkeit richten. Er hat, wie so Manche engherzig glauben, kein auserwähltes Lieblingsvolk, keine Schooskinder; er ist der Gott aller Nationen. In jedem Volke, wer frommen Kindersinn zum Vater im Himmel hat, ihn fürchtet und rechtthut, ist ihm wohlgefällig. Wollet ihr würdig ihn ehren: betet zu ihm, wie Kinder zum Vater! nehmet seine Liebe durch kindliche Folgsamkeit in Anspruch! besonders vergesset nie, daß ihr in ihm verbrüdert seyd! vertraget euch mit einander! seyd gegen Keinen hart! Lasset Regungen der Rache in euren Herzen nie aufkommen! Mögen böse Menschen euch lästern und verfolgen: vergeltet ihnen die zugefügte Kränkung mit Liebe! betet für sie, wenn sie euch verwünschen; seyd gefällig, dienstfertig und wohlthätig gegen sie, wenn sie feindselig an euch handeln! macht ihnen ihr Unrecht durch euern Edelsinn fühlbar! beweiset ihnen durch eure unwandelbare Liebe, daß ihr eine schonlichere Behandlung ver-

dienet! Liebe allein ist das unzweideutige Merkmal der göttlichen Kindschaft. Ohne Liebe ist aller Anspruch auf den Himmel dahin, der die Wohnung der ewigen Liebe ist. Ohne Liebe ist keine höhere Seligkeit gedenkbar. Ein Himmel ohne Liebe ist ein Unding; wo Liebe nicht einheimisch ist, da ist die Hölle.

Wie Gottes Vaterliebe Alles umfaßt, so waltet auch seine Vorsehung über Alles. Nirgends geschieht etwas ohne seinen Willen, und im unermesslichen Reiche der Natur ist kein Ereigniß gedenkbar, das er nicht lenkte, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch die Kräfte, die er in die Natur legte, und die seitdem unaufhörlich und unaufhaltsam fortwirken, so wenig es auch der Mensch begreifen mag, wie das zugehe. Gottes Vorsorge waltet nicht blos über die Welt im Ganzen, sondern über jedes einzelne Wesen, das in ihr besteht. Gott nährt sogar die Vögel und kleidet die Feldblumen; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache, und verdorrt kein Grashalm. Nirgends ist Gottes Vorsehung weniger zu verkennen, als in den menschlichen Schicksalen; sie offenbart und rechtfertiget sich überall, im Leben des Einzelnen, wie im Loos ganzer Völker. Darum darf der Mensch nie kleinmüthig werden, nie seine Hoffnung den Ankergrund verliehren: die Hand, die ihn durch dieses Lebens Dunkel führt, wird ihn dem Elend nicht zum Raube lassen. Gott knüpft oft an die schwächsten Fäden die größten Erfolge; er läßt den Menschen oft tief sinken, aber nicht untergehen, wenn dieser nicht selbst muthwillig die rettende Hand zurückstoßt. Scheinbare Unordnung in der Welt, und so mancherlei Uebel, die oft schwer auf euch drücken, müssen eurem Glauben an die Vorsehung keinen Abtrag thun. Wie oft wird die Angabe und Berechnung des natürlichen Uebels übertrieben? Wie oft hält Unwissenheit für böse, was an

sich gut und vortheilhaft ist, und im Ganzen mehr Nutzen als Schaden bringt? Wem ist unbekannt, daß Stürme die Luft reinigen, daß Gewitter die Erde befruchten, daß das Erdbeben, welches einzelne Landstriche verwüstet, Mittel ist, den unterirdischen Kampf der Elemente zu stillen, der mit Verderben die ganze Erde bedroht? Wer weiß nicht, daß Gifte in der Hand des Arztes Heilmittel werden, und daß Verarmung durch Wetterschaden, durch Brand, durch Krieg und andere Unfälle der Ueppigkeit ein Ziel setze, den Gewerbfleiß aufrege, und den Menschen lehre, mit mehr Demuth dem Herrn zu vertrauen?

Nicht einmal das Böse, das Menschen anrichten, die Sünde, soll euch im Glauben an Gottes Vorsehung irre machen. So frühe auch im Menschen die Neigung zum Bösen sich regt, und so viel Böses durch Menschen wirklich geschieht: so üben doch auch dagegen wieder viele gute Menschen viel Gutes. Auch kömmt ja das verübte Böse allein auf Rechnung der Menschen, weil ihnen Gott in der Vernunft den unbestechlichen Richter, das Gewissen gab, das ihre freie Wahl zwischen Recht und Unrecht leiten sollte. Bey fortbestehender Willensfreiheit, ohne welche keine wahre Tugend möglich ist, kann die Sünde nie ganz verhindert werden. Indessen verhindert doch der himmlische Vater gar viel Böses, theils durch die natürliche Verbindung der Ursachen und Wirkungen mit einander, theils durch die Anordnungen und Strafgesetze der Obrigkeit, deren Macht ein Ausfluß der göttlichen Macht ist. Wie Viele, die auf die Stimme des Gewissens nicht mehr achten, schreckt das Schwerdt der Gerechtigkeit vom Verbrechen ab! Wie viele Laster verhütet der Ernst der Eltern! Wie viele Keime des Bösen unterdrückt das rührende Beyspiel der Tugend! — Nicht nur in der Geschichte ganzer Völker, sondern sogar in jedem einzelnen Menschenleben,

ist eine höhere Hand unverkennbar. Freilich vermag der kurzsichtige Mensch es nicht, allemal Gottes weise Absichten zu ergründen; Manches, was geschieht, bleibt ihm unerklärbar: aber bedarf es mehr das wogende Menschenherz zu beruhigen, als des einzigen Gedankens: was der Vater im Himmel thut, kann seinen Kindern nicht nachtheilig seyn? —

Da Gott die Natur des Menschen so eingerichtet hat, daß er nach Ausübung des Guten froh und mit sich selbst zufrieden ist, und wenn er Böses wollte oder that, Schaam und Furcht empfindet: so muß er selbst nur das wollen, was recht und gut ist; er muß heilig seyn, und sein Wohlgefallen kann nur auf denen ruhen, welche ihre Menschenwürde durch Tugend behaupten. Von Gott kann nichts Böses kommen; wenn daher in den heiligen Religionsurkunden steht „Gott verhärte, verstocke, oder verblende den Menschen," so heißt das nur: er läßt es zu, er verhindert es nicht, daß die Menschen vorsätzlich sich durch die Sünde unglücklich machen, weil er ihre freie Thätigkeit nicht binden, nicht ihrem Willen Zwang anthun will, der unvermeidlich die Tugend an der Wurzel tödtet. Durch die freie Wahl wird erst der Tugend Uebung gut.

Aus den frohen Gefühlen, die nach Gottes Anordnung mit dem vollbrachten Guten verbunden sind, und aus den bittern Empfindungen der Schaam, Furcht, Angst und Reue, die nach verübter schlechten That den Sünder quälen, bey dem das Gewissen noch nicht zum Schweigen gebracht ist, ergiebt sich von selbst der Schluß, daß einst der Tugend und dem Laster nicht das gleiche Loos fallen, und daß Gottes strenge Gerechtigkeit einem Jeden nach seinen Gesinnungen, und Thaten vergelten werde. Unter der Regierung eines gerechten Gottes gebührt der Tu-

gend angemessene Belohnung, der Sünde angemessene Strafe. Keines von beiden kann und wird ausbleiben. Mag auch zuweilen der Fromme bis an sein Lebensende im Elende schmachten, und außer dem Trost eines guten Gewissens keinen andern haben; mag es dem Gottlosen gelingen, das strafende Gewissen zu betäuben, und nie ihm etwas begegnen, das ihn aus dem Taumel stets wechselnder Vergnügungen aufschreckt: was im Erdenleben nicht geschah, muß, wird in der Ewigkeit geschehen. Es waltet ein gerechter Gott im Himmel, der nichts Gutes unbelohnt, nichts Böses unbestraft läßt. Jeden wird einst das eigene Gewissen richten. Himmel und Hölle kommen dem Menschen nicht von Außen her; beide liegen außer Zeit und Raum; beide nimmt er aus sich heraus, und legt sie hinter die Sonnen und Sternen; beide trägt er im eigenen Herzen, und nimmt sie mit sich hinüber in die Ewigkeit. Das beseligende Bewußtseyn des vollbrachten Guten, und das quälende Bewußtseyn des verübten Bösen sind des Menschen unzertrennliche Begleiter beym Uebergang in die Ewigkeit, und werden dort das Maas seiner Freuden oder Leiden seyn.

Nicht minder einfach und erhaben lehrte Jesus über des Menschen Verhältniß zu Gott, und über dessen Natur und Bestimmung. Nach ihm steht der Mensch zu Gott im Verhältnisse des Kindes zum Vater; alle Menschen bilden eine große Gottesfamilie, zum gleichen Streben nach Gottähnlichkeit bestimmt. Ihr Seyn ist nicht auf die engen Schranken des Erdenlebens eingebannt. Hier ist nur Anfang, dort erst Vollendung. Was man hier der Erde wieder giebt, ist nur Hülle des unsterblichen Geistes, der, durch Tugend bewährt, im Sterben nur gewinnen kann. Was man Tod heißt, ist eigentlich nur Tausch der Formen, nur Veränderung der Wohnung im

großen Vaterhause, nur Uebergang zum höhern Leben. Ohne Glaube an Unsterblichkeit wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten, und der leidenden Tugend. An den Glauben, daß unsere Bestimmung keine andere sey, als die, sittlich gut zu werden, schließt sich folgerecht die Ueberzeugung, daß wir ewig leben werden; denn das Ziel, zu dessen Erreichung wir uns berufen fühlen, liegt in der Unendlichkeit. Unsterblichkeit ist das Einzige, was die Vorsehung rechtfertiget, wenn neben dem übermüthigen Verbrecher der Fromme im Elende schmachtet. Die Seele bringt den Körper das Leben; wie könnte sie vom Tode berührt werden? — Für die Tugend sterben wäre Wahnsinn, wenn nach dem Erdenleben kein anderes wäre. Des Todes Geschäft ist weiter nichts, als das Auflösen der körperlichen Bande, die uns mit der Erde und der umgebenden Sinnenwelt zusammen halten; so wie diese Bande zerreissen, und die sterbliche Hülle sinkt, kommt der entbundene Geist an den Ort, in die Lage, in die Verhältnisse, die seiner moralischen Würdigkeit angemessen sind. Nur der Aufenthalt wird verändert, der Mensch bleibt der nämliche. Es geht keine neue Schöpfung mit ihm vor, seine Persöhnlichkeit bleibt; er wird gleichsam nur in eine andere Provinz der unermesslichen Schöpfung versetzt, und kein anderer Standort kann ihm angewiesen werden, als der seinen Anlagen und Kräften, seinen Kenntnissen und Gesinnungen, seinem Charakter, seinem Verdienste zusagt. Das Bewußtseyn dessen, was er hier war, that und unterließ, wird ihn hinüber begleiten. Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit schließen sich wie ein fortgehendes Ganze an einander an. In der menschlichen Bildung und Tugend ist kein Sprung gedenkbar; alles läuft in innig verbundener Stufenfolge fort. So wie die Beschaffenheit des Frühlings und Som-

mers den größern oder geringern Grad des Herbstes bestimmt; wie es von der Anwendung und dem Gebrauch unserer Jugendjahre abhängt, ob wir im erwachsenen Alter geschickt oder ungeschickt, gut oder böse, glücklich oder unglücklich sind: so bestimmt des Menschen gesammtes Verhalten hier, seinen Zustand dort. Das Erdenleben ist nur Schule der Erziehung und Vorbereitung für die Ewigkeit. Unser künftiges Loos hängt ganz davon ab, wie wir hier erzogen werden. Wir passen nur für die Geschäfte, die wir kennen lernten; wir können nur die Freuden genießen, für die sich in uns Empfänglichkeit findet; wir können nur in der Gesellschaft uns wohl fühlen, die mit uns übereinstimmend denkt und empfindet. Unser wahres Wohlseyn entspringt aus unserem Herzen, das mit sich selbst zufrieden ist, aus dem beglückenden Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung, aus dem Zeugniß eines guten Gewissens, das keine Schuld drückt. Alles Schöne und Gute, was diese Erde hat und giebt, nur dann erst macht es uns froh, und heiter, wenn in unserem Inneren kein Streit, kein Widerspruch, keine geheime Unruhe ist, wenn wir ruhig und ohne Vorwurf zu Gott aufblicken können. Der Mensch kann im Taumel der Zerstreuung und Ausschweifung sich zwar betäuben, aber in diesem Zustande des Rausches und der Unterdrückung seiner Gewissensstimme ist er doch nicht wahrhaft glücklich. Jede einsame Stunde, jeder Blick in sein Herz und Leben, läßt ihn seine Unwürdigkeit, seine innere Zerrüttung heftig fühlen, und erfüllt ihn mit Angst und Entsetzen. Nothwendig muß dieser Zustand der Unruhe, der Qual, der Selbstverachtung dauernd seyn, sobald der Tod ihn abruft, sobald er aus der Sinnenwelt heraus in das Geisterreich hinüber gehet, wo er sich nun selbst wieder gegeben wird, wo nichts mehr ihn betäubt,

wo sein Bewußtseyn ganz erwacht, und wo das aufgeschreckte Gewissen ungehindert die furchtbare Kraft seiner Vorwürfe äußert. Man irrt sehr, wenn man den Himmel und die Hölle außer dem Menschen sucht. Man denke sich einen rohen, lasterhaften, ungebildeten, ganz sinnlichen Menschen in der Gesellschaft, in dem Umgange mit gebildeten, fein fühlenden, edlen und gottesfürchtigen Seelen: wird er es hier aushalten können? wird er herzlich einstimmen können in den herrschenden Ton? wird es ihm möglich seyn, an diesen bessern Freuden, für die ihm aller Sinn mangelt, Theil zu nehmen? wird ihn hier nicht alles drücken und einengen? wird er sich nicht behaglicher fühlen in der Nähe solcher, die ihm in Denkungsart und Gesinnung verwandt sind? — Nur das Verwandte, das sich Aehnliche zieht sich an; die Tugend und das Laster haben ihre eigene Sphäre, ihr eigenthümliches Element. Denke man sich den Fall, daß Gott den Lasterhaften in den seligen Zustand versetzen wollte, den wir Himmel nennen; was würde es ihm helfen, wenn in seinem Herzen eine Hölle brennte? Nicht außer dem Menschen, in seinem Innersten ist der schreckliche Ort, wo ein Feuer brennt, das nie erlöschet, wo ein Wurm nagt, der nie stirbt; hier ist es, wo man den Flammenschmerz eines heißen Durstes fühlt, wo man vergebens nach Kühlung schmachtet, weil die Höllenglut aus dem Herzen selbst ihre Nahrung zieht. Der Mensch ohne innern Werth, ohne Tugend, ist keiner wahren Seligkeit fähig, und Tugend ist nicht das Werk eines Augenblicks; sie wird nicht ohne Anstrengung und Kampf errungen. Was der Mensch säet, das wird er erndten. Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen. Nicht die werden ins Himmelreich kommen, die Herr, Herr sagen, die mit dem Munde, und durch ein todtes Für-

wahrhalten angelernter Sätze ihn ehren, sondern die den Willen des Vaters thun, der im Himmel ist.

Nach Jesu Lehre ist es Bestimmung des Menschen, auf keiner Bildungsstufe stille zu stehen, sondern ins Unendliche fortzuschreiten. Im Reiche Gottes muß alles vorwärts gehen. So wie er sichs also angelegen seyn ließ, die Menschen mit ihrem Vater im Himmel, und mit allen ihren Verhältnissen zu Ihm bekannt zu machen; eben so bemühete er sich auch, ihnen den Weg ins ewige Leben durch die reinste Tugendlehre zu bezeichnen, und ihnen auf demselben selbst voranzugehen. Gott, sprach er zum Volke, das ihn lernbegierig umdrängte, so sanft als verständlich, Gott ist ein Geist, nur geistige Verehrung ist also seiner würdig; nur Verehrung, die aus einem ihm ergebenen Herzen kommt, ist ihm wohlgefällig. Nur als Geist darf und kann der Mensch der Gottheit sich nahen. Opfer und Ceremoniendienst, kostbahre Gaben und festliche Gepränge haben vor ihm keinen Werth, wenn der werthlos ist, der sich damit befaßt. Gottesverehrung, wodurch der Mensch nicht besser wird, und worin er zur Tugend nicht Antrieb findet, ist nicht viel besser, als Götzendienst. Gott ist vollkommen, und nur Aehnlichkeit mit ihm nimmt seinen Beyfall und seine Gnade in Anspruch: anhaltendes Wachsthum im Guten, beharrliches Fortschreiten auf der Tugendbahn, und Selbstvervollkommnung, die keine Grenze anerkennt, finden allein zu seinem Vaterherzen sichern Zutritt. Gott ist Vater, ist die ewige Liebe: der Mensch muß also frommen, zutraulichen Kindersinn zu ihm haben; Liebe zu Gott und Seinesgleichen muß die Seele seines ganzen Thuns seyn; seine Folgsamkeit gegen die göttlichen Sittengesetze muß so uneigennützig, als willig und freudig seyn. Das gute Kind sträubt sich nie gegen den Willen seines Vaters, und indem es gehorcht, hat es keinen an-

dern Lohn im Auge, als seinen Beyfall, seine Zufriedenheit, seine Gegenliebe; wie könnte der Mensch gegen den Vater im Himmel sich anders benehmen? — Mag der Heid aus Habsucht, um der Ehre willen, aus Liebe zum Nachruhm Großes und Edles vollbringen, mag der Sklav aus Furcht und Zwang thun, was das Gesetz vorschreibt: wer Christ seyn will, dessen Gehorsam muß aus einer reinern Quelle fließen; er muß aus inniger, uneigennütziger Liebe zu Gott hervorgehen. Vereinigte er in sich alle Einsichten und Kenntnisse; hätte er zu sich selbst ein solches Zutrauen, um zu unternehmen und auszuführen, was unmöglich scheint; theilte er seine ganze Habe unter die Armen; wäre weder Leiden noch Tod vermögend, seinen festen Geist zu erschüttern: durch Mangel der Liebe allein würde vor Gott das größte Unternehmen ohne Verdienst seyn. Der Seele fehlt der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt. Gott ist die reinste Liebe, und nur wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm. Im Tugendbunde der Christen muß Liebe den Vorsitz führen, weil er ein Verein von Brüdern und Schwestern ist, die Gott als ihren gemeinsamen Vater ehren. Liebe ist das eigentliche Leben der Seele, wozu das Christenthum nur ausführlichere Anweisung ist. Von Liebe erglüht, kann der Christ nie verlegen seyn, wie er unter allen Umständen gegen Andere sich verhalten soll; seine Regel ist: thue Andern, was du unter gleichen Umständen mit Vernunft von ihnen fordern darfst, und erlaube dir nichts gegen sie, was du selbst an ihrer Stelle als Kränkung aufnehmen würdest! —

Den Geist seiner ganzen Sittenlehre sprach Jesus in seiner unvergesslichen Bergpredigt aus. (Siehe Wessenbergs Bergpr.) Höheres und Gediegeneres lehrte vor und nach ihm kein Weiser. Sein Vortrag, den noch die späte Nachwelt mit heiliger Ehrfurcht aufnehmen wird, beginnt

mit Seligsprechung der Armen im Geiste. Nicht niedrige Selbstwegwerfung und knechtischer Sinn ist es, was er selig preist, sondern die Demuth von Herzen, die Stimmung einer Seele, die, ungebläht von Stolz auf eigene Vorzüge und Verdienste, Gott allein die Ehre giebt, nur von ihm den Erfolg ihrer redlichen Bestrebungen erwartet, und auf vergängliche Erdengüter sich nichts einbildet, sondern willig darauf verzichtet, wenn sie mit den höhern Gütern des Geistes in Widerspruch kommen, die allein des Menschen Eigenthum bleiben, wenn alles Andere um ihn her in Staub zerfällt. Eine solche Seele, sagt Jesus, genießt schon auf Erden den Himmel; sie beherrscht ihr Inneres, und fühlt sich selig in Gott, indessen der Eitle, Stolze, Ehrsüchtige und der Sklave der Habsucht und des Geitzes nie frei athmet, sondern durch anhaltende Besorgnisse geängstiget wird, bald alles zu verliehren, worauf er bisher sein Glück baute.

Mit gleicher Innigkeit pries der göttliche Lehrer die Sanftmüthigen selig. Mit diesem Namen bezeichnet er aber nicht die Schwächlinge, die vor jeder Macht sich beugen und schmiegen, und die sich ohne Widerrede alle Mißhandlung gefallen lassen, sondern diejenigen, die gegen Niemanden hart sind, die dem Beleidiger gern vergeben, die friedliche Armuth weit dem Wohlstande vorziehen, der ohne zu hadern nicht erhalten werden kann, und die lieber ein Stück Geld, oder einen Acker, als die Ruhe des Gemüthes, verliehren. Solche sanfte Seelen, die es mit Jedermann wohl meinen, und ohne Erbitterung Unrecht dulden, das sie, ohne dem Beleidiger wehe zu thun, nicht abwenden können, sind schon auf Erden selig; ruhig und sanft, ungetrübt von Furcht und Angst, aber von der Liebe aller Guten versüßt, fließt ihr Leben in harmloser Stille dahin, bis es Gott gefällt, sie mit väterlicher Milde in die Woh-

nungen des ewigen Friedens aufzunehmen. Selbst wenn schreiende Ungerechtigkeit sie alles Irdischen berauben, und sie von Land zu Land vertreiben sollte, fänden sie doch überall ihr Vaterland, weil ihnen den Himmel, den sie in sich überall herumtragen, keine Gewalt zu entreißen vermag, und ihnen aller Orten die verheissene Krone seliger Unsterblichkeit entgegen glänzt.

Um selig zu seyn, bemerkte Jesus weiter, bedarf es weder eines großen noch anhaltenden Erdenglücks. Der Weg zur Seligkeit steht auch den Armen und Leidenden offen, wenn sie im Dienste der Tugend beharrlich sind. Selig nennt er seine wahren Schüler, denen seine Lehre unwandelbare Lebensregel ist. Auch dann preist er sie selig, wenn Trübsal, Mangel und Verfolgung schwer auf sie drücken. Mag der Drang der Leiden noch so stark seyn: der Tröster bleibt nicht aus; bald wird die kurze Trauer in ewige Wonne sich auflösen. Sollten selbst die Erdenleiden erst im Tode enden; schon der einzige Gedanke: sie sind vergänglich und vorübergehend, wie das Erdenleben, und freundliche Gaben Gottes zur Läuterung der Tugend, — hebt den Muth des Tugendfreundes, und erheitert seine Seele, daß er herzlich Gott dankt für das Unterpfand der Liebe, das er in Schmerz und Noth erblickt. Dem leidenden Gerechten ist seine traurige Lage Aufforderung, sich einzig an den Himmel und die vergeltende Zukunft zu halten. Ihm eckelts vor der Welt, so oft er zum Himmel aufblickt, wo ihm Seligkeiten vorbehalten sind, wovon sich der beschränkte Menschenverstand keine Vorstellung zu machen vermag.

Das Herz des Menschen, das nach Seligkeit sich sehnt, wird, nach fortgesetzter Erklärung Jesu, von Begierden verschiedener Art bewegt, die weder hier noch dort ganz gestillt werden. Der Geistige dürstet nach Schätzen;

aber je mehr diese sich anhäufen, desto brennender wird sein Durst. Der Wohllüstling dürstet nach Sinnengenuß; aber mit jedem neuen Genuß wächst seine Lüsternheit. Der Ehrgeizige dürstet nach Ansehen und Ruhm; diesem Traumbild jagt er unermüdet von einem Abgrund zum andern nach: aber je weiter er empor kömmt, desto lebendiger mahlt ihm sein Wahn ein noch höheres Ziel vor, das er zu erstreben sich vornimmt. Anders verhält es sich mit dem Menschen, der hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, die aus Liebe quillt, und ohne Zusatz des Eigennutzes ist; sein Durst wird einst gestillt werden; seiner Sehnsucht nach immer fortschreitender Tugend wird sich der Brunnquell des ewigen Lebens öffnen. Zwar ist Niemand vor Gott ganz gerecht; mag auch des Menschen Vernunft hell sehen, und sein Wille gut und rein seyn: die Lockungen zum Bösen sind oft so mächtig, daß auch der Beste zuweilen von der betretenen Tugendbahn abgleitet. Aber vollendete Tugend wird ja hienieden von keinem Menschen gefodert. Wohl Jedem, der redlich nach Gerechtigkeit schmachtet, der ihren heiligen Gesetzen aufrichtig huldigt, und im weiten Reiche der Wahrheit und Liebe unaufhaltsam vorwärts dringt! ihm ist ein Land verheißen, wo über Unrecht kein Seufzer mehr ertönt, wo jede Leidenschaft schweigt, und die Tugend im schönsten Lichte strahlt.

Zur Seligkeit des Menschen ist nach Jesu Lehre ferner ein mitleidiges Herz unentbehrliche Bedingung. Wer von Gott Barmherzigkeit erlangen will, muß selbst Barmherzigkeit üben. Nichts lohnt sich süsser, als Erbarmen. Das Herz überfließt von himmlischer Wonne beym Bewußtseyn, verlassene Arme und Schwache unterstützt, einen ehrlichen Schuldner durch milden Nachlaß von Hunger und Elend gerettet, Seufzer, die dem gepreßten Her-

zen eines Unglücklichen entstiegen, gestillt, und Thränen, die an seiner Wange blinkten, getrocknet zu haben. Jeder heitere Blick des Geretteten, jede Freudenthräne, die in seinem Auge zittert, jedes Wort bescheidenen Dankes, das über seine Lippen fließt, weckt süße Gefühle im Herzen des edeln Menschenfreundes. Von der Seligkeit des Wohlthuns und Erbarmens ist Niemand ausgeschlossen: der Geringste, der Aermste, der Verlassenste kann mitleidig seyn, und Barmherzigkeit üben, kann zur Milderung fremder Noth beytragen, und nach seiner Art Segen spenden. Eine Brodkrumme vom Taglöhner einem Hungrigen gereicht, ein Pfenning, den der Arme sich abdarbt, um ihn in die Hand eines noch Aermern zu legen, eine freundliche Aufnahme auch unter ärmlichem Obdache, ein sanftes Trostwort an einen Leidenden gesprochen, ein guter Rath dem Verlegenen ertheilt, eine wohlgemeinte Warnung zur Zurechtweisung des Unbesonnenen, ein kleiner Dienst dem Unbehülflichen geleistet ꝛc. was alles auch dem Geringsten zu Gebote steht, hat großen Werth vor Gott, der weniger die That, als das Herz wiegt, und keinen Trunk Wassers, dem Durstigen gereicht, unbelohnt läßt. An dem Lichtthrone der ewigen Liebe sammeln sich die Thränen der Freude und des Dankes, von geretteten Unglücklichen geweint, zu Wolken, aus denen auf die Barmherzigen sich Ströme des Segens ergießen, der reichlich für jedes Opfer entschädiget, das sie so bereitwillig auf den Altar der Liebe legten.

Bey Beseligung des Menschen kömmt es, wie Jesus ferner anmerkt, vorzüglich auf Reinheit der Gesinnung und des Herzens an. Ihr ist höchste Glückseligkeit, Anschauung Gottes, verheißen. Zwar kann kein erschaffener Geist ganz das Wesen der Gottheit umfassen, keiner Gott schauen, wie er ist, weil er in einem unzugänglichen Lichte

wohnt; allein je reiner das Herz des Menschen, je mehr es von allen Schlacken im Feuer des Glaubens geläutert und durch standhafte Tugend bewährt ist, je reiner die Liebesflamme ist, die vom Altar des Herzens zu Gott auflodert: desto mehr rückt der Mensch zur höchsten Vollendung vor, desto näher kömmt er Gott, desto unwiderstehlicher fühlt er sich zu ihm hingezogen, und desto inniger wird seine Verbindung mit ihm.

Ohne Friedfertigkeit, fährt Jesus weiter fort, ist dem Menschen himmlische Seligkeit unerreichbar. Wer der großen Gottesfamilie angehören, ein Kind Gottes seyn will, der muß friedfertig und verträglich seyn. Nur wo Friede ist, waltet die Liebe, und Gottes Reich ist das Reich der Liebe. Kinder Gottes zanken nicht; ihre Rache ist Wohlthun. Sichtbar ruht der Segen des Himmels auf den Friedsamen; einer verschönert dem andern das Leben; jeder verbreitet um sich her Wonne und Segen; der Kreis ihres Wirkens ist ein Himmel Allen, die mit ihnen gleichen Sinnes sind.

So liebenswürdig die Tugend ist, spricht Jesus im gleichen Geiste fort, so hat sie doch ihre Feinde, die sie nicht selten bis in den Tod verfolgen. Unauslöschlich glüht die Rache der Frevler gegen den Gerechten, dessen Beyspiel sie beschämt, dessen Mund ihnen sagt: was ihr thut, ist Sünde, und dessen Edelmuth die Unschuld gegen ihre Nachstellungen schützt. Aber selig ist, den Verfolgungen im Dienste der Tugend nicht ermüden, nicht muthlos und verdrossen machen! Die Verfolgung kann seiner Rechtschaffenheit keinen Abtrag thun, wohl aber die Belohnung dafür erhöhen. Je ruhiger, gelassener, geduldiger sich der schuldlos Gekränkte benimmt, je größer und standhafter der Muth ist, den er unverdienten Kränkungen entgegenstellt, je heiterer nach zugefügtem Unrecht sein Gemüth

bleibt, und je zutraulicher er an den Vater im Himmel sich hält, wenn er von aller Welt verlassen, verkannt und verhöhnt da steht: desto herrlicher ist die Krone des ewigen Lebens, die für ihn in einer bessern Welt hinterlegt ist. Der Kampfpreis ist um so größer, je mehr Muth und Ausdauer der Sieg fodert. Jeder Schweißtropfen wird am Siegeskranz' eine strahlende Perle. Wer ins Reich Gottes eintreten will, darf fürs Wahre und Gute kein Opfer scheuen; jedes findet seine angemessene Vergeltung im Lande der Verklärten.

Des Menschen Anker, damit im Andrange der Gefahren und Unfälle sein Muth nicht untergehe, ist nach der Lehre Jesu die Hoffnung, die durch das Gebet sich ausspricht. Ueberströmt sein Herz von einer kummervollen Empfindung, und wird die Welt mit allem, was sie hat und trägt, für seinen Kummer zu eng: dann erhebe er sich mit inniger Herzlichkeit zu dem Ewigen, und sein Gemüth wird sich wieder erheitern! — Das Gebet ist eine recht innerliche Herzenssache; es ist der natürliche Erguß frommer Gefühle, das Aus- und Ueberströmen der bewegten Seele; es ist die demüthige Richtung des innerlichen Menschen auf Gott, eine zutrauliche Unterredung mit Gott, ein schweigendes Hingeben an seinen heiligen Willen, neben welchem keine Unzufriedenheit mit dem Gange der Dinge bestehen kann. Das andächtige Gebet verträgt sich mit keiner Muthlosigkeit, und macht bey den widrigsten Ereignissen unerschrocken. Ein andachtsloses Gebet ist Entweihung des ehrwürdigsten Menschengeschäftes. Wer nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten kann oder will, der schweige! todte Worte dringen nicht zum göttlichen Vaterherzen; sie verletzen die Ehrfurcht, die der Mensch dem Allmächtigen und Allheiligen schuldig ist. Das Beten, worüber man seine Arbeit vergißt, ist Sünde.

Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Unversöhnlichen ist Lästerung. Wer dem Verlassenen Trost und Hilfe bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken am Feiertage retten, der zur öffentlichen und gemeinsamen Andacht angesetzt ist: er rettet seine Familie vom Mangel, und kann von der geretteten Ernte seinem dürftigen Bruder geben.

In der gesammten Religionslehre, welche Jesus umsetzte, kömmt nichts vor, das nicht unmittelbahr oder mittelbahr die Besserung und Heiligung des Menschen bezielte; jeder Satz hat eine sittliche Tendenz, jede Anordnung ist auf Beförderung der Tugend berechnet. Die Glaubenswahrheiten sind uns als ein Licht gegeben zu Erhellung des Weges, den Gott uns gehen heißt; wir sollen darin Antrieb und Ermunterung zur treuen Pflichterfüllung finden. Wahrheit und Tugend stehen im schwesterlichen Bunde mit einander: Wehe jedem, der es wagt, diesen heiligen Bund zu lösen, und der den Mangel des Rechtthuns durch Rechtglauben ersetzen möchte! — Wozu dem Menschen das hellste Licht, wenn er im Gehen darauf nicht achtet? Wozu Ueberzeugung, die dem Willen keine Richtung giebt? Wozu die festeste Glaubensunterlage, wenn der Mensch es vernachläßiget, darauf das Gebäude seiner Heiligung aufzuführen? — Die Religion Jesu, damit sie beselige, muß dem Verstand und Herzen des Menschen zusagen, was bey einer so widernatürlichen Trennung unmöglich wäre; befreite sie uns nicht zugleich von Irrthum und Sünde: dann wäre sein Erlösungswerk unvollendet. Im Gebiete der Religion Jesu ist Tugend Hauptsache, weil eigentlich auf der Tugend des Menschen Heil beruht.

Um den Zweck seiner Religionslehre unvergesslich zu machen, versinnlichte ihn Jesus durch die Taufe, die er als die feierliche Aufnahme in den Christenverein anordnete. Das Mittel der körperlichen Reinigung sollte die Pflicht des Christen vorbilden, seinen Verstand von schädlichen Irrthümern, sein Herz von bösen Begierden und entehrenden Lastern rein zu erhalten. Um selbst bey den Seinigen im gesegneten Andenken zu bleiben, stiftete er noch am Vorabend seiner Hinrichtung das Denkmal der Liebe, die ihn bewog, für das Heil seiner Brüder das Opfer zu werden. Ueberhaupt Alles, was Jesus lehrte, that, und anordnete, sollte zur Erweckung erhabener Empfindungen dienen, und entweder Regel oder Antrieb zum Guten seyn. Alles hatte hohen Sinn, nichts war zwecklos. Das Einfache und Erhabene paarten sich mit solcher Anmuth, daß die göttliche Heilsanstalt jedem Unbefangenen zusagte, und sich mit gleicher Kraft Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten aufdrang.

Alles in der christlichen Religion ist so richtig und klar, so genau auf das Bedürfniß des menschlichen Herzens berechnet, daß seither alle gemachten Einwendungen und Vorwürfe nicht ihr Wesen, nur die Zusätze trafen, wodurch sie frühzeitig entstellt wurde. Mag da Mancher sagen: was Jesus lehrte, dies hätte endlich auch wohl der menschliche Geist entdecken mögen. Aber warum denn blieben Jahrtausende ohne diese Entdeckung? Warum wurde sie nicht wenigstens von Griechen oder Römern gemacht, die an Geistesbildung den Juden weit überlegen waren? Warum erwarb sich diese Ehre nicht einer der alten Weltweisen: ein Pythagoras, Plato, oder Sokrates ꝛc.? Verräth es nicht Gotteswerk, daß die Lehre, welche Jesus vortrug, allein alles Wahre und Gute in wunderbarer Vollendung darstellt, was kaum vielseitig zersplittert aus den Schriften

der alten Weisen hervor gegrübelt werden kann? Verräth es nicht Gotteswerk, daß Jesus Lehren zur Fassungskraft der Geringsten im Volke herabzog, die sonsten nur in Schulen der Gelehrten umgesetzt wurden, und daß er, was einst engherziger Vorbehalt für Einzelne von höherer Bildung war, zum Gemeingut für alle Menschenklassen machte? Verräth es nicht Gotteswerk, daß Jesus durch seine einfache Religionslehre alle die künstlichen Lehrgebäude der alten Philosophie nicht nur in Schatten stellte, sondern sie zum Theil wohl gar in die Nacht der Vergessenheit zurückdrängte? — Wie wahr ists doch, was ein Weiser neuerer Zeit sprach: „Auch das stolzeste Werk, von Menschen ins Leben gestellt, ist vergänglich; was dagegen Gott im Herzen gebaut hat, reißt keine Ewigkeit um!“ — Die christlichen Lehren werden noch wohlthätig fortwirken, wenn längstens schon das Andenken jener Männer erloschen seyn wird, welche die Welt mit vielem Wortaufwande als ihre Weisen pries. Das ist die Macht dieser Lehren, daß sie ihre treuen Bekenner mit einem hohen, göttlichen Muth beseelen, der ihnen alle Furcht vor den Gewaltigen der Erde benimmt; daß sie dem Niedrigsten eine Hoheit geben, vor welcher selbst der Tyrann erzittert; daß sie den Mund der Ungelehrten beredt, und alle Ueberredungskünste der Schlauheit zu Schande machen; daß ihr Lichtstrahl mit wunderbarer Schnelligkeit zündet, und Alle für Tugend erwärmt, die redlich ihr Herz ihm öffnen. Das Gepräge der Göttlichkeit ist an der Lehre Jesu durchaus nicht zu verkennen. Wie sich Gott durch die Natur als den Schöpfer sich offenbarte, so offenbarte er sich durch Jesum als unsern Vater, der allen seinen Kindern wohl will, und alle mit gleicher Liebe umfasset. Aus allen seinen Lehren, Thaten und Anordnungen spricht vernehmlich der Beweis, daß er kein gewöhnlicher Mensch, sondern

der Sohn Gottes sey, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, und daß der Vater durch ihn verherrlichet, durch ihn und in ihm angebetet seyn wolle.

Obgleich das Wahre und Gute mit eigener Kraft sich aufdringt, und zum menschlichen Herzen sich die Bahn bricht, so verrichtete doch Jesus zur Uebergebühr noch mancherlei Wunderthaten, um jeden Vorwand, seine göttliche Sendung zu bezweifeln, schon zum Voraus zu vernichten. Diese Wunderthaten, die er an Kranken und Unglücklichen aller Art verrichtete, wurden von seinen Jüngern und Lebensgenossen aufgezeichnet; sie geschahen unter den Augen seiner Nation. Die Gelehrten unter seinen Landsleuten konnten nicht wegläugnen, wovon sie Augenzeugen waren; sie behaupteten nur: Christus habe solche Thaten mit Hilfe des Teufels verrichtet, — eine Beschuldigung, die vor Vernünftigen keiner Widerlegung bedarf. — Mag übrigens Manches in den Verrichtungen Jesu wunderhaft erscheinen, was es vielleicht nicht an sich war, sondern durch die morgenländische Darstellungsart wurde; bey weitem das Meiste darin bleibt unbegreiflich, und unterliegt durchaus keiner natürlichen Erklärung. Es ist zum Erstaunen, wie sehr sich so viele angebliche Weise neuerer Zeit winden, um die Möglichkeit der Wunder überhaupt zu bestreiten, und ins besondere alles natürlich zu deuten, was von Jesu Wunderbares erzählt wird. Wer keine Wunder glaubt, wie kann er an sich glauben? — Wer einen nächtlichen Himmel vor sich hat, und noch Wunder läugnet, der muß wohl aufs Denken verzichtet haben. In einem gewissen Verstande des Wortes sind alle erschaffene Dinge Wunder, und keines ist größer, als das andere. Der Elephant ist kein größeres Wunder, als die Motte, ein Berg kein größeres, als das Sandkorn. Es ist der Allmacht nicht schwerer eine Welt, als einen

Wurm zu erschaffen. Ein Wunder ist alles, was Daseyn hat, wenn wir es mit unserer Macht vergleichen; aber keines von allen Wesen ist ein Wunder, wenn es mit der Allmacht verglichen wird, die alles hervorbringt. Niemand kennt die Grenze der Naturkräfte; wollten wir also auch nur das für Wunder halten, was außer diesen Grenzen liegt, wer könnte auch dann noch bestimmen, welche Erscheinung ein, oder kein Wunder sey! — Um über ein Wunder zu entscheiden, oder es natürlich zu deuten, sollte man alle verborgene Kräfte schon kennen, welche Gott in die Natur gelegt hat; aber wer kann dieser Kenntniß sich rühmen? — Jesus that so Manches, was, ohne der Thatsache Gewalt anzuthun, aus den bekannten Gesetzen der Natur nicht erklärt werden kann; er that so Manches, was weit die Kräfte eines gewöhnlichen Menschen übersteigt; er that so Manches, gegen was als Wunder die Vernunft weniger sich sträubt, als gegen die natürliche, oder, richtiger gesagt, gegen die unnatürliche Erklärung desselben. Ein Wort, eine bloße Berührung, ein vertrauensvoller Blick zum Himmel, reichten bey ihm hin, einem Kranken die Gesundheit, einem Blindgebohrnen das Gesicht, einem Tauben das Gehör, einem Stummen die Sprache, einem Lahmen den freien Gebrauch seiner Glieder, einem Todten das Leben wieder zu geben, einem Sturm Stillstand zu gebieten, Tausende mit wenigen Broden zu sättigen ꝛc. Wo ist der große Naturforscher, der sich und Andern darüber nach den Gesetzen und Kräften der Natur Rechenschaft legen kann? — Und gäbe man auch zu, bey den Thaten Jesu, die als Wunder gepriesen werden, sey alles ganz natürlich zugegangen: was wäre damit gewonnen? was verlohren? Wie viele Kräfte liegen in der Natur verborgen? — Nicht alle Menschen haben davon das gleiche Maas. Selten erheben sie

sich über das Gewöhnliche. Indessen giebt es Menschen, die eine Ausnahme machen; Menschen, die durch ihre eigenthümliche Empfindsamkeit tief im Schooß der Erde verborgene Quellen wahrnehmen; Menschen, welche in einem Zustande der Entzückung das Künftige ahnen; Menschen, welche in einer seltsamen Nerven- und Seelenstimmung, besonders in Krankheitsumständen und bey einer großen Reitzbarkeit der Fibern, ihr eigenes Innere durchschauen, und genau dessen Mängel und Gebrechen anzugeben wissen; Menschen, die, zumal im Zustande des Nachtwandelns, mit verschlossenen äußern Sinnen unglaubliche Dinge wissen und vollbringen, dessen sie im wachenden Zustande nicht fähig wären. Es giebt sogar Thiere die wochenlang vorher die Witterung, welche kommen soll, empfinden, und darauf sich vorbereiten; Thiere, die ohne Kenntniß der Länder die weitesten Reisen auf den nächsten Wegen dahin nehmen, wohin sie müssen und wollen. Alle diese außerordentlichen Eigenschaften, welche wir so zerstreut erblicken, sind und bleiben dem menschlichen Verstande so wunderbar und unbegreiflich, als sie an sich natürlich sind. Wir wissen aus der Erfahrung, daß mancher Mensch eine größere Kraft in sich habe, durch seine Berührungen Nervenleiden zu mindern, als ein Anderer; oder daß ein Mensch einen tiefer und weiter blickenden Geist empfangen habe, als der andere; aber sind derlei Erscheinungen darum erklärbar, weil sie natürlich sind? Wer darf und will Gott die Macht absprechen, so viele in der Natur zerstreuten Kräfte in einem Auserwählten zu vereinen? — Und berechtiget uns nicht Alles zum Glauben, daß Jesus dieser Auserwählte war? Ist ein Verein solcher Kräfte unbegreiflicher, als sein erhabener Geist, dem an innerer Vollendung und Stärke kein Anderer gleich kam? — Wie wir also immer Jesu wunder-

bare Thaten deuten mögen; so viel ergiebt sich daraus auf jeden Fall: Gott habe ihn auserkohren, und durch ihn sich den Menschen geoffenbaret.

Die Religionslehre Jesu suchten nachher seine Apostel unter Verschiedenheit der Einkleidung und Lehrart zu verbreiten, besonders aber sie durch Thatsachen in seinem Leben anschaulich zu machen. Daher erhielt, vorzüglich seit Einführung der schriftlichen Urkunden des N. T., die historische Unterrichts-Methode in der Religion die Oberhand, die zwar der Fassungskraft des Anfängers mehr zusagt, aber auch bald eine fruchtbare Quelle von Streitigkeiten wurde. Indem man nicht sorgfältig genug von der christlichen Religionslehre das schied, was blos der Geschichte angehört, und über einzelne Thatsachen zu speculiren anfing, ehe man über die reinen Grundbegriffe, worauf die christliche Lehre sich stützt, einverstanden war: so waren Zerwürfnisse und Zwiste schwer zu vermeiden. Je mehr und hitziger über die Person Jesu gestritten wurde, desto mehr kam in Vergessenheit, was er gelehrt hatte. Die Menschenliebe unterging im Kampfe über Dogmen, deren Zahl durch Verschmelzung des Geschichtlichen mit der sonst einfachen Religionslehre sich unnatürlich vermehrte. Einst verdrehten die Feinde Jesu ihm seine Worte, und kreuzigten ihn; in der Folge thaten seine Freunde, die Ausleger seiner Worte, etwas Aehnliches: sie zerrten daran, und kreuzigten sich und sie.

Es hätte dem Christenthum nicht leicht Schlimmeres begegnen können, als daß es geistleeren Menschen in die Hände fiel, welche den tiefen, gehaltvollen, herrlichen Sinn, der in den Lehrvorträgen Jesu und seiner Jünger lag, durch das heillose Klauben an Wort und Buchstaben entstellten, und durch Hineintragung ihres Unsinnes dem Stifter unserer heiligen Religion Behauptungen unterschoben, an die

er nie gedacht hatte, noch vernünftiger Weise denken konnte. Dieses Unwesen, welches den Geist der Religion in die Fesseln des Buchstabens zwängte, und Kraft und Leben in todten Formeln und Worten einkerkerte, ist es eigentlich, was bald das Christenthum in dem Urtheile Vieler herabwürdigte, was so manchen Gebildeten von dem Bekenntnisse desselben zurückscheuchte, was da und dort den Namen eines Christen zum Spott machte, und so sehr die Ausbreitung der himmlischen Lehre unter fremden Nationen erschwerte. Hätte man von jeher die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Boten Jesu, vorgetragen, und hätte man das Göttliche ohne menschliche Zuthat gegeben: nichts der Art wäre erfolgt, und nichts auf der Welt wäre vermögend gewesen, die Kraft und den Segen des Christenthums zu hemmen. Der Beweis liegt in der neuern Geschichte. Diejenigen Missionäre machten in den neu entdeckten Welttheilen die meisten Proselyten, welche in ihrem Unterrichte dem Urchristenthum am nächsten blieben, und mehr auf dieses, als auf die besondern Lehrmeinungen ihrer Kirche drangen.

Man hätte die einfache, allgemein verständliche, auf das Bedürfniß aller Menschenklassen berechnete Heilslehre, wodurch Jesus alle beseligen wollte, nie wissenschaftlich behandeln, nie ihr ein gelehrtes Gewand umwerfen, und so sie dem Gesichtskreise der Mehrheit entrücken sollen. Weder Jesus, noch seine Apostel waren schulgerechte Theologen; sie lehrten das Volk nicht nach studirten Systemen; sie ließen über das Heiligste ihr Herz sprechen, in der festen Ueberzeugung, daß so eine Sprache am sichersten zu dem Herzen Anderer den Weg finde. Wer die Geschichte kennt, wird wohl nicht läugnen, daß im Grunde die Theologie es war, die der Religion den meisten Abbruch gethan hat, indem sie jene Einfachheit des Evangeliums verdrängte,

die sich dem kindlichen und unbefangenen Gemüth am leichtesten offenbart. Die Auslegungskunst (Exegese) hat jene Einfachheit durch Erklären unerklärlicher Dinge vollends zu Grunde gerichtet, und jenes Gewebe unverständlicher Formeln erzeugt, wozu allmählich die einfache liebenswürdige Religionslehre Jesu entartete. Es giebt nicht leicht ein öderes Feld der Literatur, als die Geschichte christlicher Wortübung, die von jeher dem menschlichen Verstande seine eigene Denkkraft, und den Urkunden des Christenthums ihre klare Ansicht geraubt hatte. Eine einzige gute Handlung ist entschieden mehr werth, als alle Grübeleien über dunkle Schriftstellen, und wer sein Brod mit Armen theilt, thut gewiß ein besseres Werk, als wer den hebräischen Text mit dem griechischen, und beide mit dem samaritanischen vergleicht. Was der Christ wissen muß, hat ohne Zweifel Jesus mit solcher Klarheit gesagt, und ist in den heiligen Urkunden so bestimmt ausgesprochen, daß es keiner weitern Auslegung bedarf.

Sehr traurig ist es für die Menschheit, daß diejenigen, die sich Ausleger der himmlischen Gebote, Dollmetscher der Gottheit nennen, daß sie so gerne das Klare trüb machen, steifen Ernstes Worte ohne Sinn abwägen, viel von nichts sprechen, und sich unduldsam auf die Lauer stellen, um bey erster Gelegenheit voll heiligen Ingrimms mit dem Bannstral das erträumte Phantom von Unglauben und Ketzerei zu zerschmettern, mit welchem Namen sie jede Meinung, jede Ansicht, jede Ueberzeugung bezeichnen, welche nicht die ihrige ist. Es ist traurig, wahrzunehmen, wie diese Eiferer für Rechtglaubigkeit, im Hochgefühl ihres Berufes, sich mit allen Kräften der einreißenden Freidenkerei sich widersetzen, selbst in jedem Decennium damit endigten, eine dogmatische Bestimmung zuzulassen, die sie im vorhergehenden ernstlich verketzert hatten; aber traurig

ger noch ists zu beobachten, wie eine Abweichung von ihrem Lehrbegriffe, den sie selbst nicht immer festhielten, weit mehr sie erbitterte, als ein abweichender Lebenswandel von unbestrittenen göttlichen Vorschriften, und wie Meinungen und Gebräuche mehr ihnen galten, als Heiligung des Gemüths durch Jesu Lehre, und ein gemeinmeinnütziges, thatenvolles Leben. Seitdem die Dogmatik der christliche Talmud, und die Theologen die christlichen Rabbiner geworden sind, ist über das Christenthum alles Unheil gekommen. — Bey sogenannten Dogmen sollten weder die Aussprüche der Vernunft, noch die Forderungen des Gemüths unbeachtet bleiben; was als Glaubensregel sich ankündigt, dabey sollte man doch etwas Vernünftiges denken können, und das Gefühl sollte nicht ganz leer ausgehen; aber die Wehrmänner der Orthodoxie kehrten sich daran nicht: lichtscheu traten sie sogleich als erklärte Feinde gegen Jeden vor, der es wagte, mit der Fackel der Aufklärung in die theologische Stiftshütte zu zünden, in welcher sie um so behaglicher sich fühlten, je weniger Licht ihre Fenster durchließen.

Die Theologie hätte nie anders, als geschichtlich, behandelt werden sollen, um nicht ganz die Thorheiten zu vergessen, auf welche der Mensch abschweifte, als er über die Grenzen trat, die ihm von der Vernunft abgesteckt waren. Als angebliche Wissenschaft hat sie nie zu etwas gedient, als Gehirne, und mitunter auch Staaten, zu Grunde zu richten. Sie allein macht Atheisten: da sie von Gott abgeschmackte Vorstellungen giebt, so verleitet sie den schwachen Denker leicht zum Schluße, daß die Gottheit ein Unding sey. Man sollte, zur Ehre der Vernunft und zum Wohl des Christenthums, auf Hochschulen der Dogmatik den Abschied geben, damit es wieder möglich werde, die christliche Religionslehre auf ihre ursprüngliche

Reinheit zurückzuführen. Es ist wohl einzusehen, wozu ein Pfarrer dient, der die Unwissende belehrt, der die Kranken tröstet, der Fried' und Eintracht in die Familien bringt, der die öffentliche Gottesverehrung leitet, der durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel der Tugend und Frömmigkeit Vorschub giebt: aber wofür ein Gewirre von Sätzen gut sey, welche nicht einmal die Offenbarung zur menschlichen Fassungskraft herabzuziehen vermag, das geht über alle Vorstellung. Das Christenthum, in seiner Reinheit aufgefaßt, muß den ganzen Menschen, muß seinen Kopf und sein Herz ansprechen, muß zugleich jenen erhellen und dieses erwärmen; in sein Gebiet kann also nur das gehören, wodurch beides erreichbar wird. Offenbarung, wodurch es nicht heller wird, ist, was ein Licht, das nicht zündet.

Man sollte nicht gleich über Verfälschung des Christenthums klagen, wenn von Zeit zu Zeit der herrschende Lehrbegriff gesichtet wird. Durch vernünftige Scheidung des Zuwachses vom Urstoffe kann das Christenthum nur gewinnen. Wer wollte dem Eigenthümer darüber Vorwürfe machen, wenn er zuweilen an seinem Hause eine zweckmäßige Ausbesserung vornehmen läßt? Wozu das ewige Pochen auf die Autorität der Vorzeit, der es noch gar sehr an den nöthigen Hilfsmitteln gebrach, die christliche Lehre, in welche durch Länge der Zeit so viel Fremdartiges hinein getragen wurde, wieder auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen? — Wozu so viele Bemühungen redlicher Wahrheitsforscher, wenn wir, eingebannt auf die Grenzen des Herkommens, von den Resultaten ihrer Untersuchungen gar keinen Gebrauch machen dürfen? — Die Religion als innige Liebe, als Gottergebenheit, als Richtung des Gemüths auf das Ewige, kann nicht verändert werden; mit dem Fürwahrhalten einer bestimm-

ten Summe von Lehrsätzen ist es anders. Es giebt so wenig eine unveränderliche Confession, als eine unveränderliche Landesverfassung. Jede Confession, wie jede Constitution, wird durch den Grad der Geistesbildung bestimmt, wenn sie den jedesmaligen Bedürfnissen entsprechen sollen. Eine Confession oder Constitution, welche für die Kindheit unsers Geschlechtes durchaus passend war, ists nicht mehr für das Jünglings- und Mannesalter. In Beziehung auf die ins Unendliche möglichen Fortschritte, wird jedes vorgebliche Mannesalter wieder Kindesalter. Das Gebiet des Christenthums ist nicht umgrenzt: jede Stufe des Wahren und Guten, auf die der Christ sich erschwingt, ist gleichsam ein Erhohlungspunkt, um eine noch höhere zu erklimmen. Es ist nach der Lehre Jesu unsere Bestimmung, das Höchste zu erstreben, wenn wir uns auch immer nur auf dem Wege zu ihm, nie am Ziele sehen. Das Vollkommene muß der ewig feste Polarstern seyn, der unsere Fahrt auf dem beweglichen, oft stürmischen Ozean des Lebens bestimmt. Man muß nie vergessen, daß bey so ungleicher Geisteskraft und Geistesbildung nicht alle Menschen sich zum gleich hohen Standpunkte erheben können. Es ist Natur der Sache, daß sich die Lichtkraft über die Schwerkraft erhebe. Wenn es die Bekenner des Christenthums redlich mit einander meinten: sie würden, bey aller Verschiedenheit der Ansichten, Meinungen und Gebräuche, sich brüderlich im gleichen Streben nach Vollkommenheit vereinigen.

Zweck unsers Hierseyns ist Bildung zur Humanität, wozu das Christenthum die schönste Anweisung giebt; aber das Vorrücken an dieses hohe Ziel, das in der Unendlichkeit liegt, gedeiht nicht bey allen im gleichen Schritte. Bey vielen liegt die Vernunft zu sehr unter der Thierheit gefangen, um sich gleich Andern von mehr Bildung über

dem niedrigen Treiben der Sinnlichkeit mit gleicher Kraft empor zu halten. Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen; es zieht unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf will. Das findet nicht nur bey einzelnen Menschen, sondern sogar bey ganzen Nationen statt; durch alle zieht sich die Kette der Kultur in sehr abspringenden krummen Linien: während einige noch tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegen, stehen andere bereits auf einer so hohen Bildungsstufe, daß sie jene im weiten Abstande hinter sich zurücklassen. Was diese schnell erkennen, rein auffassen, mit rüstiger Kraft verfolgen, das wird jenen noch lange unbegreiflich, unerreichbar bleiben. Vom Minimum zum Maximum geschieht der Uebergang ungemein langsam. Es gehören vielleicht Jahrtausende dazu, bis sich das roheste Volk der Erde zum Bildungsgrade erhebt, auf dem wir bereits so manches andere Volk, besonders in Europa, erblicken. Wer könnte von der Vorsehung auch nur vermuthen, daß sie nicht alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blicke umfaßt habe, und den Menschen in allen weiter zu führen wisse? Wem könnte es bey so unendlichen Abstufungen der Geistesbildung einfallen, ohne alle Berücksichtigung an alle die gleichen Forderungen zu machen? einem Hottentot, einem Pescheräh ꝛc. den Stab der Verdammung zu brechen, weil er sich nicht mit uns zu gleich reinen Ansichten der christlichen Lehre erhebt, wovon er vielleicht in seinem ganzen Leben noch nichts gehört hat, und wofür er zur Zeit noch nicht einmal empfänglich ist? — Es ist nach Gottes weiser Einrichtung des Menschen Loos, durch Straucheln stehen, durch Fallen gehen zu lernen, durch Verirrung weise und gut zu werden. Allerdings ist das Christenthum auf das Bedürfniß aller Menschen und Völker berechnet; es ist eine unversiegliche

Quelle, aus welcher Alle Segen schöpfen können: aber damit wird nicht gesagt, daß Allen zum Schöpfen das gleiche Maas in die Hand gelegt sey, und die göttliche Quelle Allen gleich lauter fließe. Wer dessen sich rühmen darf, der thue es mit Erkenntlichkeit, und sey im Urtheile über Andere nicht hart, die weniger richtig die hohen Lehren des Christenthums auffassen! Im heiligen Gebiete der Religion giebt das Herz den Anschlag, und Herzensgüte ist nicht immer die Frucht der reinern Religionsansicht. Neben aller Verschiedenheit der Ansicht kann und soll Liebe bestehen, im Christenthum die Hauptforderung, aus welcher jede Gott gefällige Tugend hervorgeht. Wer aus Eifer fürs Christenthum lieblos seyn kann, hat sich mit dessen Geist nie befreundet. Die Frucht liebloser Verketzerung war von jeher bitter.

Des Christenthums Zweck ist weniger das Führwahrhalten einer geschlossenen Summe von Lehren, als fortschreitende Veredlung der Gesinnung. Unter der sichern Leitung des Christenthums tritt unser Geist in die Reiche höherer Naturen; der Schöpfer des Weltalls wird uns zum Vater, das Weltall selbst zur Heimat, die Ewigkeit zur Laufbahn, die Gottähnlichkeit zum letzten aller Ziele; und was wir wirken, ist nicht auf eine Spanne Zeit, nicht auf Jahrhunderte, sondern für ein endloses Seyn berechnet. Das Christenthum ist unserm Geiste, was er selbst dem Leibe ist. Wie der Geist den Körper belebt, so verklärt und beseelt die christliche Religion den Geist; durch sie erhält er Kraft und Richtung, sich in das unsichtbare Reich der Ideen empor zu schwingen, zum Lichtthron der Gottheit, von welchem sich die Quelle des ewigen Lebens über Alle ergießt, die in Vereinigung mit Gott ihre Seligkeit suchen.

## 8. Glaube.

Vom Glauben machen sich nicht Alle die gleiche Vorstellung. Die Begriffe davon sind nicht immer die Frucht des unbefangenen Nachdenkens über das Heiligste, sondern nehmen nicht selten die Farbe verdorbener Gesinnung an. So ist der Glaube dem Freidenker weiter nichts, als ein durch den Hohlspiegel des Pfaffthums hervorgezaubertes Gespenst, um den rohen Haufen zu bändigen und zu schrecken. Andern ist der Glaube bloßes Fürwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, sondern in Bedürfnissen der menschlichen Vernunft gegeben sind, die den Menschen nöthigen, auch das Uebersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Dieses Glaubens eigentliche Sphäre ist Religion, die kein Gegenstand der Erfahrung ist. Er ist wesentlich vom Meinen und Wissen verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugnisse der Sinne beruhen.

Dieser Glaube ist dann erst rechter Art, wenn er mit Sittlichkeit sich befreundet, und wenn dem Menschen das erkannte Wahre Antrieb zur Vollbringung des Guten ist. So wenig sich der Wanderer damit begnügt, die ersten Schritte auf dem Pfade zu einem lieblichen Orte gethan zu haben, und nun, anstatt seine Reise mit Muth und freudiger Hoffnung zu vollenden, am bloßen Hinschauen auf jene reitzende Gegend sich ergötzt: so wenig

begnügt sich der wahre Christ, blos zu glauben, und mit Sehnsucht auf das herrliche Ziel reiner Tugend hinzuschauen, sondern er hält es für Hauptforderung seiner heiligen Religion, mit Muth und Treue diesem hohen Ziele entgegen zu streben, und gewissenhaft mit dem Glauben das Rechtthun zu paaren.

Der Glaube, der sich auf das bloße Fürwahrhalten beschränkt, entartet leicht zur Quelle mancherlei Verirrungen, und erzeugt Rechthaberei und Unduldsamkeit. Wie der Glaube ohne Tugend ein träger Baum ohne Frucht ist, so ist Tugend ohne Glaube eine erndtlose Aussaat. Glauben und Tugend sind Bestandtheile der Religion, die nicht getrennt werden dürfen. Credere und fidem habere sagen nicht einerlei: der Mann von Treue und Glauben muß mit der entsprechenden That zu den Worten seines Bekenntnisses stehen. Nicht die Annahme einer heilsamen Lehre beseligt; sondern ihre kindlich treue Befolgung. Neben der heiligsten Lehre, wenn sie nicht in Geist und Leben übergeht, und bloße Gedächtnishinterlage ist, kann die größte sittliche Versunkenheit bestehen. Wer am meisten auf Rechtglaubigkeit pocht, ist nicht immer der bessere Mensch; nicht selten versteckt sich hinter derselben das Herz eines Teufels. Wir müßen im Glauben leben, wirken und sterben, wenn unser besseres Selbst im Treiben der Sinnlichkeit nicht untergehen soll. Des Glaubens Grundlage ist Anerkennung der Zeitlichkeit und Unvollkommenheit der Sinnenwelt, verbunden mit der Anerkennung der Ewigkeit und Wirklichkeit der unsichtbaren idealen Welt, und das Eigenthümliche desselben ist, daß er in das innerste Wesen der Dinge eindringt, und daran sich festhält, ohne sich durch ihre zeitliche Umrisse oder Gestalten irre machen zu lassen. Aus diesem Standpunkte betrachtet, nannte ihn daher der Apostel so schön als tref-

fend, eine feste Zuversicht dessen, was man hoffet, und nicht sieht, von welcher begeistert man sich muthig über alles wegsetzt, was die Uebung Gott gefälliger Tugend erschwert.

Nicht das Festhalten an gewissen Lehrsätzen macht selig, sondern die Tugend, wozu man in diesen Lehrsätzen Antrieb und Ermunterung findet. Ist Jemand zufrieden, rechtschaffen und gottselig bey seinen Ueberzeugungen: lasse man ihn doch dabey, und störe sein stilles Glück nicht; man entreiße ihm nicht unbesonnen den heiligen Stab, an welchem er sich in des Lebens Widerwärtigkeiten aufrecht hält! Gottseligkeit ist nicht an Einheit der Ueberzeugungen gebunden, die nicht einmal immer bey einem und ebendemselben Menschen statt findet. Mit Ausbildung der Vernunft erheben und erhellen sich die Glaubensansichten. Andere Vorstellungen hat das kaum zur Vernunft erwachte Kind, andere der gesetzte Mann, andere der vielerfahrene Greis. Mit der höher getriebenen Vernunft erhellt sich das Gebiet des Glaubens. Die Vernunft ist die Wurzel, der Glaube die Blume, Tugend die Frucht. So lange sich das Herz nicht vom Wege der Tugend verirrt, hat's mit abweichenden Glaubensansichten so viel nicht zu bedeuten. Kein Mensch irrt vorsätzlich; anders ist es, wenn er von der Tugendbahn abschweift. Glauben und nicht thun ist so viel, als blühen und nicht Früchte tragen. Gut seyn neben schwachem Glauben, oder neben irrigen Glaubenssätzen ist unstreitig viel besser, als schlecht seyn neben der strengsten Orthodoxie. Man kann zu viel, wie zu wenig, glauben; beides ist der Religion nachtheilig, und oft thut das Erste der Tugend mehr Abtrag, als das Andere. Es gibt nur darum so viele Unglaubige, weil man zu viel Glauben fodert.

Die Glaubenssätze sind nicht alle von gleichem Gehalt,

Diejenigen sind die besten, aus welchen kindlich frommer Sinn gegen Gott, unsern Vater, hervorgeht. Dieser Glaube allein ist Erbtheil von Jesu, ist beseligend. Was Glaubenssätze betrift, sagt Roußeau, welche nicht auf Sittlichkeit Bezug und Einfluß haben, und doch so viele Leute beunruhigen, so bin ihrentwillen gar nicht in Sorgen; wer möchte dem unbefangenen Manne darin unrecht geben? — Glaube, der nicht bessert, ist so viel als keiner. Nur als Licht, das dem Menschen sein Lebensziel erhellt, als Flamme, die fürs Gute sein Herz erwärmt, als Stab, an dem der Müde zum hellen Schauen jenseits des Grabes gelangt, und als Stern der Hoffnung in der Nacht der Leiden, hat der Glaube Bedeutung und Werth. Am schönsten erscheint er, wenn ihm Liebe und Hoffnung zur Seite stehen, weil der Mensch von Liebe erglüht, von seliger Hoffnung begeistert, das Unbegreifliche vollbringt.

Das ist der Glaube, ohne welchen kein Mensch selig werden kann. Dieser Glaube war von jeher der Glaube aller wahren Weisen, wurde aber erst durch Jesus ein Gemeingut für alle Menschen. Von der Zeit an hat dieser beseligende Glaube Wunder gethan. Als die ewige Grundlage alles Göttlichen hat er den Koloss der Abgötterei umgeworfen, ganze Nationen menschlicher gemacht, und Menschen zu Tugenden entflammt, die durch das Gepräge des Uebermenschlichen, bey der Nachwelt in unauslöschlichen Andenken bleiben werden.

Das Heiligthum dieses Glaubens, von Jesus auf seine urspr[ü]ngliche Einfachheit zurückgebracht, wurde schon frühe unter menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken in seiner Reinheit getrübt; es währte gar nicht lange, bis durch Grübeln über Dinge, welche Jesus selbst im Verborgenen ließ, sich sein Gebiet zum großen Nach-

theil der Bekenner merklich erweiterte. Dieses Grübeln vererbte sich krebsartig auf die Folgezeit, daß man gar bald sich lieber mit den Dunkelheiten und Geheimnissen der Religion, als mit den eigentlichen Lehren des Heils beschäftigte. Es sagte der menschlichen Gemächlichkeit mehr zu, sich durch unnütze Fragen den Kopf zu zerbrechen, als im Geist und Sinne Jesu zu leben. So mußte endlich die Zahl der Glaubensmeinungen bald das Maaß der Religion werden, und die Lehre Jesu vom heiligen Leben fast ganz in Vergessenheit kommen. Daher in spätern Zeiten neben dem größten Eifer für Rechtglaubigkeit die roheste Sittenverwilderung, wie man sie kaum in den Zeiten des blinden Heidenthums fand.

Oft glaubt man auf dem wüsten Ozean damaliger Menschengeschichte den Gott zu verliehren, den man auf dem festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geistesaugen sieht, und mit vollem Herzen verehrt. Während man auf Synoden mit wilder Kampflust gegen einander auszog, mit sinnloser Leidenschaft über einander herfiel, und zur Ehre Gottes einander verketzerte; während man alle Spitzfindigkeiten der Dialektik aufbot, um Glaubensformen festzusetzen, und in selben den menschlichen Geist einzukerkern, daß er sichs nicht ferner beygehen lasse, seine Denkkraft am Höchsten zu üben: wurde allmählig das Bild der Gottheit, welche im Tempel der Natur voll Allmacht und gütiger Weisheit gleichsam jedem entgegen tritt, der sich unbefangen darin umsieht, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und die einst so einfache, reine, deutliche Glaubenslehre ward durch Judaisiren und Platonisiren endlich zum dunkelsten Lehrsystem, auf das man um so mehr Gewicht legte, je weniger das gemeine Volk dabey zu denken im Stande war.

Mochte es immerhin bis zur Evidenz einleuchten,

daß die Glaubenslehre, vom Gewebe unverständlicher Formeln entkleidet, den Menschen kräftiger anspreche, und daß die Menge ihren Jesus und die ungekünstelte Sprache des Evangeliums eher verstehe, als den heiligen Justinus, oder Irenäus, oder den ehrwürdigen Tertullian, als den Petrus Lombardus, oder den Thomas von Aquin: man zog platonischen Grillenfang und aristotelische Spitzfindigkeit, worin so manche Kirchenväter sich gefielen, der frommen Einfalt des Evangeliums ohne Bedenken vor, und wetteiferte so recht mit einander, vollends den letzten Rest des Verständigen aus dem Gebiete des christlichen Glaubens zu verdrängen. Zur Ehre damaliger Glaubenslehrer möchte ich eben nicht behaupten, daß Absicht, des Volks Dummheit besser zu benutzen, sich hinter unverständlicher Lehre versteckt habe.

Je mehr man von dem einfachen Institut des Christenthums, als von einer thätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr spekulirte man jenseits der Grenzen des wenschlichen Verstandes; man fand immer mehr Geheimnisse, und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß. Man eiferte gegen abweichende Meinungen über solche Geheimnisse weit mehr, als gegen einen von den göttlichen Vorschriften abweichenden Lebenswandel, und es war keine sonderlich seltene Erscheinung, daß die Kirche dem größten Verbrecher zur Versöhnung die Hand bot, indessen sie ohne Nachsicht dem an der Himmelspforte alle Riegel vorschob, der nicht unbedingt und blindlings seine Vernunft gefangen gab, und sich weigerte, gegen eigene innere Ueberzeugung einer andern Ansicht zu huldigen.

Man hätte nie vom Grundsatz ablassen sollen: der Glaube müße durch die Vernunft gesichert und befestiget, und die Wahrheit durch Offenbarung zur menschlichen

Fassungskraft herabgebracht werden, und der beste Glaube erhalte seinen Vorzug durch Deutlichkeit. Wer den Glauben, den er mir prediget, mit Geheimnissen belastet, der weckt eben dadurch in mir Mißtrauen dagegen. Wahrheit ist Wahrheit für alle Menschen, und leicht dürfte ein Glaube verdächtig scheinen, wenn man ihn in einen Schleier hüllen muß, damit die Menschen verehren, was sie nicht kennen. Offenbarung muß der Vernunft nachhelfen: was ich glauben soll, darf also nie als Gegensatz der Vernunft erscheinen. Offenbarung ist nur dann rechter Art, wenn sie durch die Vernunft erkennbar ist. Nur der Glaube, der göttliche Vollendung des Menschlichen ist, mit dem Menschlichen das Göttliche verbindet, und die erhabenste Bestimmung des Lebens mir erklärt, dem Göttlichen und Ewigen mich zu nähern, nur der Glaube, durch den mir in Beziehung aufs Heiligste hell wird, was vorhin dunkel war, kann mir als Leitstern auf den dunkeln Irrgängen durchs Leben dienen. Die angezündete Fackel mag noch so helle Flammen sprühen, welchen Werth kann sie für mich haben, wenn ich dabey doch nicht mehr, als bey einem spärlichen Ampellichte, sehe? — Glaubenslehre, wobey ich nichts denken kann, kömmt mir vor, wie ein Wort aus der Wüste gesprochen, vor dem die Hörer in dumpfer Betäubung niederstürzen, und es kaum wagen, dem Schalle ihr erschrockenes Ohr zu öffnen.

Hätte man genauer Jesu und seiner Apostel Lehre und Lehrart geschieden: unser Glaubensgebäude wäre nie durch so viele kirchliche Satzungen und seltsame Meinungen verdüstert worden. Was Jesus lehrte, bestand in den erhabensten Wahrheiten, die sich für die gesammte Menschheit in unüberwindlichern Kraft äußern; aber die Art, wie er lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt, zu denen er sprach. Wäre Jesus unter den Völkern am

Ganges oder in China aufgestanden: dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, aber die Form eine andere gewesen seyn; er würde nicht von mosaischen Opfern, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen, und sogar ihren Vorurtheilen angesponnen haben.

Wie Jesus, so blieben sich auch seine Apostel in der Lehre immer gleich, so oft auch die Form ihres Vortrages wechseln mochte. Sie mengten manches Ort- und Zeitgemäße ein, was für andere Gegenden und Zeiten ohne Zweck und Bedeutung gewesen wäre. So sprach Paulus unter den hellern Griechen zu Athen, zu Korinth ꝛc. anders, als er zu seinen Landsleuten zu Jerusalem und in Palästina reden durfte.

Unglücklicher Weise hielt man in der Folgezeit an allem fest, was von den frühesten Glaubensboten noch herstammte. Ihren Nachfolgern im Lehramte galt das Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die empfangenen morgenländischen Sprachbilder auch in den kühlen Abendländern bey, und predigten den Christenglauben für die Heiden in Ausdrücken, welche nur für Juden paßten und nur diesen verständlich waren. Jeder Spruch, ja sogar jedes Wort aus dem Munde, oder aus der Feder eines Apostels ward Glaubensnorm.

So mußten bey Menschen und Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und mancherlei Mißverständnisse entstehen. Diese Mißverständnisse erzeugten neue Erklärungen, wodurch sich die Glaubensmasse fast bis ins Unendliche erweiterte. Die Erklärer, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, unterließen nicht, ihre damaligen Ansichten unwillkührlich beyzumischen, daß am Ende das Einfachste verwickelt, das

Klarste finster werden mußte. Aus den jüdisch = griechisch= ägyptisch = römisch = gottisch = gallischen Zutragungen erhob sich mit der Zeit ein Lehrgebäude des Glaubens, das den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem morgenländischen Bilderthum seltsam vermählte.

Mit dieser bunten Glaubenslehre wanderten später Heilsboten bis zu den Nationen fremder Welttheile, und nichts war natürlicher, als daß sich mit der christlichen Kirche der kirchliche Lehrbegriff erweiterte, der auf verschiedenen Kirchenversammlungen genauer bestimmt, endlich nothwendig alle Denkfreiheit vernichten, und den Tugend tödtenden Wahn erwecken mußte, daß die Religion mehr in der Behauptung von gewissen Meinungen, als in der Ausübung von guten Handlungen bestehe. Man erzielte dadurch Einheit des Glaubens, die schon durch immer neuen Zuwachs unmöglich gemacht, traurige Veranlassung zu blutigen Zwisten und Grausamkeiten wurde, wodurch man im blinden Eifer die Religion der Liebe ohne Bedenken entweihete.

Spitzfindigkeiten sind schon gar nicht zum Glauben geeignet, wenn er allgemeine Verpflichtung ist: darum sollte es im Glauben so wenig, als in der Mathematik, Sekten geben. Ueber erwiesene Wahrheiten vereinigen sich leicht alle Menschen, und unerwiesene sind so viel, als keine. Ist eine Wahrheit dem Menschen so nothwendig, wie die Sonne der Erde, so muß sie so hell strahlen wie diese. Es ist Ungereimtheit, es ist Beschimpfung des menschlichen Geschlechtes, es ist Frevel gegen die Gottheit, wenn man behauptet, es gebe Wahrheiten, die dem Menschen zu wissen unumgänglich nothwendig sind, Gott habe sie aber dem Menschen verborgen.

Allein die Menschen begnügen sich mit dem Einfachen

nicht; was sich gleichsam von selbst versteht, ist ihnen viel zu wenig. Daher kam es, daß ihnen das, was in der Folge über die Person Jesu gefabelt wurde, bald wichtiger erschien, als was er selbst gelehrt hatte, und daß eine Lehre unbegreiflich seyn mußte, um Eingang zu finden. Tertullians Folgerung: **impossibile est, ergo verum est,** sagte Manchem mehr zu, als was immer für ein Beweis, nach allen Regeln der Logik geführt. Je niedriger die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, desto mehr ist ihm jeder noch so abentheuerliche Unsinn willkommen, wenn man ihm denselben mit dem Titel der Offenbarung stempelt. Der höchste Grad von Unbegreiflichkeit ist ihm das sicherste Merkmal der Offenbarung. Die Ursache liegt in der Natur der Geistesbeschränktheit. Die Offenbarung wird hier als Ersatz der Vernunft, als ein Inbegriff von Lehren postulirt, welche der Vernunft ganz fremd sind. Wo der Gesichtskreis gar zu beengt ist, da können nur solche Sätze, die gar keinen Berührungspunkt mit der Vernunft haben, Gegenstand der Offenbarung seyn. Der sonderbare Beweis: **impossibile est, ergo verum est,** hält nach Volksbegriffen jedem andern das Gegengewicht.

Traurig ist's, daß die Herrn Theologen, die sich Ausleger der himmlischen Lehre, Dollmetscher der Gottheit nennen, und als solche die Wahrheit in ihrer reinen Gestalt darstellen sollten, steifen Ernstes das Vorurtheil mit ihren Auslegungen übertünchen. Aus den Schwärmereien des morgenländischen Unsinns deduciren sie noch immer ein System des Glaubens, das den denkenden Kopf durch seine Verworrenheit empört. Höchstens schmücken einige ihre Religionskrähe mit den Federn der neuen Philosophie aus, damit sie willigere Aufnahm finde, und durch ihr Gefieder die Blicke auf sich ziehe. Sieht man aber ihren Absichten auf den Grund, so ist ihnen nichts mehr zuwider,

als wenn man den Menschen auf die Aussprüche der Philosophie aufmerksam macht, und ihn auf die Selbstgesetzgebung seiner Vernunft zurückweiset. Sie wollen zum Schein die Vernunft, aber ohne Verlust ihrer Götzen; sie möchten wohl als Eiferer für Wahrheit gelten, aber ohne die Altäre des Irrthums zu verlassen, an denen ihr Brodkorb hängt. Sie ändern ihre Sprache selbst dann nicht, wenn ihr die innere Ueberzeugung widerspricht. Unter dem Vorwand, Menschen und Zeiten seyen für höhere Religionsansichten noch nicht reif, bauen sie heuchlerisch auf den Unterlagen des Irrthums fort. Sie sind doppelzüngig in ihrer Sprache, schwankend in ihrem Vortrage, unbestimmt in ihren Lehren, unzuverläßig in ihren Systemen, furchtsam in ihren Urtheilen, verlegen, wenn sie Rechenschaft über ihren Glauben ablegen sollen, und vor allem besorgt, ob sie an Ehre und Einkommen nicht verliehren, wenn sie so beherzt als offen für Wahrheit das Wort nehmen. Wo der Bau der christlichen Stiftshütte unter solchen Händen steht, wird es in derselben so bald noch nicht hell werden. Diese ängstliche Herrn, welche vom Lichte im Tempel der Religion Gefahren befürchten, haben meistens weniger Gottes Sache, als sich selbst im Auge. Im Grunde haben sie viel Aehnliches mit denen, die besorgen, der Blitz schlage ins Haus, weil es Fenster hat, da er doch nie durch diese, sondern nur durch deren Bleieinfassung fährt, oder sich an der Rauchwolke des Schornsteins herabschlängelt.

Wo für Geistesunmündigkeit so gesorgt wird; wo man dem Volke verbietet, mit eigenen Augen auf den Weg zu achten, den es zum Himmel zu nehmen hat; wo es verjährter Grundsatz ist, es von der Wiege bis zum Grab am Leitband festzuhalten; wo man ihm zwar die heiligen Urkunden seiner Religion in die Hand gibt, aber

es zugleich warnt, nichts anderes darin zu finden, als was seine Führer darin zu finden vorgeben; wo man durch Machtsprüche den Geist in die Schranken des Herkommens einbannt, und ihm einen Markstein setzt, über welchen er nicht hinausschauen darf; wo noch die Forderung ans Volk besteht, sich in Beziehung aufs Heiligste alles eigenen Vernunftgebrauches zu begeben, und sich leidend und gehorsam den eingeführten Satzungen heiliger Männer anzuschmiegen; wo sogar vermeinte Abweichung vom bestehenden Glaubenssystem als unverzeihliches Verbrechen aufgerechnet wird, und nicht selten in unabsehbare Unannehmlichkeiten verwickelt ꝛc.: da muß blinder Glaube einheimisch werden, der von jeher so nachtheilig und zerstörend auf die Welt einwirkte.

Durch blinden Glauben wird die Vernunft gedemüthiget, worauf eigentlich des Menschen Würde besteht. Blinder Glaube und Vernunftgebrauch passen so wenig für einander, als Blindseyn und Sehen. Roußeau hat ein wahres Wort gesprochen, als er sagte, der müße ohne Vernunft überzeugen können, der sie aus dem Gebiete der Religion wegweisen möchte. Es gibt doch wohl nichts Göttlicheres, als das rein Vernünftige. Außer dem Gebiete der Vernunft kann selbst die Gottheit nicht sprechen. Wie die Vernunft der Maßstab aller menschlichen Dinge ist, so ist sie auch der Wegweiser und die Richtschnur in der Annäherung zum Göttlichen. Vernunft ist unser Vorzug, und adelt uns als denkende Wesen: Vernunft muß also bey uns in allem wirken. Unser Denken und unser Glauben müßen von ihr geleitet werden. Der bloße Besitz der Vernunft gibt nur höhern Rang; eigentliche Würde erringen wir erst durch treuen Gebrauch derselben. Glaube, ohne Zustimmung der Vernunft, ist ein hölzern Fundament, das wenig trägt, und bald fault. Dadurch

erhält die Unfruchtbarkeit des Glaubens bey der undenkenden Menge ihre Erklärung.

Treffend ist die Zeichnung des blinden Glaubens in Hallers nachstehenden Versen:

„Wer blinden Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verlohren;
(Betrug hat ihn erzeugt, und Einfalt groß gemacht,
Er ist das Joch der Welt, und schlauer Priester Pacht.)
Er weiß, so viel er hört, und seine Priester leiden,
Zahlt heilig Gaukelspiel mit seinem Gut mit Freuden;
Tauscht, was er itzt besitzt, für Schätze jener Welt,
Und schätzt sich seliger, je minder er behält."

Wo der Glaube vernünftig seyn darf, ist Glaubenseinheit eine überspannte Forderung. Die Apostel verlangten nie: seyd übereinstimmend in eurem Glauben! dagegen riefen sie ihren Neubekehrten öfters zu: seyd fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens! Die Worte: Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, sagen etwas ganz anderes, als Einheit im Fürwahrhalten, wie nur Ein Gott, und Eine Christenweihe ist; sie beziehen sich mehr auf Einheit des Wetteifers in treuer Pflichterfüllung nach dem einfachen Sittengesetze Jesu, und auf Einheit des Strebens, die Heiligkeit der christlichen Lehre im Wandel sichtbar werden zu lassen. Einheit kann nur der Religion, nicht der Ueberzeugung gelten. Es kann nur Eine Religion geben, weil nur Ein Gott ist, nach welchem sich alle Herzen hinwenden sollen; aber es muß verschiedene Gestaltungen des Glaubens in den Vorstellungen, der Liebe in den Handlungen, und der Hoffnung in den Erwartungen geben, weil die Geistesbildung einzelner Menschen wie ganzer

Nationen progreſſirt iſt, und in unendlichen Abſtufungen ſich offenbart.

Schon aus dem Grunde iſt jede Hoffnung zu einer Vereinigung auf dem blos dogmatiſchen Wege vergeblich. Man begnüge ſich doch, ſo die Herzen einander ſich nähern auf dem Wege der Liebe, und alle ſich im gleichen Streben nach täglich ſteigender Selbſtvervollkommnung vereinigen. Nachbarn bemühen ſich nicht, die Scheidewand ihrer Häuſer einzuſchlagen, und ein gemeinſchaftliches Hausweſen einzuführen, um es gut bey und miteinander zu haben. Es könnte im Gegentheil gar leicht grimmige Händel geben, und der gemeinſame Haushalt mit Unterdrückung des Einen, oder mit tödtlicher Feindſchaft Beider enden. Hab' ein Jeder Hut und Heerd, Boden und Keller, Buch und Kaſſe und ſein eigenes Regiment für ſich, und rede dem Nachbar nichts ein; aber ehre und liebe ihn und die Seinigen von ganzem Herzen, berathe ihn, und lerne ihm ab, freue ſich ſeiner Freude, und kümmere ſich ſeines Leids; und ſo dem Nachbar Gefahr droht, halte er ſie für ſeine eigene, und ſo ihn ein Feind angreift, helfe er ihm treulich denſelben abtreiben; und ſo der Nachbar einen Freund findet, ſey auch er deſſen Freund! — Dann wird's um Beide wohl ſtehen, und ſie werden des Wandeinſchlagens nicht bedürfen, um ein Herz und eine Seele zu ſeyn. Sollte es mit verſchiedenen Glaubenspartheien anders ſeyn? Laſſe man doch jede ihrer Ueberzeugung leben, jede nach der Väter Weiſe zu Gott beten, jede auf dem Wege ihr Heil ſuchen, welchen ſie für den ſicherſten hält! So lange ſie friedlich neben uns wohnen, redlich mit uns im Guten wetteifern, kann es uns wenig kümmern, wenn ſie nicht genau mit uns die gleichen Anſichten theilen. Religion iſt weder an Einheit der Ueberzeugung, noch an eine geſchloſ-

sene Summe von Lehren gebunden. Nach Jakobi hat der beste Mensch auch immer die beste Religion.

So wenig Versuche zur Glaubensvereinigung verschiedener Kirchenpartheien frommen, so wenig ist es rathsam, ohne dringende Gründe zu einem andern Glauben überzugehen, oder Jemanden zum Uebertritt zu bereden. Der Uebertritt zu einem andern Glauben ist wie ein Spaziergang in neuen Schuhen; sie mögen noch so gut gemacht, noch so viel werth seyn, sie lassen uns doch die abgelegten bedauren, und werden uns so lange brennen und drücken, bis wir sie so ausgetreten haben, als die alten. Auch ist Sinnesänderung und bessere Aufführung nicht immer im Gefolge des neuen Glaubens; gar oft ist schon mit dem alten Glauben die Seelruhe und die Freudigkeit im Rechtthun verlohren gegangen. Verjährte Meinungen, die uns von Kindheit an wichtig waren, auch wenn sie irrig sind, lassen sich nicht, wie ein altes Kleid, ablegen. Wir stehen zu den Vorurtheilen unserer Kindheit im gleichen Verhältnisse, wie die Kinder zum Klausen, die, auch wenn sie ihn kennen, unwillkührlich zusammenfahren, wie er ihnen unter die Augen tritt, oder vor der Thüre seine Schelle rüttelt.

Die Meisten sind in Beziehung auf den Glauben, wozu sie Geburt und Erziehung gemacht haben. Ohne Ausnahme fast auf alle paßt, was einst Sophocles von Jocasta erzählte. Diese, als sie zu dem Lycischen Apoll betete, sprach in der Einfalt ihres Herzens, sie wäre darum in seinen Tempel gekommen, weil er der nächste gewesen wäre. Das war nun freilich ein unartiges Kompliment, das sie seiner Gottheit machte. Gleichwohl ist das Kompliment nicht viel besser, das man Gott macht,

wenn man bey der Lehre und dem Glauben bleibt, darin man erzogen wurde, blos um sich die Mühe des weitern Aufsuchens zu ersparen.

Wäre der Glaube, der durch eigenes Nachdenken in Ueberzeugung aufgenommen wird, für den Menschen nothwendige Bedingung zur Seligkeit: dann wäre es entschieden mit der großen Mehrheit schlecht bestellt. Der Glaube aufs bloße Fürwahrhalten beschränkt, ist bey den Meisten nur angelernt, und die Wenigsten sind im Stande, darüber Rechenschaft zu geben. Der Lehrbegriff, dem sie huldigen, wurde schon von ihren Eltern festgehalten: mehr bedarf es nicht, um desgleichen zu thun. Ihr Glaube ist mehr väterliches Erbe, als eigene, auf haltbare Gründe sich stützende, Ueberzeugung; sie glauben, ohne oft recht zu wissen, was und warum? — Zum großen Glück für sie ist eigentlich Religion mehr, als Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Lehren; sie ist mehr Herzensangelegenheit, als Verstandessache; sie hat es mehr mit Gesinnungen, als mit Vorstellungen zu thun; sie ist das Seyn des Endlichen im Unendlichen; sie ist frommer Kindersinn zu Gott, der aller Menschen Vater ist; sie ist redliches Streben nach Gottähnlichkeit; sie ist demüthige Anerkennung des göttlichen Willens in jeder Pflicht, wovon freudiges Rechtthun die Frucht ist. Nicht die Summe hoher Lehren, denen der Mensch beypflichtet, sondern die Summe hoher Tugenden ists, was uns eigentlich mit Gott verbindet. Was der Mensch, um gut zu seyn, und es immer mehr zu werden, wissen muß, liegt nicht so hoch, daß es nicht der Geringste im Volke erreichen könnte. Was darüber hinaus liegt, kann also nicht Forderung an die gesammte Menschheit seyn, und die Lehre der Schule ist nicht das Maaß des allgemeinen Glaubens. Der schul-

gerechteste Theolog, der über die Lehren seiner Kirche wie ein Buch spricht, und jeden Satz mit Gründen belegt, steht in Bezug auf Religion nicht selten tief unter dem Volke, das in kindlicher Einfalt zu Gott betet, und von heiliger Ehrfurcht ergriffen, von inniger Liebe erglüht, in treuer Pflichterfüllung zutraulich seine Seligkeit sucht, und gewiß auch findet.

## 9. Aberglaube.

Aberglauben heißt mehr glauben, als man nach vernünftigen Gründen zu glauben berechtiget ist. Der Aberglaube ist das Gegentheil vom Unglauben; beide haben das miteinander gemein, daß sie auf vernünftige Gründe nicht achten. Der Aberglaube beruht so recht auf Mangel des Verstandes, der sich ungeprüft Erscheinungen blindlings unterwirft, und sie ohne Bedenken von unbekannten übernatürlichen Kräften ableitet. Je tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, desto mehr ist bey ihm der Aberglaube vorherrschend. Kinder und Unwissende staunen alles an, was sie nicht begreifen können; ihnen ist alles Wunder, was über ihre Fassungskraft geht. Dadurch wird erklärbar, warum uns die Geschichte die ältesten Zeiten als die wundervollsten bezeichnet, und warum meistens der Aberglaube mit der Rohheit der Völker auf gleicher Linie steht.

Der Aberglaubige ist ein sehr jämmerlicher Mensch: Was er unternimmt, thut er nicht, weil es gut ist, oder weil es die Pflicht erheischt, sondern weil es schon seine Großmutter für gut fand, so und nicht anders zu thun. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster; er fürchtet sich vor einem quergelegten Besenstiel mehr, als vor Sünde und Hölle; ein Hase oder eine Aelster setzen ihn in Angst; er sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, hört in jeder Unke eine Wehklage, und hält jede schwarze Katze für eine Hexe; er nimmt jeden Cometen als einen Unglücksboten an, schreibt jede seltene, mit auffallenden Aeußerungen

verbundene Krankheit auf Rechnung eines bösen Geistes, und fährt, wie vom Blitze getroffen, zusammen, wenn am einsamen Orte bey dunkler Nacht ein Brett knarrt. Da es seine Sache nicht ist, zu untersuchen, zu prüfen, nachzudenken, und auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu achten: so vermag eine Kleinigkeit, ihn außer Fassung zu bringen, und sein Herz in Aufruhr zu setzen. Gewohnt von Menschen, oder Dingen, oder Kräften der Natur mehr Gutes zu erwarten, oder mehr Böses zu fürchten, als dazu vernünftige Gründe vorhanden sind, befindet sein Herz sich in beständiger Ebbe und Flut zwischen Hoffnung und Furcht; er kennt das Beseligende anhaltender Seelenruhe nicht: ein fauler Stock, der im Dunkel der Nacht aus der Ferne leuchtet, ein Zündwürmchen neben dem Wege, ein Flämmchen, das in moosichter Gegend aus der Gährung aufsteigender Dünste sich entwickelt, eine ungewöhnliche Gestalt, die matt vom Mondlicht erhellt, ihm unerwartet gegenüber steht, oder plötzlich entgegen tritt, der dumpfe Ruf eines Uhus, vom kreischenden Gequicke seiner Gattin erwiedert, mit einem Worte, Alles, was das Gepräge des Sonderbaren trägt, bringt ihn mit der Vernunft in Widerspruch, und wird ihm nicht selten Veranlassung zu unausstehlicher Seelenpein, und zu Mißgriffen, und Thorheiten, welche zerstörend auf sein ganzes Lebensglück einwirken. Der Abergläubige ist über alle Vorstellung unbehülflich: er hat kein Vertrauen auf Gott; er entzieht sich seiner väterlichen Leitung; ihm gelten unvernünftige Mittel mehr, als solche, welche ihm die Religion und der weise Rath eines bewährten Freundes anbieten; er glaubt dem Betrüger mehr, als eigener Einsicht, oder wohlgemeinter Zurechtweisung aus dem Munde eines Mannes, der sich vieljährige, theure Erfahrungen sammelte. In Krankheiten und in andern

Nöthen weiß sich der schlaue Betrüger seiner Leichtgläubigkeit trefflich zu bedienen, um daraus für sich Gewinn zu ziehen.

Ueber die Schädlichkeit des Aberglaubens ist unter Verständigen nur eine Stimme. Für alle mag hier der unsterbliche Göthe das Wort nehmen: „Mir bleibt, schreibt er, der Aberglaube als das Schädlichste, was bey den Menschen einkehren kann, verhaßt". Er verwandelt die Religion in eine mörderische Glaubenswuth, welche mit Dolch und Fackel das Glück der Brüder verheert. Wer entsetzt sich nicht über die menschliche Blindheit, wenn er in den heiligen Urkunden liest, daß es zu Moses Zeiten in Aegypten, Kanaan ꝛc. Leute gab, welche aus falschem Religionseifer ihre eigenen Kinder den Götzen zu Ehren verbrannt haben? Wer staunt nicht, wenn er sogar noch in den Jahrbüchern neuerer Zeit angebliche Zauberer und Hexen findet, welche gerichtlich verurtheilt, auf flammenden Scheiterhaufen kläglich ihr Leben endeten? Wer wird nicht von Unmuth ergriffen, wenn er an die Gräuel der Vergangenheit denkt, wo noch schonungslos der Aberglaube die Mordfackel schwang? Wer zuckt nicht mitleidig die Achseln über die Mißhandlungen und Kränkungen, die der edle Galilei noch im **XVII.** Jahrhunderte von Pfaffen und Mönchen erdulden mußte, weil er es wagte, im unermesslichen Gebiete der Naturlehre weiter und heller, als sie, zu sehen? Wessen Herz empört sich nicht, wenn er den großen Naturforscher vor diesen Geisteszwergen auf den Knien sich vorstellt, die Hand aufs Evangelienbuch gelegt, um der rohesten Unwissenheit gegen innere Ueberzeugung eine angebliche Ketzerei abzubitten, wozu sich bald nachher die ganze gelehrte Welt bekennte, weil ihm noch der einzige Weg offen stand, dem Kerker des heillosen Ketzergerichtes zu entkommen? Wer möchte nicht Blut

weinen, wenn er in Bossuets Leichenrede auf den grausamen Kanzler le Tellier die Worte liest: Sie haben, Sire! die Ketzer vertilgt; dieß ist Ihrer Regierung schönstes Werk? Wer möchte sich der Aufklärung eines Zeitalters rühmen, wo noch Stallketten gesotten werden, um einen entlaufenen Stier herbey zu bannen? —

Es grenzt beynahe an Unmöglichkeit, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis an seine Wiege zu verfolgen, weil es an den nöthigen Urkunden mangelt, um durch ausgehobene Beweise seiner Erzählung Gewicht und Haltung zu geben; indessen läßt sich die Entstehung des Aberglaubens psychologisch klar nachweisen, wenn man auf die Umstände achtet, unter welchen uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt. Mangel an Geistesbildung und rohe Unwissenheit waren entschieden die Hauptquellen des Aberglaubens. Je weniger der Mensch die Kräfte der Natur, und ihren Einfluß auf das Wohl und Wehe seines Geschlechtes kennt, und je ungeübter sein Denkvermögen ist, desto mehr ist er geneigt, an sich natürliche Erscheinungen, die sich seine beschränkte Vernunft nicht zu erklären vermag, von der Einwirkung unsichtbarer Wesen unmittelbar abzuleiten. Daher kam's, daß der Wilde, der das Schießpulver und seine Kraft nicht kannte, jene Europäer für höhere Wesen ansah, die durch Feuer und Knall aus großer Entfernung Menschen zu Boden streckten, mit denen sie in keine sichtbare Berührung gekommen waren. Aus dem gleichen Grunde sieht noch dermalen der Unwissende manche menschliche Kunst, manche Aeußerung der Naturkräfte, als Zauberwerk an, und staunt über den Mann, der diese Kräfte zu benutzen weiß. Hätten die Aegypter, die Kananiter und Juden die Natur, ihre Kräften und Erscheinungen besser gekannt, wäre ihr Geist weniger beschränkt gewesen: jene Betrüger

und vermeinte Zauberer hätten gewiß ihren Unfug weder so lange, noch so öffentlich unter ihnen treiben können.

Allmählig sind Einzelne, von der Vorsehung reichlicher mit glücklichen Geistesanlagen bedacht, bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn erwachte bey ihnen, und entwickelte sich vortheilhaft; schärfere Sinne, und glückliche Zufälle leiteten sie auf wohlthätige Entdeckungen von allerlei Eigenschaften und Kräften an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien, woraus sie zur Zeit noch Andern ein Geheimniß machten, um durch unbegreifliches Wirken ihre Bewunderung und unbedingtes Zutrauen in sichern Anspruch zu nehmen. So entfaltete sich nach und nach der Keim einer Philosophie, die einen tiefen, aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahndete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Den Eingeweihten waren alle Dinge der sichtbaren Welt Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches, ausschließlich nur ihnen lesbar. Dadurch bekamen sie den Schlüssel zum Innern der Natur allein in die Hand, und mit ihm alle Mittel, sich zum Schein die guten und bösen Dämonen dienstbar zu machen, und die undenkende Menge nach Gutbefinden zu lenken.

Mit dieser Geistesüberlegenheit, mit diesen Kenntnissen hätten sie die Wohlthäter ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt werden können; aber nicht alle waren stark genug, es mit den Zumuthungen des Stolzes und der Eigennützigkeit aufzunehmen. Mehrere bedienten sich ihres höhern Wissens nur, um empor zu kommen, und das Volk in träger Abhängigkeit von ihnen fest zu halten; sie zogen vor, die entehrende Rolle verschmizter Betrüger zu spielen, in deren Händen sich bald der Zauberbecher füllte,

aus welchem nachher alle Völker den Aberglauben in vollen Zügen tranken.

Edler dachten die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe, und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen. Da sie den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meere und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, mit welchen jene Betrüger vertrauten Umgang heuchelten, in den Gemüthern schon vorfanden: so war es ihnen wohl nicht zu verargen, daß sie diesen Umstand zu ihrem großen Vorhaben benuzten. Sie würden sich den Weg zu ihrem Zweck selbst verlegt haben, so sie es hätten wagen wollen, vorerst den tief gewurzelten Volkswahn zu zerstören. Als Männern hellen Geistes, konnten ihrer Aufmerksamkeit und ihrem Scharfblicke die Gefahren wohl nicht entgehen, die von einem solchen Beginnen unzertrennlich sind. Sie wußten so gut, als Schiller:

Gefährlich ist den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn:
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Sie kannten das menschliche Herz zu genau, um nicht einzusehen, daß die Furcht vor den Göttern unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, solche rohe Menschen zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze, oder

setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienste bestimmtere Form, und größere Feierlichkeit; sie stifteten Mysterien, und unterließen überhaupt nichts, sich des Gehorsams gegen die Gesetze zu versichern.

So wurden alle bürgerliche Gesellschaften gewisser Maßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution aus; man betrachtete sie als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Begreiflich wirds dadurch, daß der Aberglaube auf diesem Wege selbst constitutionell wurde, und durch Verjährung geheiligt, durch öffentliche Gesetze gehandhabt, zusehends an Festigkeit gewann, daß es nicht leicht jemand wagen durfte, ihm feindselig entgegen zu treten.

So rohe Menschen, wie man sich dieselbe in der grauen Vorzeit denken muß, waren auch wenig fähig, sich zu höhern und reinern Religionsansichten zu erheben; sie waren noch für würdigere Begriffe der Gottheit, für den tröstlichen Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit, an eine ewig vergeltende Zukunft jenseits des Grabes wenig empfänglich. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer Anbetung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese Letzteren wurden nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihrer Götter, die sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimme und Erscheinungen offenbarten. Das Volk glaubte fest, sie wären von den Göttern selbst in den Geheimnissen der Natur und menschlicher Schicksale unterrichtet. Daher waren die Priester in jenen ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volkes, und sind es noch bey allen Völkern, die auf der

untersten Bildungsstufe stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen, oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war größtentheils ein Zweig ihre Magie und Theurgie.

Die Neigung zum Wunderbaren, und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall, mehr oder weniger, ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten: die Meisten kannten den wahren Gehalt ihrer übernatürlichen Künste, und trugen nicht das mindeste Bedenken, die Schwachen zu betrügen, die so gerne betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr bischen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas Uebernatürliches zu sehen und zu hören hoffen. Die so hoch gepriesene, und falsch gerühmte Weisheit der ägyptischen Priester beruhte recht eigentlich auf vorbenannten Künsten.

Nach einigen Jahrtausenden brach endlich das Licht wahrer Philosophie unter den Griechen an, und der Aberglaube sank bey dem edlern Theile der Nation nach dem Verhältnisse der steigenden Aufklärung. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil ihrer Staatsverfassung ausmachte: so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Zerwürfnisse zu kommen, als daß diese Letztern nicht immer gewußt hätten, sich im Be-

sitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes zu erhalten. Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Sekten und Orden. Einige derselben, namentlich die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden Dämonenlehre sehr gut vertrugen. Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern, Aegyptern ꝛc. statt finden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus, und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie. Alexandrien wurde die Schule einer neuen Philosophie, in welcher die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammenfloßen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

Als die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern römischen Reichs alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch die Wissenschaften sehr spät angefangen, und sogar unter den Großen nur auf wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und Aegyptischen Landstreichern überschwemmt, die unter dem Namen syrischer oder ägypti-

scher Priester, Magier, Kaldäer ꝛc. diese Geistesschwäche der Römer sich auf alle mögliche Weise zinsbar zu machen wußten.

So war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, mehr oder weniger mit Götter und Feenmärchen und mit dem Glauben an übernatürliche Undinge erfüllt; die ganze Menschenmasse war mit magisch religiösem Wahnwitz und mit abgeschmackten Ausgeburten des Aberglaubens angesteckt, als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehren, und mehr noch durch sein Beispiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung von allen magischen und theurgischen Alfanzereien gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, auf Liebe zu Gott und den Menschen, und auf Ausübung der Tugend zurückzuführen.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, oder mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens und der Magie über die menschlichen Gemüther ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte seyn. Aber was wir gewiß sagen, und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte bis zur Ueberzeugung beurkunden können, ist, daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich Christen nannten, gehemmt, und (aufs gelindeste zu reden) durch einen fortdauernden Zusammenfluß nachtheiliger Gegenwirkungen, bis auf diesen Tag, nur hie und da im Kleinen, und auf eine sehr unvollständige Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger

und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart, und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, der in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegeneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören, und dafür ein Reich Gottes in den Herzen der Menschen zu begründen — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger und Anhänger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und Beispielen so himmelweit entfernen konnten, und in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen, und das Reich des Aberglaubens und des Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wieder herzustellen, sich's beygehen ließen.

Unsere eigene Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtglaubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als das erste und zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die muthigen Kämpfe eines Lucians und Celsus mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit reichten nicht hin, einem

Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele Umstände, und in der Folge besonders durch die neuplatonische Philosophie — die Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

Auch Christen huldigten dieser schwärmerischen Philosophie, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar dazu den Schlüssel zu enthalten schien. Als endlich ihre Parthei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthum, die herrschende im römischen Reiche ward, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte: zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung, und unter andern Namen wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach gänzlich. Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich sogar, nach ihrem Beispiele der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande: sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch Reliquien der Märtyrer ꝛc., was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beistand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Konstantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerwekkungen, Erscheinungen von Engeln, Heiligen, armen Seelen und Teufeln. Alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Anachoreten, Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in jenen Zeiten fast alle ihre Rechte

verlohren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer im Schlamm des Aberglaubens. Die althergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten auf eine unnatürliche Art sich mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und erzeugten die abgeschmacktesten Ausgeburten einer verdorbenen Phantasie, welche ohne Untersuchung angenommen, und aus begreiflichen Gründen vom Klerus auf alle Weise unterhalten, und zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt, und mit kräftigen Flüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemaligen römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich durch Gesetze begünstiget und geschützt, sondern maßte sich noch neue, bisher unerhörte Rechte an. Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche geduldet. Die letztere, oder vielmehr der Klerus der christlichen Kirche, behauptete ein ausschließendes Recht, und duldete bald neben sich keine andere mehr. Ja, dabey blieb's nicht einmal; die Glaubenswuth trat in kurzer Zeit über alle Schranken: nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinung, und Vorstellungsart über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch die Irrenden mit Strafen. Man behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinem Verstand nicht zusagten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu setzen, wurde ohne viel Umstände als ein vorsetzlich Irrender, als ein halsstarriger Ketzer,

nicht etwa nur zum ewigen, sondern auch noch zum zeitlichen Feuer verurtheilt. Man kann solche Gräuelscenen in den damaligen Jahrbüchern nicht lesen, ohne von Entsetzen ergriffen zu werden, und den Unmenschen zu fluchen, die mit dem Heiligsten ihre Raserei und Blutdurst rechtfertigten. Unwiderstehlich muß sich da Jedem, dessen Kopf nicht verschoben, und dessen Herz nicht verrenkt ist, inniges Mitleiden über Zeiten aufdringen, in welchen der albernste Aberglaube für Religion galt, und das von Natur sanfte Menschenherz zum Herzen eines Tigers, das nach Blut lächzet, umschuf.

Indem man so den gesunden Menschenverstand in Ketten legte, und ihm jede Ueberzeugung, die nicht ins angenommene System paßte, als Hochverrath am Christenthum hart aufrechnete: entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte, Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunziationen, dem Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu werden, und dem Klerus ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen, und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten, und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bey der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Abgeschmacktheiten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und ungangbar zu machen, daß unter zehntausenden

— selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfodert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber alles, was man wollte, blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neugebrochenen Ueberzeugungswege auf blosse Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bey wirklich denkenden Köpfen, statt der Ueberzeugung, vielmehr Zweifel erregte, und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende Meinungen führte; sondern es war auch schon vorher ausgemacht, daß jede Untersuchung eines Dogma's, die ein anderes Resultat, als dieses Dogma, geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und höllischen Feuers schuldig sey.

Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zur Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelsprüche des Pfaffthumes, das sich einer willkührlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen ꝛc. sich unterstehen wollte! — Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die nur mit Beten, Fasten, Abtödtung des Fleisches und gänzlicher Unterbrechung des Denkens bekämpft werden muß, und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, sobald uns ihr freier Gebrauch durch Strafmandate eingeboten wird, oder wohl gar in die dumpfen Kerker der Inquisition, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Auf diese Art und durch solche Mittel und Anstalten mußte der unsinnigste Aberglaube Haltung bekommen, und seine Wurzeln zu einer Tiefe treiben, daß man sich wohl nicht wundern darf, wenn bisher alle Bemühungen, sie von Grund aus zu zerstören, fruchtlos blieben. Diese Wurzeln haben seit Jahrhunderten Alles umschlungen; der Aberglaube ist recht eigentlich ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwissenheit, und Friedrich der Große hatte wohl Recht, als er einst scherzweise behauptete: diese Dreieinigkeit herrsche in gemeinen Seelen eben so allgewaltig, als eine andere in den Schulen der Theologen. Dadurch wird begreiflich, wie es komme, daß bey aller Fruchtbarkeit unsers Jahrhunderts an Philosophen, die so unerschrocken als eifrig Wahrheiten verbreiten, der Aberglaube doch, wie von jeher, sein Werk forttreibt.

Voltaire stürmte mit einem Muthwillen auf den Aberglauben ein, daß dadurch der guten Sache mehr Schaden als Nutzen zuging. Er kannte das menschliche Herz zu wenig, wenn er auf diesem Wege ans Ziel zu kommen hoffte. Darum schrieb ihm auch sein königlicher Freund: „ich wünsche ihnen Glück zu der guten Meinung, die sie von den Menschen haben. Ich, der ich diese ungefiederte, zweibeinige Geschöpfe vermöge der Pflichten meines Standes genau kenne, sage Ihnen zum voraus, daß weder Sie, noch alle Philosophen der Welt, das menschliche Geschlecht von seinem Aberglauben heilen werden. Dieß ist ein Ingrediens, das die Natur der Composition beygemischt zu haben scheint, woraus unser Geschlecht besteht. Man vereinfache den Glauben noch so sehr: ich wette darauf, daß die Menge in kurzer Zeit einen neuen Aberglauben zur Welt bringen werde.“ Um in Wahrheit den Aberglauben zu vernichten, muß vorerst die Unwissenheit aus der Welt geschaft werden, was eine Aufgabe ist, die man sobald

nicht lösen wird. So entfernt indessen das Ziel liegt, so ist doch Annäherung möglich, wenn man es auch nicht ganz zu erreichen vermag; und schon damit wäre viel gewonnen. Freilich sollten da die Großen der Erde kräftiger die Hand bieten, und wohlthätiger Aufklärung möglichen Vorschub geben; aber leider scheint es bey vielen Staatsmaxime zu seyn, das Volk nie mündig werden zu lassen, damit es willig am Leitband der Willkühr fortlaufe. Sie bedenken wohl nicht, was einst der freisinnige Pfeffel schrieb:

Stützt die Gewalt sich auf den Aberglauben,
So fällt mit ihm, was nur durch ihn besteht.

Wo mächtig der Aberglaube herrscht, da gebietet Klugheit, Verstellung, die dem Adel des Herzens wehe thut. Man darf nur leise auftreten, wenn man es mit ihm aufnehmen will; in offener Fehde kömmt man gegen ihn selten auf. Gewöhnlich geht dabey das Vertrauen verlohren, ohne welches die gründlichsten Belehrungen am menschlichen Herzen ohne Erfolg abprellen. Das Volk gleicht in dieser Beziehung so recht einem Kind, das desto stärker die geliebte Puppe an sich zieht, die man ihm gewaltsam nehmen will, und dem nie wieder gut wird, der ein solches Wagestück sich erlaubte.

Die Macht des Aberglaubens ist stärker, als viele sich einbilden. Es ist nicht einzig der Pöbel, der an seinem Triumphwagen zieht; auch Gebildete, sogar Gelehrte, sind von ihm nicht immer frei. Man erzählt von Hobbes, daß er, so unglaubig er auch bey Tage war, des Nachts aus Furcht vor Gespenstern nie allein schlief. Die Vorurtheile des Kindes wurzeln nicht selten so tief, daß sie sich sogar aufs Greisenalter vererben, und neben täglich steigender Geistesbildung sich behaupten. Es gibt Vorur-

theile, nach welchen sich Könige und ganze Nationen richten. Offener Angriff auf etwas, das die Länge der Zeit gleichsam geheiliget hat, ist immer mit großer Gefahr verbunden, und war schon oft Gährungsstoff zu gewaltsamen Ausbrüchen. Je unmerklicher die Streiche sind, die man gegen den Aberglauben führt, desto sicherer treffen sie. Der Eigennutz vertritt da nur allzuoft die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit den versäumten Gebrauch des Verstandes. Wo man es mit solchen Feinden zu thun hat, reicht man mit Vernunftgründen nicht aus, besonders wenn sie beschämender Art sind. Stille Winke wirken meistens wohlthätiger und schneller, und bereiten fast unmerklich das Einsinken des Wahns vor. Der Mensch huldigt viel lieber einer Wahrheit, wenn ihm das Bewußtseyn schmeichelt, sie aus gegebenen Prämissen selbst gezogen zu haben.

Ohne den Aberglauben mit Namen zu nennen, weil jede Beschuldigung darüber die Eigenliebe kränkt, wird man ihm schon dadurch viel Abtrag thun, wenn man den Prüfungsgeist weckt, und dadurch der menschlichen Leichtgläubigkeit einen Damm setzt. Das Spiel redseliger Betrüger, angeblicher Wunderärzte, Segensprecher, Wahrsager, Geisterbanner ꝛc. wird bald ein Ende haben, wenn nur erst das Volk auf ihre Künste mißtrauisch gemacht ist. Der Geringste im Volke wird sich geschmeichelt finden, wenn man ihm sagt, es sey Entwürdigung der Menschennatur, andern blindlings aufs Wort zu glauben, und bey Leuten, deren Denk- und Handlungsweise, Absichten und Zwecke man nicht kennt, Rath und Hilfe zu suchen; der vernünftige Mensch müße nicht sehnsüchtig nach übernatürlichen Mitteln lauschen, wo natürliche hinreichen; was gegen die Vernunft sey, und wofür sich keine haltbaren Gründe angeben lassen, bleibe verwerflicher Wahn, so fromm und

voll Zuversicht auch die Miene seyn möge, mit welcher es von Andern erzählt wird; Zaubereien, Wunderkuren, Spuckgeschichten von Gespenstern und Teufeln ꝛc. seyen nicht nur seltener geworden, sondern haben beynahe ganz aufgehört, seitdem der Glaube daran gesunken ist.

Ein Radikalmittel gegen Betrug und Aberglauben ist Ausbildung der Vernunft; wie sich ihr Gesichtskreis erweitert, verengt sich das Gebiet des Aberglaubens. Bekannter mit der Natur und ihren Kräften, lernt er manche Erscheinung, die er vorhin als das Werk eines höhern, oder wohl gar eines bösen Geistes anstaunte, als eine ganz natürliche Wirkung erkennen; sein Glaube an Wunder, an Verbindung mit unsichtbaren Geistern, an Gespenstern, an Wahrsager und Teufelsbanner verschwindet, wie es in seinem Verstand heller wird. Je vernünftiger der Mensch überhaupt wird, je geübter seine Denkkraft, und je reicher der Vorrath gesammelter Kenntnisse und Erfahrungen: desto weniger Eingang findet der Aberglaube. Mag er sich auch Manches nicht sogleich zu erklären im Stande seyn, mag es hundertmal heißen, die Alten hätten doch auch an Einwirkungen des Teufels, an Zauberer und Hexen, an Gespenster und Unholden geglaubt, es müße also etwas daran wahr seyn; sogar die Bibel spreche der Schwarzkunst das Wort: das alles verschiebt ihm sein Urtheil nicht. Wo noch seine Vernunft schweigt, da will er lieber die Beschränktheit seines Geistes eingestehen, und von der Pflege der Zeit den Aufschluß abwarten. Das Alter allein ersetzt den Mangel der Gründe nicht. Wer blindlings ihm huldigt, und blos darum etwas verwirft, weil ihm das Gepräge des Alterthums fehlt, wird sich nie über die Gemeinheit erheben, und zeitlebens nie vom Aberglauben frei werden; jede alte Wundersage, jedes Mährchen aus der grauen Vorzeit documentirt, wird seinen For-

schungsgeist hemmen, ohne welchen der Aberglaube freien Spielraum hat.

Bibel und Geschichte zeigen nur, daß jener Glaube an Schwarzkunst sehr alt, aber durchaus nicht, daß er wahr sey. Allerdings bestand er schon im mosaischen Zeitalter; der große Gesetzgeber erwähnt seiner sehr oft; aber wir wissen zugleich aus seinen eigenen Nachrichten, daß er ihn stets mißbilliget, und ihm mit fester Entschlossenheit entgegen gewirkt habe. Leider mißlang es ihm, den Aberglauben gänzlich auszurotten, und nur bey sehr Wenigen erreichte er seinen Zweck. Die Rohheit des Volkes, dessen Reform er übernahm, trat seinen wohlgemeinten Bemühungen fast überall als ein feindseliger Genius entgegen. Was hätte man auch Besseres von einem Volke erwarten sollen, da selbst unter dessen Königen sich noch lange nachher einige fanden, welche bey sogenannten Schwarzkünstlern Rath und Hilfe suchten? — Wer stutzt nicht darüber, wenn er aus den heiligen Urkunden dieses Volkes erfährt, daß sogar Saul, zum ersten Könige von Israel von Samuel aufgestellt, sich von einem Weibe hintergehen ließ, das beym leichtgläubigen Volke im Rufe einer Wahrsagerin stand? —

Im gleichen Geiste, wie Moses, ließen sich die Propheten in der Folgezeit keine Mühe sauer werden, den Aberglauben in seinen Fundamenten zu untergraben: demungeachtet stand er noch zu den Zeiten Jesu auf furchtbarer Höhe. Man schrieb damals fast alle Uebel der Einwirkung des Teufels zu, und suchte sich dagegen durch Beschwörungsformeln zu sichern. Freilich sahen, durch Jesum und seine Apostel eines Bessern belehrt, Manche ihren Irrthum ein; Viele sogar, welche mit der Schwarzkunst sich abgegeben hatten, trugen ihre Zauberbücher zusammen, um sie öffentlich zu verbrennen. Indessen ist es

doch bis jetzt der Lehre Jesu nicht gelungen, ganz das Reich des Aberglaubens zu zerstören. Wohl mag da und dort der Glaube an Einwirkungen des Teufels abgenommen haben, und es als ein Zeichen besserer Zeit gelten, daß man keine Hexen mehr verbrennt: allein noch fast überall sind traurige Reste der finstern Burg sichtbar, die sich der Aberglaube zum bleibenden Sitz baute, die schon um ihres Alters willen dem vornehmen und gemeinen Pöbel ehrwürdig sind. Umsonst mag man ihm erweisen, daß das Alter allein ein unstatthafter Grund sey, etwas für wahr anzunehmen, daß das Alter des Aberglaubens weit über das Christenthum hinaus reiche, daß er aus der trüben Quelle des Heidenthums fließe: jede Bemühung, dem Aberglauben den Todesstoß zu geben, ist verlohren, wenn nicht vorerst mehr Geistesbildung ins Volk gebracht wird. Der Mensch zum Selbstdenken zu träge, wird am Boden des Herkommens fortkriechen bey allem Sturmlaufen gegen Vorurtheile, welche ihm durch Länge der Zeit lieb geworden sind; er wird sogar auf den unbescheidenen Reformator ungehalten werden, der ihn aus den Grenzen seiner Gemächlichkeit zudringlich heraus haben will. Erst wenn er zur Mündigkeit erwacht ist, mag es angehen, ihm allmählig auf dem Wege der Selbstprüfung und des eigenen Nachdenkens die Hand zu bieten. Die ersten gelungenen Schritte auf diesem Wege werden ihm Muth und Freude machen, unverdrossen darauf fortzurücken, bis ihm unerwartet die Schuppen des Vorurtheils von selbst vom Auge fallen. Angelernte Beweise gegen Aberglauben bleiben so lange unfruchtbar, bis sie durch Selbstdenken in eigene Ueberzeugung aufgenommen werden, was im Geschäfte der Aufklärung meistens übersehen wird.

Eine mächtige Schutzwehr des Aberglaubens ist die heilige Kirche selbst, freilich gegen ihre Bestimmung. Die

Gewissenhaftigkeit und die Strenge in den Sitten nahmen bald ab, was man durch Strenge in der Beobachtung andächtiger Gebräuche zu ersetzen suchte. Je mehr sich das kirchliche Ceremonienwesen auf Unkosten der innern Religion erhob, desto entbehrlicher fand man nach und nach die Sittengesetze, welche einst Jesus umsetzte, daß endlich bey der Menge das Christenthum zum hohlen Aberglauben herabsank. Unbekannt mit dem Geist und Wesen der Religion, erklärte man fortan zufällige Nebendinge für die Hauptsache; man hieng an Worten und Formeln, an Cermonien und Gebräuchen, und schrieb ihnen eine desto größere Kraft und Heiligkeit zu, je weniger sich dabey denken ließ. Die Geistlichen gefielen sich bey einer öffentlichen Gottesverehrung, mit allerlei Gepränge verbrämt; umflossen vom Glanze solchen Gepränges, standen sie vor dem Volke, das gedankenlos gaffte und staunte, als höhere Wesen da, inniger mit der Gottheit vertraut. Das sprach ihre Eitelkeit an, gegen welche kein Stand sichert, daß sie nur auf Mehrung und Erhöhung dieses Gepränges Bedacht nahmen, und die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit fast ganz verlohren gieng. Der mit jedem Jahrhunderte steigende Glanz der öffentlichen Religionsanstalten wurde fürs Volk das sicherste Zerstreuungsmittel, daß im anhaltenden Schwelgen der Sinne und der Phantasie es dem Geiste beynahe unmöglich ward, zur Besinnung zu kommen. Die natürliche Folge war, daß man von dem Wesen der Religion immer weiter abkam, jenen Gebräuchen übernatürliche Heilkräfte zuschrieb, und vom Mitmachen derselben seine Seligkeit erwartete. Der Nachtheil war um so unvermeidlicher, weil man die eigentliche Bedeutung der vielen Ceremonien in eine Sprache einhüllte, die dem Volke fremd war, und den bestehenden Kirchenanstalten so recht

den Schein magischer Handlungen liehe. Erbauung und Ermunterung zur Tugend, was Zweck aller Religion ist, mußten untergehen, wo alles darauf angelegt war, dem Volke unverständlich zu bleiben, und es zum geistlosen Mechanismus hinabzudrücken. Zur Festhaltung des Aberglaubens waren auch von jeher die Kirchenrituale ein sehr wirksames Mittel. Wie Manches enthalten diese noch, was dem Zwecke der Religion zuwider ist? Wer findet nicht die Beschwörung und Exorcismen des Teufels, welche darin häufig vorkommen, zweckwidrig und vernunftempörend? Wer muß nicht das arme Volk von Herzen bemitleiden, das man durch so elende Alfanzereien hinhält, und zu allem Guten mißmuthig macht? — Von der Geburt bis zum Tod führt uns das Rituale den Weg der Furcht vor dem Teufel. Zuerst treibt man ihn aus dem Menschen, dem man die Christenweihe geben will, dann aus dem Wasser und Salz, deren man sich bey der Taufe bedient, als wenn geradezu alles in Gottes Schöpfung verteufelt wäre. Fast bey jeder andern Weihe wird der unumschränkten Macht des Satans das Wort gesprochen, damit ja das Vertrauen auf Gottes weise Weltregierung nicht aufkomme. Gleich unsinnig sind die Beschwörungen der Donnerwetter und des Hagels, die Exorcismen und Segnungen über Speisen und Getränke, über Ställe und Scheunen, über Ochsen und Schweine, über Wohnungen und Schlafgemächer, über Brautringe und Ehebetten ꝛc. in welchen fast immer der Satan die oberste Stelle einnimmt. Wer will's dem armen Volke verargen, wenn ihm die Religion das nicht ist, was sie seyn soll, so lange noch dessen Führer sich nicht entschließen können, ein Buch aus der Hand zu legen, das sich fast nach seinem ganzen Innhalt als eine Niederlage aller Albernheiten aus den finstern Zeiten der Barbarei ankün-

diget? Wer will ihm zumuthen, daß es den rechten Weg gehe, wenn die Wegweiser selbst blind sind? —

Auch Mönchsorden, welche im Orient sich zuerst aus verfolgten Christen gebildet hatten, und welche dort, ohne Ansprüche, in gemeinschaftlicher Erbauung, ein kümmerliches Leben führten, entarteten in der Folgezeit zu Instituten, welche kräftig die Sache des Aberglaubens führten, besonders seitdem widernatürliche Selbstpeinigung und freiwillige Bettelei für evangelische Tugend galten. Da sie in der römischen Politik ihren Vereinigungspunkt fanden, so verfehlten sie nicht leicht ihren Zweck. Klöster stiften und ausstatten, die Kirche und die Geistlichkeit bereichern ꝛc., ohne solche und ähnliche fromme Thaten gab es nach ihrer Angabe keine Vergebung begangener Sünden, keine Seligkeit. Andächteleien jeder Art kamen durch ihre Verwendung schnell in Aufnahm. Bald hatte ein Rosenkranz in der Hand, ein Skapulier auf der Brust, eine lederne Gürtel um die bloßen Lenden, ein Amulet mit Heiligthümern gefüllt in der Tasche, eine Gebetsformel, Enthaltung von irgend einer Speise ꝛc. mehr Werths, als ein Herz voll Liebe, als Berufstreue, als sanftes Dulden im Leidensdrange, als stilles Hingeben in Gottes heiligen Willen bey nur verschuldeter Armuth. Ihre Herrschaft über Meinungen erwuchs in kurzer Zeit zu einer Geistestyrannei, die jede Untersuchung als Hochverrath an Christenthum und Kirche züchtigte. Niemand durfte es wagen, über unternommene Beschränkung des Denkens und Forschens Beschwerde zu führen, oder über die gezogene Grenze des Wissens hinauszugehen, wenn er nicht sein ganzes Lebensglück aufs Spiel setzen wollte. Das Menschengefühl kömmt in Aufruhr, wenn man von Torquemata, einst ersten Großinquisitor in Spanien, liest, daß er während seiner achtzehnjährigen Verwaltung des furcht-

baren Ketzergerichtes 10,220 Menschen lebendig verbrennen lassen, 97,321 Gut's und Ehre beraubt, zu ewigem Gefängniß verurtheilt oder auf immer verbannt, überhaupt 114,400 Familien völlig zu Grunde gerichtet habe. Wo das Reich des Aberglaubens von Männern solchen Geistes und Herzens bewacht ist, wird nicht leicht Jemand einen Angriff wagen.

Ists unter solchen Umständen ein Wunder, daß sich der Aberglaube über alle Schranken des Anstandes wegsetzte? daß das Heiligste um Geld feil wurde? daß man nur darum Ehehindernisse festsetzte, und Abstinenzgebote proclamirte, um den erschöpften Finanzen neue ergiebige Zuflüsse zu verschaffen? Wird man es befremdend finden, wenn man von Guicciardini vernimmt, daß unter Leo X. der Ablaß verpachtet wurde, und daß man selbst zu Rom in Wirthsstuben um Erlaubnißscheine würfelte, die armen Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen?

Wer möchte nicht lieber die entehrenden Fesseln des Aberglaubens abstreifen, nach Geistesfreiheit ringen, und, vertrauend auf Gottes Allmacht und Weisheit und Güte, von ihm allein sein Heil erwarten? — Was haben wir zu fürchten, wenn Gott für uns ist? — Der Vater im Himmel weiß, was wir bedürfen; seine Vorsehung wacht über uns; was kann uns Leids widerfahren? — Oft liegen die Mittel zu unserm Glück uns viel näher, als wir glauben: was nöthiget uns, zum Aberglauben unsere Zuflucht zu nehmen und bey Betrügern Hilfe zu suchen, da wir an Männern keinen Mangel haben, deren erprobte Kenntnisse und anerkannter guter Wille uns zur Hoffnung sicherer Hilfe berechtigen? Warum nach verborgenen Schätzen graben, wo keine liegen? Warum nach übernatürlichen Mitteln greifen, wo natürliche genügen, und uns zu Gebote stehen? — Aberglaube ist Ent-

ehrung der Menschennatur, weil er die Frucht der Unvernunft ist. Der Mensch, der seine Würde fühlt, darf also dem Aberglauben nicht dienstbar seyn, nicht sich den Wilden gleich stellen, deren Gedanken nicht weiter, als die Sinne reichen, und die sogleich höhere Wesen ins Spiel zogen, wenn sie eine Naturerscheinung sich nicht erklären konnten.

## 10. Duldung.

Laß die Neider immer klaffen,
Laß die Frömmler voller Wuth
Bitt're Läſterungen heulen,
Schwarze Galle um ſich ſprüh'n!
Lache dieſer blinden Thoren! —

Fr. II.

---

Mir eckelt vor dem Miſſbrauch, der in unſern Tagen mit den Worten Duldung oder Toleranz, und was noch ärger iſt, mit der Sache ſelbſt getrieben wird. Was nennt man dulden? — Menſchen werden doch wohl, ſo lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name ſie von den Pflichten der Menſchlichkeit loszählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? — Wer darf ſich unterſtehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorſchein kömmt? — Toleranz, Duldung ſetzt voraus, daß der Duldende entſchieden recht habe, der Geduldete aber ſeine Exiſtenz nicht der Gerechtigkeit, ſondern dem Mitleiden danken müße. Liegt nicht im Worte für den Geduldeten eine tiefe Kränkung? — Warum bediente man ſich nicht lieber des Wortes Verträglichkeit, die auch neben ungleichen Ueberzeugungen ſtatt finden kann und ſoll, und für keine Parthei entſcheidet? — Iſt es nicht häßlich, das, was alle Menſchen einander als Menſchen ſchuldig ſind, — nämlich, einander ſo zu behandeln, wie jeder von den Andern behandelt zu werden wünſcht —

mit einem so elenden Worte als Dulden, zu verkleinern, und beynahe auf nichts herabzusetzen? —

Welche mehr als kindische Inconsequenz! — Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyranniſiren. Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Andere dulden, daß ich von überirdischen Dingen anders, als sie, denke, wähne oder träume, ungeachtet sie selbst um nichts dadurch gebessert sind, ob ich so, oder anders über diese Dinge denke? Man duldet Fehler, Mißbräuche, die man nicht abändern kann; man duldet die Glücksspiele, die Lotterie, die öffentlichen Mädchen, den Mord vor Zeugen, den wir eine Ehrensache nennen; man könnte auch sagen, daß man die geheime Polizei dulden muß: wie kann aber dasselbe Wort dem Glauben gelten? Ist nicht Denkfreiheit ein ursprüngliches, durch kein geselliges Verhältniß der Menschen verliehrbares, Recht der Menschheit? Kann Jemand befugt seyn, mir feindselig gegenüber zu treten, wenn ich in Ansehung des Glaubens oder Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne meiner eigenen Ueberzeugung folge? — Meine Gedanken gehören mir an; das Gebiet meines Gewissens untersteht keinen Hoheitsbefehlen. Da kein Mensch, wie er immer heiße, Gewalt über meine Ueberzeugungen hat: so bin ich der unumschränkte und unabhängige Herr meines Glaubens. Aus dieser Herrschaft entspringt das Recht, für denjenigen Cultus mich zu erklären, den ich für den besten halte, und Niemand hat ein Recht, mich daran zu hindern, wenn ich übrigens meine Pflichten als

Mensch und Bürge erfülle. Wer einem Andern, sagt Thomas Paine, das Recht an seine Meinung streitig machen will, macht sich selbst zum Sklaven seiner gegenwärtigen Meinung, weil er sich das Befugniß abspricht, sie zu ändern.

Ist Liebe im Menschen, so wird er gerne alle Meinungen verzeihen, die von seinen eigenen Ueberzeugungen abweichen. Erfüllt von der Religion Jesu wird ihm alles Religiöse ein Heiligthum seyn, wenn es auch andere Gestalt und Farbe und Uebung hat, als seine Kirche vorschreibt. Ihm ist diejenige Religionsparthei die wahrhaft christliche, welche am meisten zur Liebe Gottes und Jesu, zur Liebe des Mitmenschen, selbst zur Liebe des Feindes begeistert, aber gegen die Gottheiten der Erde: Reichthum, Ehre, Wohlleben, und alles, was an sich vergänglich ist, gleichgültiger macht. Wer liebt, würft sich nicht unberufen zum Wahrheitsprediger auf und hütet sich den Glauben eines Andern durch Zweifel zu erschüttern. Sein Grundsatz ist: jeder Mensch sey nur in seinem Glauben selig, und Jeder nur seines eigenen Glaubens fähig; wer ein Leben nach Jesu Sinn führe, sey dessen Jünger, und Gott werde einst weniger die Irrthümer des Verstandes, als die Verirrungen des Herzens anrechnen. Er ehrt die Ueberzeugungen der Menschen, auch wenn sie irrig sind, duldet gelassen ihren Widerspruch, und ist nie hart gegen Andere, weil sie nicht mit ihm die gleichen Ansichten theilen. Sein Religionseifer ist nicht zudringlich: wer für Rechtglaubigkeit mit Hitze kämpft, verfehlt meistens den Weg der Wahrheit. Verfolgungssüchtige Zeloten sind gewöhnlich beschränkte Köpfe; sie gleichen nach Jean Pauls witziger Bemerkung, den im Thale Wohnenden, die sogleich über verfehlten Weg schreien, weil sie nur Einen kennen, indessen Andere, welche auf dem Berge stehen, und eine freie Aussicht haben, sehen, daß mehrere Wege

ans gleiche Ziel führen. Von jeher haben die steifen Orthodoxen, die als Naturalisten und Deisten jeden verschreien, der ihnen ihre Dogmen lassen, aber sie nicht annehmen will, dem christlichen Glauben am meisten geschadet. Gewöhnlich machen sie es wie die Holzwürmer: sie käuen und zerbohren die liebe Orthodoxie so sehr, daß sie endlich, wie ein morscher durchfressener Balken, aus einander fallen muß. Wer der Sache des Evangeliums gewogen ist, der sey dafür wirksam in liebender Eintracht. Nur wenn der Krieg der Meinungen ohne Bitterkeit geführt wird, geht daraus der Friede der Ueberzeugung hervor. Es ist ein Erfahrungssatz: Unwissende waren zu allen Zeiten die größten Schreier. Ihr Sinnbild ist ein leeres Faß. Sie haben viel Aehnliches mit Kranken, die oft verdrüßlich werden, daß sich Andere wohlbefinden. Manche theologische Meinungen sind nichts weiter als Ideen, die wahr oder falsch seyn können, ohne daß die Moral dabey interessirt ist; man sollte also doch endlich zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß es wenig fromme, wenn man sich ihrer wegen die Hälse bricht. Wenig Wissenschaft und viel Muse sind die ergiebigste Quelle liebloser Verketzerungen. Der Schwachkopf erklärt gern für Irrthum, was ausser dem Kreise seiner Fassungskraft liegt, und hat so recht seine Freude daran, durch wildes Toben über Glaubensverfall die Beschränktheit seines Geistes zu masquiren.

Falscher Religionseifer, der verfolgungssüchtig ist, und vermeinten Irrthum gern im Blute ersäufen möchte, ist die größte Narrheit jeglichen Landes. Das Sonderbare dabei ist, daß, wenn dieser Schwindelgeist sich einmal einer Gesellschaft bemächtigt hat, es Niemanden erlaubt ist, neutral zu bleiben. Man verlangt, daß Jedermann dem Panier des Fanatismus folge. Man kann von solchen Eiferern recht eigentlich mit Musäus sagen:

Wir glauben All' an einen Gott,
Und schlagen uns um Gottes willen
Einander lendenlahm und todt,
Um unsre Pflichten zu erfüllen.

Leute von Ketzereifer erglüht, treiben so recht heiliges Banditen-Gewerb, und stehen überall auf der Lauer, unerbittlich alles mit der Keule der Orthodoxie zu zerschmettern, was ihnen nicht weichen will. Das Selbstprüfen ist ihnen gar sehr zuwider; mit dem Schilde des blinden Glaubens bedeckt, fallen sie unbarmherzig über Jeden her, der nicht an sie nachgiebig und demüthig sich anschließen will. Die Schafe beriechen jedes Gräschen, ehe sie es kosten: nach ihrer Forderung sollen Christen dummer, als Schafe, seyn. Sie denken wohl nicht daran, daß, wäre jede Prüfung und jede Aenderung der Meinungen strafbar, wir Deutsche wohl nie vom Dienste des Odin zum Christenthum hätten übergehen sollen. Vor den Nachstellungen solcher Leute ist kein Freisinniger sicher. Wer zu mir sagt: denke wie ich, oder Gott wird dich verdammen; bey dem wird es bald auch heißen: denke wie ich, oder ich werde dir den Dolch aufs Herz setzen. Wer einmal als Verworfener in Gottes Augen gilt, gegen den wird man sich bald das Härteste erlauben. Der Beweis geht durch die Geschichte.

Es ist entehrend für Menschen, daß sie vermeinter Rechtglaubigkeit so oft die Liebe opfern!

O möchten sie sich doch belehren lassen,
Daß die Verdammungssucht die größte Ketzerei,
Und daß den Irrenden zu Gottes Ehre hassen,
Die frechste Gottesschändung sey! —

Pfeffel.

Christen sollten nie vergessen, der Seele fehle der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt, und einzig durch Lie-

be nehme ihre Religion jenen erhabenen Charakter an, der dem Menschen Würde giebt. Mag der Bekenner der christlichen Lehre noch so viel und fest glauben: ohne Liebe ist er im Reiche Gottes ohne Anspruch. Gottes Lohn ist nur dem Glauben verheißen, der durch Liebe wirksam ist. Gute Seelen, sagt derselbe Dichter,

Schließt eines Gottes Himmel ein,
Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen,
Mag glatt nun, oder zottig seyn.

Man sage ja nicht, daß das den Indifferentismus predigen heiße. Nein, wer Gott anbetet, und den Menschen Gutes thut, ist kein Indifferentist. Dieser Vorwurf trift eher den Aberglaubigen, der desto indifferenter gegen die wahren Pflichten der Menschheit wird, je mehr sich der Kreis seiner ungereimten Meinungen erweitert.

Was der Christ glauben muß, läßt sich auf Weniges zurückführen. Hauptsache ist das Rechtthun im Sinne und Geist Jesu. Man könnte fast die ganze Polemik vertilgen, ohne sonderlichen Nachtheil für Christenthum und Vernunft. Eben von den bunten Schulmeinungen, und jenen groben Decreten so mancher Hof- und Räubercon-cilien sollte man wegsehen, und sie sämmtlich vergessen, um nun wieder zu einem reinen ersten Anblick der christlichen Urschriften, und zu ihrer offenen, einfachen Auslegung gelangen zu können. Dogmen, welche den Willen zum Guten nicht stärken, taugen nichts, und sind auf jeden Fall nicht christlich. Leider hat die Dogmatik zu allen Zeiten das Unglück gehabt, daß in sie viele ungegohrne Materie eingeknätet wurde, welche zwar ihre Masse vergrößert, aber ihren Genuß erschwert hat. Sie hätte nie Hauptwissenschaft des Theologen werden sollen. Da sie ins Gebiet der Geschichte gehört, so kann sie nur Werth

haben als Zeuginn vor der Nachwelt von den Verirrungen des menschlichen Verstandes. Dogmatik, wie sie meistens noch in Schulen besteht, ist ein unterschobenes Kind der Offenbarung, dem jeder, der diese Mutter kennt, seine Fremdheit ansieht; so lang sie im Gebiete der Religion das Scepter führt, wird's nie an Glaubensfehden fehlen, die von jeher so oft die Erde mit Blut gedüngt, mit Mord und Todschlag erfüllt haben. Man sollte nicht länger im Garten Gottes so viele Raupen dulden, wo nur Nachtigallen singen sollten. Statt des traurigen Wustes, womit man bis dahin die Köpfe der dem Kirchendienste gewidmeten Jünglingen anfüllte, gebe man ihnen viel lieber Mittel an die Hand, sich die zur würdigen Amtsführung unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben: und bald werden die verderblichen Religionszwiste zu Ende seyn. Höchstens wird dann noch da und dort ein Mann, der bey einem einmal angenommenen System grau geworden, grollend seine Stimme erheben. An seine Denkweise gewöhnt, und zu gemächlich, um erst im hinsinkenden Alter in neue Ansichten einzugehen, hat er keinen angelegnern Wunsch, als daß alle Andere sich seiner Denkweise fügen. Nachdem er so lange Andere gelehrt hat, will er nicht gerne in einem Alter von 50 — 60 Jahren wieder Schüler werden, und sich der vermeinten Schande Preis geben, noch zu lernen. Er findet es kürzer, ein neues System zu verschreien, als zu erforschen.

Es hat mit den Religionszänkereien ein eigenes Bewandtniß: je unerheblicher der Gegenstand ist, mit desto mehr Erbitterung werden sie geführt. Schon oft, sagt Mathisson, sind mir dabei die Sekten des Omar und Ali eingefallen, deren eine die Abwaschung vom Ellenbogen, die andere aber von den Fingerspitzen anfängt. Wer die Gottheit, Vorsehung und Unsterblichkeit wegläugnet und

aller Sittlichkeit Hohn spricht, hat einen ohne Vergleich leichtern Kampf mit den Zionswächtern zu bestehen, als wer es wagt, die Befugnisse der Hierarchen nach dem Kirchenzweck zu ermessen, oder es unschicklich findet, mit dem Volke in einer fremden Sprache zu beten. So lange es in der christlichen Kirche nicht anders wird, dürfte es noch immer schwer halten, den erforderlichen Schwerpunkt zu finden, damit die gährende Masse sich setzte.

Wir fehlen Alle, nur jeder anders. Wer bey Menschen auf Einheit der Ueberzeugung dringt, fordert das Unmögliche, und vergißt, daß sie Menschen sind. Abweichende Meinungen sind die natürliche Frucht unserer Geistesbeschränktheit. Jeder urtheilt nach seiner Fassungskraft, die nicht bey allen gleich ist. Daher kam's, daß sogar die Apostel nicht immer einig unter einander waren. Die gleichen Sätze wurden in der christlichen Kirche bald bestritten, bald vertheidiget. Es gab eine Zeit, wo selbst die römische Kirche arianisch war. Man stritt über Prädestination; man schlug sich für und wider den heiligen Geist ꝛc. Das bloße Namensverzeichniß jener mehr oder weniger vom dermaligen kirchlichen Lehrbegriffe abweichenden Meinungen würde ein Buch füllen.

Aus der Conciliengeschichte ergibt sich, daß sie von jeher wenig geeignet waren, Einheit in die Ueberzeugung zu bringen. Kirchliche Partheien und verschiedene Glaubensgenossenschaft hat es von jeher unter den Bekennern Jesu gegeben, und wird es ohne Zweifel auch immerdar geben. Sie entstanden frühzeitig, und konnten nicht ausbleiben. Denn die Menschen befanden sich auf zu verschiedenen höhern und tiefern Standtpunkten, um von einer Sache vollkommen gleiche Ansichten zu haben. Jesus sprach seine Lehren meistens rein aus; doch hüllte er sie oft in bildliche Vorstellungen, in mancherlei Gleichnisse

ein, um übersinnliche Begriffe einem sinnlich denkenden Volke faßlicher zu machen. Wenn nun in spätern Zeiten fromme Bibelleser die Redensarten Jesu falsch verstanden, wenn sie für Wahrheit hielten, was blos Einkleidung seyn sollte: wie natürlich war es, daß sich über dieselbe Sache die Meinungen theilten? aber zugleich wie unnatürlich, daß in der Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten die Liebe untergieng? — Verräth es nicht große Rohheit, wenn Menschen, die sich alle zur Religion der Liebe bekennen, die alle zum gleichen Vater im Himmel beten, sich tadeln, und hassen, und verfolgen, weil sie einander nicht gleichstehen, nicht zur gleichen Ansicht sich erheben können? — So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung und einerlei Lebensart möglich ist, so wenig, und weniger noch, wird jemals auf Erden einerlei Kirchenparthei statt finden, auch wenn sich einst alle Knie im Namen Jesu beugen werden. Verschiedenheit der Meinungen ist so natürlich, als Verschiedenheit der Geisteskräfte, der Gelegenheit, zu ihrer Entwicklung und des Temperaments. Wer das Wesen der Religion rein auffaßt, wird bey aller Verschiedenheit der Meinungen gegen Jedermann sein Herz den sanften Empfindungen des Wohlwollens öffnen. Wo Glaube und Liebe den Brennpunkt bilden, um den sich das religiöse Leben in fester Bahn bewegt, da droht so leicht der brüderlichen Eintracht keine Gefahr. Man sollte nie vergessen, daß nicht das Glaubensbekenntniß, nicht Taufe, nicht Kirche zum Christen mache, sondern das Christenthum im Herzen, und das Christenthum in der gottgefälligen, wohlwollenden, liebreichen That.

Nur Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke, als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nö-

thigen, sich ihren Launen zu fügen. Hätten diese zwei Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, längstens wäre er zur ungeheuren Wildniß geworden. Zum unverkennbaren Glücke wird die Welt im Ganzen von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen, weil er stark, und die Bösen, weil er gut ist. Wo das Recht zu prüfen gilt, ist Unduldsamkeit die größte Inconsequenz. Wer unbefangenes Recht im Denken und Forschen anspricht, muß dasselbe Recht in jedem andern ehren. Diese Behauptung hat besonders im Gebiete der Religion ihre Anwendung. Man sollte indessen eben so wenig sagen, daß man den Glauben duldet, als man sagen darf, daß man die persönliche Freiheit und andere Rechte des Bürgers duldet. Für unveräußerliches Befugniß ist das Wort entehrend. Man soll eigentlich fremde Ueberzeugung nicht dulden, sondern achten und ehren, auch wenn man sie nicht zu der seinigen machen kann; man soll am Andern auch, was abgeschmackt scheint, nicht leichtsinnig herabwürdigen, so lange es ihm Mittel zu höhern Zwecken ist. Die Gewissensfreiheit zu achten, ist eine Pflicht jeder Regierung, und diese bezeugt keine Herablassung, keine Gnade, keine Duldung, indem sie ihre Pflicht erfüllt.

Bittere Glaubensfehden, entzweiende Meinungskämpfe, Grollen gegen Andersdenkende sind mit dem heutigen Zustand der Gesellschaft, mit ihrer Aufklärung und dem Charakter der neuen Staatseinrichtungen unverträglich. Nach dem gleichen Schutz, unter dem jede Religionsform steht, hätte der Rabbine das Recht gegen die Christen zu predigen, wenn man dem christlichen Prediger gestattet, gegen das Judenthum ein Geschrei zu erheben. Greift der katholische Priester den protestantischen Religionslehrer an,

so darf dieser ein Gleiches. So wäre es aber um den innern Frieden geschehen. Durch Spott, Lästerung, Verfolgung, Verbannung, Kerker, Tortur, Galgen und Rad, und Vertilgungskriege können wohl zuweilen freisinnige Wahrheitsforscher verschüchtert und zum Schweigen gebracht, Kirchenpartheien, die mit der herrschenden nicht eines Sinnes sind, können niedergehalten und in die Enge getrieben, das Umsetzen gewisser Lehren, die dem bestehendem Systeme nicht zusagen, kann erschwert werden: aber die Religion selbst kann dadurch unmöglich gewinnen; sie muß im Gegentheil verliehren, wo sie unter der Vormundschaft rasender Fanatiker steht; sie muß zum Aberglauben entarten, wo man aus der Theologie eine Werkstatt der Zwietracht, und aus der Kanzel eine Marktschreierbude macht. Der Geist, welcher im Evangelium athmet, ist nicht unterdrückend, ausschließend und unverträglich; was müßte man von einer Kirche denken, wenn ein ganz entgegen gesetzter Geist sie beseelte', und wenn sie mit Gewalt das Bekehrungswerk triebe? Sie möchte sich sehr irren, wenn sie wähnte, den Scepter der öffentlichen Meinung dermalen eben so leicht zu zerbrechen, als sie einst so manchen andern zerbrochen hat.

Wohin Beschränkung der Denkfreiheit, Gewissenszwang, Geistesdruck führen, ergibt sich aus der Geschichte jener Reiche und Länder, wo es zur Regenten-Maxime gehört, auch über Glauben zu gebieten, den Geist durch Polizeigesetze auf die Schranken des Herkommens einzubannen, und Andersdenkende unerbittlich durch Schwerdt und Feuer zu vertilgen. Es steht mit der Wahrheit schlecht, die nicht mit ihrem eigenen Licht leuchtet, und der Flamme des Scheiterhaufens bedarf, damit es in dem Verstande der Menschen helle werde. Keine Verwirrung war je größer und schädlicher, als der Glaube, Urtheile,

Gesinnungen und Ueberzeugungen befehlen zu können. Auf diesem Irrthum beruhten jene blutigen Religionsverfolgungen, in welchen Millionen Menschen ihren Tod fanden, weil sie sich einen Glauben nicht wollten aufzwingen lassen, dem die innere Ueberzeugung fehlte. Nur Tyrannen, wie Philipp II., nur Tyrannenknechte, wie die Alba's, nur Inquisitionsgerichte, wie die zu Toledo und Madrid ꝛc., nur Großmeister dieses Blutgerichtes, wie die Torquemada konnten auf den Einfall kommen, auch das Geisterreich ihrer Allgewalt unterwerfen zu wollen. Jene bedachten wohl nicht, daß es leichter sey, hunderttausend Menschen in die Schlacht zu führen, als den Verstand eines Ueberzeugten zu zwingen; und diesen mochte wohl nicht einfallen, daß Ueberzeugungen keinem Gerichte unterstehen.

Nichts empörte den denkenden Menschen von jeher mehr, als Geistesdruck. Aufrecht, nach dem Licht der Sterne hinsehend ist der Mensch geschaffen, daß er wahr sey, und das Wahre erstrebe. Sein Herz muß in Aufruhr kommen, so Jemand es wagt, den natürlichen Gang seines Geistes zu hemmen. Das veranlaßte den unvergeßlichen Johann von Müller zu sagen: „ich verabscheue alles, was mir Fesseln anlegen will. Alles Große erstickt unter einer **Formula concordiae**, und einem **Symbolum: Quicunqu. etc.**“

Das erste Recht, das der Mensch hat, ist das Recht des Eigenthums, das Recht des Erwerbs; und der schrecklichste Druck ists, den Erwerb des Geistes, und dadurch die Verbesserung hindern. Erwerb des Geistes ist Wahrheit; sie ist seine Nahrung, sein Eigenthum. Unter allen Wahrheiten die heiligste ist die Wahrheit der Religion. Wer dürfte es, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, sich anmaßen, auf dem Wege zu ihr den Wanderer

den Fuß zu lähmen, oder ihn durch irgend eine Barriere zum frühzeitigen Stillstand zu bringen? — Ferne sey es also, daß wir irgend Jemanden ein Zwangrecht über unsere Einsichten, ein Bewegungsrecht unserer freien Untersuchungen, oder ein Strafrecht, wenn wir auf Abwege des Irrthums gerathen, zugestehen sollten! — Wo vom Glauben die Rede ist, da gilt kein Gebot. Der Geist der Wahrheit, der in Sachen des Verstandes keine andere Entscheidung, als nach Gründen, in Angelegenheiten des Gewissens nur den Kanon seiner reinern Einsichten annimmt, und nach der Ueberzeugung handelt, daß jeder für sich selbst Gott Rechenschaft geben müße, und daß am Tage der Verantwortung, über den Gebrauch unserer Kräfte zur Veredlung durch Wahrheit und Güte, weder Kirche noch Staat für uns einstehen werden, dieser freie Geist der Wahrheit fühlt tief sich gekränkt durch jede Beschränkung des Denkens, durch jedes Verbot, über die alte Grenze des Wissens hinaus zu gehen, und durch jeden Widerstand, womit man ihm das Vorwärtskommen im Reiche Gottes unmöglich machen will.

Alles läßt sich erzwingen, nur nicht Ueberzeugung, alles gebieten, nur kein Glaube. Wo Vernunft und Gewissen allein das Entscheidungsrecht haben, da kann die Gewalt höchstens Heuchler machen; bemerkte richtig der fromme Fenelon. Der Irrende, den man durch Zwangmittel zum Glauben treiben will, wird sich entweder hinter die Maske der Verstellung stecken — und im Innern gar nichts glauben, oder in seiner Behandlung einen Beweiß von der Unwiderleglichkeit seiner Meinungen sehen, und nur desto geschäftiger in seiner Proselytensucht werden. Die Vorliebe zu eigenen Meinungen wird durch Widerspruch und Widerstand stärker. Auch bestättiget es die Geschichte, daß die unklugen Regenten durch Zwangmittel ge-

gen Irrende wider ihre eigene Absicht ins Feld gezogen, und denen von ihnen gehaßten Meinungen nur noch die alles besiegende, und alles für sich gewinnende Macht und Kraft der Schwärmerei zur Stütze gaben. Die Rechthaberei wich der Gewaltthätigkeit noch nie, sondern wurde oft schon dadurch zur fanatischen Wuth gesteigert, welche um so hartnäckiger wurde, weil ihr die Hoffnung werdender Martyrpalme zur Seite gieng.

Zu allen Zeiten war Glaubenszwietracht verderblich, und neben ihr konnte kein Völkerglück blühen, weil sie den Gemeingeist an der Wurzel tödtet, was der selige Haller mit nachstehenden Versen schöner sagt:

Wo Glaubenszwietracht herrscht, stehn Brüder gegen Brüder.
Ein angenommener Satz, den nichts als Glauben stützt,
Wird bald von einem Theil sogar mit Blut beschützt.
Die Alten schrien schon, entbrannt mit heil'gen Flammen,
Der ist des Todes werth, der ehrt, was wir verdammen:
Die Nachwelt, angesteckt mit ihrer Ahnen Wuth,
Pflanzt Glauben mit dem Schwerdt, und dünget sie mit Blut.
Hat nicht die alte Welt, nur weil sie anders glaubte,
Die neue wüst gemacht? Wie manchem hohen Haupte
Hat eines Heil'gen Arm den Stahl ins Herz gedrückt,
Den itzt ein Volk verehrt, und auf Altären schmückt? —
Ein mißgebrauchter Fürst taucht seine Siegesfahnen
In Kessel voll von Blut getreuer Unterthanen,
Die nicht geglaubt, was er, und gern zum Tode gehn,
Für einen Wörterstreit, wovon sie nichts verstehn.

Wer wird nicht ungehalten bey der Erinnerung, daß die verschiedenen Kirchenpartheien, die so eben den heidnischen Verfolgungen entkommen waren, und kaum frei zu athmen anfingen, wie wilde Thiere übereinander hergefallen sind, und im Kampfe für die Oberhand sich alle Arten von Gewaltthaten erlaubt haben? Wer entsetzt sich nicht über die Blutströme, welche sich im dreißigjährigen Kriege

über das deutsche Vaterland nach allen Richtungen ergossen haben, weil im Kampfe der Meinungen keine Parthei der andern nachgeben, jede die andere mit Gewalt zu sich hinüber ziehen wollte? Wer wird nicht von Unmuth ergriffen, wenn er in der französischen Geschichte liest, wie schwache Könige, um Maitressen und Günstlingen gefällig zu seyn, der Religionsverfolgung freies Spiel ließen; wenn seine Blicke auf die abscheulichsten Grausamkeiten fallen, die vom Bürgerkriege unzertrennlich sind, dem der Hof durch mildere Behandlung der Hugonotten hätte vorkommen können; wenn er in und nach der unglücklichen Bartholomäusnacht auf königlichen Befehl in der Hauptstadt und im ganzen Reiche über 30,000 Menschen durch Meuchelmord hinopfern sieht, die kein anderes Verbrechen auf sich hatten, als Widersetzlichkeit gegen Lehren, denen die innere Ueberzeugung mangelte; wenn die Geschichte ihm sagt, daß auf erhaltene Nachricht dieser schrecklichen Ereignisse zu Rom die Kanonen gelöset, vom heiligen Vater zum Dank ein Jubeljahr ausgeschrieben, und Processionen nach der Ludwigskirche angeordnet worden seyen? — Wie leicht wird der Mensch am Heiligsten irre, das von der Leidenschaft so schändlich mißbraucht wird? — Wie kann er eine Religion liebgewinnen, die man ihm mit Verläugnung aller Liebe aufdringen will? — Man betritt verkehrte Wege, wenn man die Religion der Liebe durch Verfolgung in Aufnahm zu bringen versucht.

Man sollte es nicht glauben, wenn es nicht die Geschichte verbürgte, daß Unduldsamkeit erst in der christlichen Kirche sich ansiedelte. Unter den heidnischen Griechen und Römern war Religionszwang unbekannt: keine Religion, die nicht den Staat angriff, wurde verfolgt. Der Tod des Sokrates ist das einzige Beyspiel aus damaliger Zeit, daß ein Mensch wegen seinen Meinungen zum Tode ver-

urtheilt wurde. Aber das Volk von Athen bereute bald nachher seine That; die hämischen Ankläger des Weisen wurden nach Verdienst bestraft, und sein Andenken blieb in Ehren. Die Juden, damals die einzigen, welche vom herrschenden Götzendienst abwichen, wohnten überall sicher und friedlich neben den Heiden, so lange sie sich willig und ohne böswillige Umtriebe den bestehenden Landesgesetzen, und der herkömmlichen bürgerlichen Ordnung fügten. Die Geschichte erwähnt nur seltener Ausnahmen. So blieb es noch lange nach Einführung des Christenthums: Juden und Christen konnten allenthalben frei ihrer Ueberzeugung leben; und nur erst, als es den Feinden der letztern gelang, ihre Bürgertreue zu verdächtigen, und sie des Beginnens zu beschuldigen, mit Untergrabung der Landesreligion zugleich die wohlhergebrachte Landesverfassung umzuwerfen: traten jene grausamen Verfolgungen ins Leben ein, welche Jahrhunderte lang die Erde mit dem unschuldigen Blute erschlagener Christen färbten.

Da der wahre Christ verträglich ist, und gerne Andern gestattet, was er für sich verlangt; so hätte das Verfolgen in der christlichen Kirche nie Sitte werden sollen. Die milde sanfte Lehre Jesu ist nicht dazu gemacht, die Gemüther der Menschen zu unnachgiebiger Wuth gegen Andersdenkende zu entflammen; ihre Bekenner, berufen, einer des andern Füße zu waschen, sollen nicht Andern den Fuß auf den Nacken setzen, welche mit ihnen nicht die gleiche Ueberzeugung theilen ꝛc. Das Christenthum will nicht aufgedrungen, sondern gekannt, mit stiller redlicher Prüfung unpartheiisch beurtheilt seyn; es verlangt einen festgesetzten, ernsten, vertraulichen Umgang, wenn es die Seele mit dem hohen Gefühl seiner Göttlichkeit begeisternd erfüllen, wenn es die befestigte Ueberzeugung seines Werthes im Herzen zurücklassen soll. Andere, sagt

ein großer Weiser neuerer Zeit, sind zu ihrem Glauben so gut berechtigt, als ich zu dem meinigen. Es ist zur Glückseligkeit des Menschen unbedingt nothwendig, daß er gegen seine eigenen Gedanken und Gesinnungen Treue und Glauben beweise. Der Unglaube besteht nicht darin, daß man dieses oder jenes für wahr halte, oder nicht für wahr annehme; er besteht vielmehr im Widerspruche des Thuns mit dem Bekenntnisse, oder mit dem, was man zu glauben vorgibt.

Hätte man das immer beherziget: nie wäre Christen, nachdem ihre Religion die herrschende geworden ist, zu Sinne gekommen, an den Heiden das Vergeltungsrecht zu üben, oder über Glaubenszwiste einander selbst zu mißhandeln, und gleichsam mit Feuer und Schwerdt die gleiche Ansicht einzuätzen; blutige Religionskriege, die Jahrhunderte lang Länder und Völker in Furcht und Schrekken setzten, und in welchen so manches blühende Reich untergieng, wären unerhört geblieben, und die christliche Liebe wäre nicht so oft der angeblichen Rechtglaubigkeit, deren jede Parthei sich rühmte, zum Opfer gebracht worden. Man kann nicht ohne Unmuth so manche große Ruine ansehen, welche von damaliger Erbitterung zeugt, womit einst die Religionskriege geführt wurden! Es ist traurig, um Dinge zu hadern, die dem menschlichen Verstande zum Theil ewig verborgen sind, und zum Theil nichts zur Vervollkommnung unsers Geistes und zu seiner endlichen Beseligung beytragen können. Jesum lieb haben, sagte schon Paulus, ist besser, denn alles Wissen. Welchen Werth kann in der That der Glaube haben, wenn aus ihm nicht Liebe hervorgeht? Selbst die Heiden spotteten daher öffentlich über die Zwistigkeiten der Christen, und nahmen daraus einen Beweis gegen Werth und Wahrheit der christlichen Religion. Es giebt vielleicht keine einzige Gemeinde,

wo ganz dieselben Religionsbegriffe im Umlaufe wären, die man in der nächsten Gemeinde, in dem benachbarten Hause findet. Ueberall ist das Wahre und Falsche mit einander vermischt: man findet neben dem Bessern und Brauchbaren manchen Irrthum, manche unrichtige Vorstellungsart; neben dem Glauben manchen Aberglauben; und was zur Verwirrung noch beyträgt, so ist das Wahre mit dem Falschen, der Glaube mit dem Wahn, oft so fest verwachsen, daß man diesen kaum angreifen kann, ohne Gefahr, zugleich jenen zu zerstören, und so auf dem Acker der Kirche Waitzen und Unkraut mit einander auszureißen. Verwundern muß man sich also, wie es je möglich war, auf den sonderbaren Einfall zu kommen: der Menschen ewiges Heil hange von Einheit der Ueberzeugung ab, die bey so unendlichen Abstufungen der Geisteskräfte und ihrer Entwickelung schon gar nicht möglich ist, und eben darum nicht im Plane Gottes liegen kann.

Der Glaube jedes Menschen ist sein schönstes Heiligthum. Dieser Glaube, sey er nach Maßgabe der Kenntniß und Geisteskraft des Besitzers vollkommener oder unvollkommener, ist ehrwürdig und gut, so bald er ehrwürdige und gute Früchte bringt; und wir handeln ungerecht, wenn wir ihm diesen Glauben nehmen, und dafür den unsrigen aufdringen wollen. Er ist gewöhnlich schon in früher Jugend der Aussaat des ersten Unterrichts entsprossen, nachher aber, weniger durch wörtliche Belehrung, als durch Schicksale, durch Nachdenken und zufällige Lichtblicke beym Lesen oder Hören mit Zunahme der Jahre vollständiger geworden; er ist meistens tief in die Erinnerungen, oft in die liebsten seiner Kinderjahre eingewurzelt, ist mit allen seinen Vorstellungen, Gefühlen und Neigungen innig verschlungen; er füllt sein ganzes Gemüth aus. Ihn bekehren, und ihn ganz und gar zu einem an-

dern Glauben bringen wollen, heißt seine innere Welt, sein wahres Leben zerstören, und ihm einen Geist einhauchen wollen, der ihm nicht eigenthümlich ist. Bekehrungen der Art hatten auch wirklich von jeher wenig Bestand. Gewöhnlich bleibt der Bekehrte, wer er war, besonders wenn die Bekehrung auf nicht ganz lautern Antrieben beruht. Er kann äußerliche Zeichen, nicht sein inneres Wesen ändern; er kann vielleicht einzelne Theile von der Vorstellungsart eines Andern in sich aufnehmen, und mit seinen übrigen Begriffen gleichsam verschmelzen, aber nicht seine gesammte Vorstellungsart, wie ein Kleid, austauschen. Sehr häufig kann man dagegen wahrnehmen, daß die Neubekehrten, deren Ueberzeugungen man zerstört hat, nachher viel schlechter werden, als sie vorher waren, oder daß sie in spätern Jahren reuig zur Religion ihrer Jugend zurückkehren, oder auch daß sie, durch bürgerliche Vortheile gereitzt, die niedrige Heuchlerrolle übernehmen, und gegen ihr schreiendes Gewissen bis an ihr Lebensende fortspielen. Das Proselytenmachen hat noch selten gefrommt, am allerwenigsten, wenn den Mangel der bessern Belehrung Zwangmittel ersetzen mußten.

Man sollte nie vergessen, daß Religion weniger in Meinungen, als in Gesinnungen bestehe, und mit Gottergebenheit in eines zusammenfließe, welche auch neben ungleichen Ueberzeugungen statt findet; und daß es darum eigentlich nur eine Religion gebe, die in verschiedenen Formen sich ausprägt. Wer es redlich mit Gott meint, und recht thut, der darf nicht besorgen, daß nicht seine Religion die wahre sey. Auf dieser Ansicht der Religion beruht das große Wort der Duldung, und der Freiheit des Urtheils, das zuerst von Locke ausgesprochen, nachher von Montesquieu verkündigt, und endlich von Nord-Amerika, Friedrich II., Joseph II. und Katharina in die Gesetz-

gebung eingeführt ward. Ohne diese Freiheit erstarrt in streng abgeschlossenen Formen das eigentliche Leben des Geistes, und der Mensch wird entweder stumpfsinnig, oder die Schwärmerei bemächtigt sich der unterdrückten Idee, und zündet die Fackel des Fanatismus an, um vollends den Tempel der Vernunft in Schutt und Asche zu legen. Religion ist unter jeder Form ehrwürdig, wenn durch sie der Mensch besser wird, und dadurch allein erhalten Pfeffels Worte ihre Erklärung:

„Religion als Meinung ehre
Auch dann, wenn Irrthum in die Lehre
Der Priesterschaft sich stahl. Es ist der Menschheit Loos,
Ihr eignes Werk in Gottes Werk zu flechten.
Wir stellen uns dem Haß der Menge blos,
Wenn wir mit Vorurtheilen rechten."

Duldung, wie man nun einmal das Wort nimmt, ist mit Gleichgültigkeit gegen alles Wahre, und Gute und Schöne nicht einerlei. Der Christ soll fest an das sich halten, was er als wahr und gut und schön erkennt; er darf bescheiden das Gegentheil durch haltbare Gründe bestreiten, und die Bosheit durch gesetzliche Mittel bekämpfen; er darf seine Beweise der Welt vorlegen, die ihn bestimmen, seinem Glauben den Vorzug zu geben: nur erlaube er sich keine bittern Ausfälle gegen Andersdenkende, und entziehe ihnen seine Liebe nicht. Niemand irrt vorsätzlich, und Irren ist menschlich: kann daher nie zum Haß und harter Behandlung berechtigen. Wahre Duldung geht aus der Achtung der Menschenwürde hervor, die an Keinem zu verkennen ist: darauf hat also auch der Fehlende Anspruch. Die Person ist mit dem Fehler selbst nie zu vermengen. Man kann eine Person lieben und mit ihr verträglich seyn, ohne eben gefällig ihren Fehler in sich aufzunehmen. In dem Höchsten und Tiefsten irren ist

unstreitig menschlicher, als sich nie von dem flachen Bo-den elender Sicherheit versteigen, und Irren aus Grün-den ohne Vergleich verzeihlicher, als blind Glauben ohne Gründe. Das Vermögen zu fehlen konnte den Menschen die Gottheit selbst nicht nehmen: wie unnatürlich ists al-so, wenn Menschen einander wegen Fehlern zürnen, oder sich wohl gar wechselweise unerbittlich verfolgen?!

## 11. Kirche.

Jesus stiftete die christliche Religion, einen reinen Tugendbund; er wollte durch seine Religion die hilflosen Systeme unzähliger Sekten vernichten, und die Menschen, welche in der Verwirrung ihrer Religionsbegriffe sich groben Lastern überlassen hatten, zur Pflicht zurückführen, und ihnen durch Gottergebenheit und Tugend zur Beseligung einen sichern Weg anbahnen. Das Heilige sollte nicht ferner unter veralterten Formen erstarren, nicht untersinken im Zeitenschlamm, sondern als eine Kraft im Gemüthe wieder in ursprünglicher Würde und Schönheit sich offenbaren. Liebe zur väterlichen Gottheit war das Fundament, auf welchem er das Gebäude unserer Heiligung aufzuführen sich vorgenommen hatte; ihn leitete bey seinem Unternehmen die feste Ueberzeugung: der Vater im Himmel könne den unmöglich verwerfen, der ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens umfaßt. Wie das Licht der Sonne für die Erde, so sollte das Licht seiner himmlischen Lehre ein ewiges Gemeingut für die Menschen bleiben, und ihnen den Weg ans hohe Ziel ihrer Bestimmung erhellen.

Weiter reichte zur Zeit noch seine Absicht nicht: er hatte nur Erlösung der Menschen von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen. Vereinigung der Menschen zu einer einzigen sichtbaren Kirche lag nie in seinem Plane, und konnte auch nicht darin liegen, weil Einheit des Lehrbegriffes, und völlige Einförmigkeit der öffentlichen Gottesverehrung bey der Gesammtheit der Men-

schen so lange unmöglich ist: so lange nicht Allen die gleiche Kraft und Fähigkeit inwohnt, das Wahre und Gute zu erfassen; so lange ganze Völker, wie einzelne Menschen, auf ungleichen Stufen der Geistesbildung stehen; und so lange wahr bleibt, daß der uferlose Ozean des göttlichen Alls desto unendlicher vor uns sich ausbreite, je tiefer wir in demselben vordringen. Nur die innere Verehrung Gottes ist fest und unabänderlich: eine unschuldige Seele, ein unschuldiges Leben ist und bleibt der einzig wahre Gottesdienst. Mit der äußern Gottesverehrung ist es anders: sie hängt, wie von Ort und Zeit, so von der Gesittung der Völker ab. Einheit des Heiligsten heischt nicht nothwendig Einheit der Form: in jeder lebendig dargestellt, bleibt es ehrwürdig. Religion ist etwas anderes, als Religionsmeinungen, und Religionsgebräuche; es gibt nur eine Religion, aber unzählige Religionsmeinungen und Religionsgebräuche. Einheit und Unveränderlichkeit gehören einzig der Religion an; im Reiche der Meinungen ist Verschiedenheit so natürlich, als im Reiche der Völker Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche. Glaubensansichten erhellen sich mit wachsenden Geisteskräften. Die Vorstellungsweise eines rohen, gedankenarmen Wilden kann nicht diejenige eines geistvollen und gebildeten Mannes seyn. Bey aller Einheit der Geistesrichtung auf Gott, Ewigkeit und Tugend, kann Einheit in den Ueberzeugungen und in der Art der sichtbaren Gottesverehrung mangeln. Geisteskräfte, Gelegenheit sie zu entwickeln, Erziehung und Unterricht, Temperamente und Leidenschaften, Himmelsstriche und Klimate, Regierungsarten und Landesverfassungen, und so manche andere Umstände, die auf den Menschen ihren Einfluß behaupten, und seinem Geiste und Herzen Ton und Richtung geben, sind viel zu verschieden, als daß nur die Möglichkeit ge-

dacht werden könnte, daß alle Menschen in den Vorstellungen und in der Handlungsweise genau mit einander übereinstimmen. Wer menschliche Seligkeit an Einheit der Glaubensmeinungen bindet, fodert das Unmögliche; so ists mit der Art der öffentlichen Gottesverehrung. Das Wesentliche aller Religion: Glaube an Gott, dem Alle zugehören, nach welchem alle Herzen sich hinwenden; Glaube an Tugend, die Allen zur strengen unerläßlichen Pflicht gemacht ist; und Glaube an Unsterblichkeit, und einen künftigen Zustand ewiger Vergeltung ꝛc., sagt dem Menschen auf jeder Bildungsstufe zu. Anders ists mit spitzfindigen Lehrbegriffen, worüber selbst die Gelehrten von jeher mit einander im Kampfe lagen. Der wahre Glaube besteht doch wohl nicht einzig darin, daß man dieses oder jenes für wahr halte, und daß man seinen Geist auf eine bestimmte und geschlossene Summe von Lehrsätzen einbanne, sondern recht eigentlich darin, daß man gegen seine eigenen Ueberzeugungen und Gesinnungen Treue und Glauben (fidem) beweise. Nicht die Summe der Lehrsätze, sondern ihre treue Befolgung bestimmt des Glaubens Werth. Derjenige Glaube ist der beste, der die besten Früchte bringt. Glaube ist dann erst rechter Art, wenn er lebendig in Gefühlen und Gesinnungen und Thaten zugleich sich offenbart. Der Christ muß sich eben so bestimmt und eifrig gegen die Ketzereien des Herzens, wie gegen die des Kopfes, erklären. Wo Liebe nicht die schroffen Scheidewände der verschiedenen Religionenspartheien niederreißt, da ist der Glaube ein Wort ohne Kraft und Leben; er ist, was Ehre ohne Tugend; er trennt die Gemüther, anstatt sie zu verbinden. Unmöglich kann der Glaube göttlich seyn, der zum Haß, zur Verfolgung entflammt. Die Religion, welche Jesus umsetzte, muß sich mehr durch das Leben, als durch das Bekenntniß bewähren. Glau-

benszänkereien waren von jeher das Erzeugniß des Stolzes und der Thorheit; wie hätte Jesus dazu den Grund legen können? — Verfolgungsgeist muß einheimisch werden, wo Glaubenszänkereien an die Tagesordnung kommen; und wer sieht nicht ein, daß Verfolgungsgeist eben so zur Inquisition führe, wie Diebstahl zum Strassenraub? — Was ewig wahr und ewig gut ist, und unser Heil bedingt, muß klar und offen vor unsern Augen da liegen; was Jedermann glauben soll, um selig zu werden, muß auch Jedermann hell, wie das Sonnenlicht vorschweben, und durch was immer für eine Art der Offenbarung oder Belehrung zu seiner Fassungskraft niedergezogen werden können.

Religion und Religionsart sagen nicht das gleiche, so wenig, als Sache und Form, Gedanke und Wort. So ists mit Christenthum und Kirchenthum; was von jenem gilt, kann nicht immer von diesem gesagt werden. Es gibt nur ein Christenthum, und dieses ist allein seligmachend; aber es kann unter verschiedenen Formen erscheinen, es kann verschiedene christliche Kirchen geben, die im Lehrbegriff und in andächtigen Gebräuchen von einander abweichen. Jede ist ehrwürdig, wenn in derselben das Christenthum selbst rein in das Leben der Bekenner eingeht. An ihren Früchten erkennt man die wahren Christen in jeder Glaubensgenossenschaft.

Je weniger Dogmatik, desto mehr gewöhnlich Religion. Die Verwechselung beider Begriffe war von jeher die Quelle aller Ketzerfehden. Dogmatik beruht meistens auf Träumen kranker Asketen, und schwankt auf dem Meere scholastischer Subtilitäten umher, von welchen Jesus nichts wußte, weil sein Geist durch keine Schulweisheit verschoben war. Nichts hemmt mehr den kühnen Flug des menschlichen Geistes, als Dogmatik; wo sie ihre Rechte

behauptet, da muß der denkende Kopf entweder an der Orthodoxie anstossen, oder Rechtglaubigkeit heucheln. Jesus war kein Dogmatiker, und was er lehrte, darf eben, um Eingang zu finden, nicht systematisch geordnet werden. Hätte er seine Religion zu einer bloßen Angelegenheit des grübelnden Verstandes machen wollen, und wäre es ihm mehr darum zu thun gewesen, die öffentliche Gottesverehrung zu regeln, als die Menschen durch Liebe und kindliche Folgsamkeit mit Gott in nähere Verbindung zu bringen: er hätte eine ganz andere Sprache führen müssen. Zum Glück der Welt war er andern Sinnes, als die nachherigen Theologen, die dem Christenthum mehr geschadet haben, als das ganze Heer der Spötter und Zweifler. Sie klapperten immer mit dem hochtönenden Worte: Wahrheit, und blieben Fremdlinge in ihrem Gebiete, vom müssigen Spekulationsgeiste irregeleitet. Wahrheiten, die nicht Tugend beleben, Lehrmeinungen, die nur zum Stolz, zum Haß, zur Streitsucht entflammen, sollten in ein anderes Gebiet verwiesen werden! —

Der Zweck Jesu bey Umsetzung seiner Religionslehre war, die Menschen auf dem Wege der Besserung zu Gott zu führen, ihren Neigungen und Handlungen aufs Heiligste eine feste Richtung zu geben. Daß seine Religion in der Welt sich festsetze, ausbreite und erhalte, daß sie unter irgend einer Form versinnlicht erscheine: das mußte freilich in seinem Willen und Wunsche liegen, weil eine Religion, von aller sichtbaren Form entkleidet, nicht für den Menschen, am allerwenigsten für ein ganzes Volk taugt. Das heilige Feuer flammt nicht von selbst auf; es muß geweckt und angefacht, ernährt und gestärkt werden. Allein so nothwendig bey den Menschen Jesus eine Form fand, in welcher das Heiligste sich auspräge: die Organisation dieser Form selbst, und ihre weitere Ausbildung, die eigent-

liche Begründung und Einrichtung einer sichtbaren Anstalt zur sittlich religiösen Menschenbildung nach den hohen Forderungen seiner Religion, die Stiftung einer Kirche, welche die Wahrheiten der Religion als Lehrbegriffe festhalte, entwickle und ausbreite, die Ideen der Religion versinnliche, und die im Herzen ruhenden frommen Gefühle und Ahndungen durch Cultus und Symbole, durch das lebendige Wort des Lehrers, und durch die Macht der Kunst anrege und belebe; das alles überließ er ganz dem jedesmaligen Gefühle der Nothwendigkeit, und dem bedächtlichen Ermessen der Männer, die von ihm auserwählt waren, an dem Reiche Gottes fortzubauen, wozu er das Fundament gelegt hatte. Ausser einigen stillen Winken, die er ihnen gelegenheitlich geben mochte, blieb ihnen freie Hand, nach Gutbefinden sichtbare Einrichtungen zu treffen, wie es Orts- und Zeitbedürfnisse erheischen, und der Denkungsart der Nationen angemessen ist, welche einst im Christenthum ihr Heil suchen würden.

Sich bey solchen Einrichtungen selbst die Hand zu binden, und Formen, die in allen ihren Theilen unwandelbar bleiben sollten, fest zu setzen, das konnte wohl den Jüngern Jesu nicht in den Sinn kommen, weil sie wohl wußten, daß nichts Sichtbares, in der Zeit entstanden, so nützlich und heilsam es im Anfange seyn mag, gedacht werden könne, das nicht endlich durch eingeschlichene Mißbräuche befleckt und entstellt, oder bey veränderten Umständen und wechselnden Bedürfnissen nicht nur ganz entbehrlich, sondern sogar nachtheilig und schädlich werde; daß nichts Menschliches vollkommen, nichts unwandelbar sey; daß alles sich abnutze und verderbe, damit die Menschheit nie und in keinem Stücke der Thätigkeit entbehren und erschlaffen dürfe, damit sie fort und fort einreißen und bauen, und zu jeder Zeit, und in jedem Zeitabschnitt ihres Hier-

seyns durch eigene Anstrengung und mit eigener Freiheit der Vervollkommnung zustreben soll. Nach ihrer innersten Ueberzeugung war nur das bleibend, und keinem Zeitenwechsel unterworfen, was, eingegraben in den Geist, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt; nur das allein konnte im Strome der fortschreitenden Zeit nicht untergehen, was dem unsichtbaren Reiche des Geistes angehört, der unsterblich, wie Gott, ist; nur das eigentliche Christenthum, unabhängig von jeder bestimmten Form, erschien ihnen über jeden denkbaren Wechsel der Welt- und Zeitereignisse erhaben. Wenn sie also auch in der Folgezeit mit dem Bekenntnisse der christlichen Religion einen sichtbaren Verein der Bekenner zur gemeinsamen Gottesverehrung verbanden, und Gebräuche einführten, geeignet, daran manchen guten Gedanken und manchen frommen Vorsatz zu knüpfen: so hatten sie dabey einzig das Bedürfniß ihrer Zeit und die örtlichen Verhältnisse ihres eigenen Wirkungskreises im Auge, und überließen es der Nachwelt, die öffentliche Gottesverehrung nach ihrem Bedürfniß zu regeln, und der Kirche eine Verfassung zu geben, wie es veränderte Orts- und Zeitumstände erheischen. Die nachherige Geschichte rechtfertigte vollkommen ihr Benehmen, weil keine Kirche, selbst die katholische nicht ausgenommen, immer und ganz das blieb, was sie in den frühesten Jahrhunderten war. Durch ihr Verschulden sollte die Kirche nicht Hauptbegriff werden, nicht unter diesen die Religion folgsam sich schmiegen. Der neuere Geist erträgt nicht immer die alte Form; manche an sich gute, einst zweckmäßige und heilsame Institution überlebt sich selbst, und kann nachher nur zum großen Nachtheil fortbestehen. Ihnen war christliche Tugend Freiheit, keine ängstliche Zucht nach vorgeschriebenen Geboten über äußern Brauch, wobey gewöhnlich die Seele um so mehr am Adel verliehrt,

je grösser das Gewicht ist, das sie auf den Brauch zu legen pflegt. Im heiligen Gebiete des Christenthums geben nicht Gebräuche, sondern Gesinnungen und entsprechende Thaten den Ausschlag.

Der natürliche Hang der Menschen zur Gesellschaft, und die aus jeder Gesellschaft entspringenden Vortheile mußten indessen die ersten Bekenner der christlichen Lehre bald zu dem Entschluße leiten, sich zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung zu vereinigen. Ein solcher Verein ist, wie schon bemerkt wurde, das, was nachher Kirche hieß. Christenthum ist das Wesentliche, Kirche nur das Zufällige; Christenthum ist die Sache, Kirche nur die Form, nur darum nöthig, weil der Zweck des Christenthums an den Menschen ohne äusserliche Ordnungsregeln nicht erreicht werden könnte. Was unmittelbar zur innerlichen Vervollkommnung und Heiligung des Menschen beyträgt, das gehört in die Sphäre der Religion; was nur äusserliche Ordnung und Erbauung befördert, nur mittelbaren Einfluß auf das Innere des Menschen hat, ist Kirchensache, die also stets der Religion tief untergeordnet bleibt.

Das Heiligste im menschlichen Geiste, die Religion, die Liebe und Verehrung der Gottheit, äußert sich im Leben auf mancherlei Art, und jede ist ehrwürdig; so auch jede Kirche, die das Wesentliche der Religion festhält. Es gibt verschiedene christliche Kirchen; aber nur eine christliche Religion, und nur diese ist alleinseligmachend. Was vom Christenthum überhaupt gesagt werden kann, gilt nicht von jeder einzelnen Kirche; so wenig Wesen und Einkleidung, Sache und Form, Mann und Rock, Frucht und Schale einerlei Prädikate haben. Ein und dasselbe Christenthum ist der Kern aller christlichen Glaubenspartheien, ist die Lichtquelle, aus welcher alle Confessionen schöpften. Gleichwie die körperlichen Gestaltungen des

Menschen neben einerlei Vernunftgesetzen sehr verschieden seyn können; so die kirchlichen Formen neben dem gleichen Geist des Christenthums. Das hindert darum nicht, daß nicht endlich eine Heerde und ein Hirt werde; die erfreuliche Weissagung wird in Erfüllung gehen, wenn einmal, was nach unserer hohen Bestimmung nicht ausbleiben kann, die gesammte Menschheit vertrauensvoll und kindlich fromm zu einem Vater im Himmel betet, einen Welterlöser dankbar verehrt, von einem heiligen Geiste beseelt ist, eine Hoffnung im Leben und im Tode hat, und ein Gesetz erkennt und befolgt, das Gesetz der Liebe, was neben aller Verschiedenheit kirchlicher Formen möglich ist.

Möchte doch an die Stelle der oft so vergeblich gewünschten, versuchten und betriebenen Einheit der Kirche wahre Einigkeit der Kirchen treten! — Alle haben ja doch ein gemeinsames Ziel: sittlich religiöse Menschenbildung, Beseligung des Menschen durch Tugend, durch das erquickende Bewußtseyn redlich und freudig erfüllter Pflicht, durch Ringen nach Gottähnlichkeit. Jede Form gilt vor Gott, was der Geist aus ihr macht; jede ist Täuschung, wenn aus ihr der Lebensgeist entflieht. Nur das Unsichtbare, worauf das Sichtbare ruhen soll, kann diesem Werth geben. Todte Kirchlichkeit ist, was eine taube Nuß. Wer ein Leben nach Jesu Sinn führt, darf nicht verlegen seyn; er findet sein Heil in jeder Kirche, weil nicht die Kirche, sondern das Christenthum heiliget. Lactanz schreibt so wahr als schön: „Wahre Gottesverehrung ist, wo der himmlische Sinn sich Gott selbst zum unbefleckten Opfer hingibt.“ Jede Kirche ist ein erbarmungswürdiges, jämmerliches Institut, wenn sie ihre hohe Aufgabe, die Menschen nach Jesu Weisung zur Tugend zu erziehen, versäumt, und sie dafür durch todte Werkheiligkeit in dumpfe Gedankenlosigkeit einwiegt. Das Herz fühlt sich schmerzlich ver-

wundet, wenn das Heiligste der Menschheit, wenn die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Herzens wie eine kalte Hofetiquette behandelt wird. Auch wo alles in der Form dem Zwecke entspricht, bleibt doch das Wesen immer wichtiger, als die Form, die That wichtiger, als das Wort, die Liebe und die Tugend wichtiger, als Meinen und Glauben. Nur Eines ist dem Christen unentbehrlich: nicht das Festhalten am Lehrbegriff und an den Gebräuchen einer Kirche, sondern das Denken und Handeln im Geiste Jesu. Religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken sind leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst. Mir schrieb der unvergessliche Pabst Gangamelli nachstehende Worte aus der Seele: „Auf ihrer Höhe wird die Religion sich dann nur finden, wenn einzig und allein Liebe ihre Herrschaft seyn wird; denn weder das Wissen ihrer Lehren, noch ihr äusserer Glanz machen ihr Verdienst, sondern nur die Liebe. Diese ist das Fundament unsers Cults, und wir sind nur Schattenbilder der Tugend, wenn nicht Liebe unsere Herzen durchdringt.“ Traurig ists, daß die Menge von jeher zu großen Hang zum Formel- und Ceremonienwesen zeigte, und darum frühzeitig die Kirche über das Christenthum stellte. Die Erscheinung ist erklärbar: das Aeussere bewegt die Sinne, das Innere erfordert Ueberlegung. Alles das Formelwesen wäre zu loben, wenn diejenigen, welche es anordnen, es so einzurichten wüßten, daß es auch erreiche, was es nachahmt. Die Ceremonien vertreten die Stelle tugendhafter Handlungen, und die Symbole des Glaubens sind wie die Schatten der Wahrheit anzusehen, und nähern sich, weniger oder mehr, dem reinen Lichte. Wer könnte und wollte dagegen seine Stimme erheben, wenn die Ceremonien, die kirchliche Zucht, die menschlichen Gesetze mit dem göttlichen Gesetze in stetem Verband blieben, und mit

der Tugend uns befreundeten? — Aber die Erfahrung bewährt's, daß Symbole beym Volke nicht selten die Wahrheit verdüstern, und Ceremonien die Tugend verdrängen. Die undenkende Menge hält sich aus Gemächlichkeit lieber an das Surogat, als an die Religion selbst, und findet es leichter, mit dem Bekenntniß des Glaubens, und durch Mitmachen eingeführter Gebräuche, das Heilsgeschäft abzuthun. So wird's begreiflich, daß mit Zunahme der Glaubensartikel, und mit Mehrung der Kirchengebräuche der wahren Frömmigkeit wenig Vorschub geschieht. Wie der Eifer für Orthodoxie steigt, und die Gottesverehrung zum prunkenden Kirchendienst hinabsinkt, der mehr die Sinne, als das Herz anspricht; erkaltet meistens die Liebe, im Gebiete der Religion das Unentbehrliche. Nur in und durch diese ist Einheit möglich; am Wege der Gebräuche und Meinungen liegt Trennung, wenn dem Festhalten daran die Liebe geopfert wird. Der Einheit der Gottergebenheit, und des Ringens nach Gottähnlichkeit bringt die Mannigfaltigkeit der Gottesverehrung und des Glaubensbekenntnisses nicht nur keinen Nachtheil, sondern gewährt sogar noch den Vortheil, daß die Freiheit der Geister und Gewissen sich erhebt, und eine Kirche die andere zum Fortschreiten im Gebiete des Wahren und Guten wetteifernd reizt. Nur unter dem Machtgebot einer einzigen Kirche ist Stillstand geistiger Thätigkeit zu besorgen: wo mehrere neben einander stehen, treibt eine die andere; jede strebt nach geistiger Ueberlegenheit, und macht sich und andern das Versinken im Schlamme des Herkommens unmöglich.

Die Religion also allein heischt Einheit, ist unveränderlich, und wie das Gesetz, welches die Erscheinungen der Natur lenkt, über den Wechsel der Zeit und ihrer Ereignisse erhaben. Mit den Kirchen ist es anders: sie sind

Erzeugnisse der Zeitalter, von denen sie Gestaltung borgen, und sind, wie die Zeitalter selbst, wandelbar. Es kann und wird nicht fehlen, was allmählig in der Zeit entstanden ist, muß und wird entweder im Strome der Zeiten untergehen, oder verwandelt aus demselben hervortauchen. Nur das Licht aus Gott altert nicht. Die sichtbaren Kirchen tragen mehr oder weniger die Spuren der Wandelbarkeit, je nachdem sie sich mehr oder weniger dem Ideale einer sittlichen, freien Menschengesellschaft, einer Republik nach Tugend-Gesetzen nähern. Wer nach Kräften zur Verwirklichung dieses Ideals die Hand bietet: dem ist der Uebertritt von einer sichtbaren Kirche zur andern ganz unnöthig; denn wofür er wirkt, dafür kann er in jeder kirchlichen Verfassung wirken, und was er in sich tragen soll, kann ihm keine Kirche geben, sie kann ihm dazu nur die Mittel anbieten, freilich eine zuweilen mehr als die andere, was aber zu einem solchen Schritt nicht leicht als zureichender Grund gelten dürfte, weil meistens andere Gründe von mehr Gewicht gegenüber stehen, deren Nichtbeachtung in große Unannehmlichkeiten zu verwickeln pflegt.

Eine allgemeine, vollkommene, von allen Zeitverhältnissen unabhängige, unwandelbare, alleinseligmachende Kirche ist nur die unsichtbare, die in der Idee der Vereinigung aller Rechtschaffenen unter der göttlichen moralischen Weltregierung besteht. Die wesentliche Gottesverehrung ist der Dienst des Herzens, und ist allenthalben und unter allen Formen nur bey wenigen Auserwählten zu suchen. Der Dienst des Herzens, Anbetung Gottes im Geiste und Wahrheit, kindliche Folgsamkeit gegen das christliche Sittengesetz, das allgemein anerkannt wird, wo der Mensch zum Vernunftgebrauch erwacht ist, dieser Herzensdienst ist allzeit einförmig, wenn er aufrichtig ist. Gottergebenheit, welche allein beseligende Kraft hat, ist

so wenig an eine bestimmte Art sich zu offenbaren gebunden, als die Liebe des Kindes zum Vater. Frommer Sinn heiliget jede Form, und Gott genehmigt jede Huldigung, wenn sie aus der Tiefe des liebenden Herzens quillt. So wie die ersten Christen, unter Juden und Heiden zerstreut, noch keine eigene sichtbare Kirche bildeten, sondern unter Ihresgleichen nur als die Besten, als die Gottesfürchtigsten, als die Menschenfreundlichsten erschienen: so die wahren Christen späterer Zeit. Das äussere Kirchenbekenntniß gilt für die Welt; das Christenthum ist davon unabhängig; es kann ohne bestimmte Form und unter jeder Form bestehen, hat keinen Glaubenshaß, sondern nur Haß des Bösen und Sündlichen. Nach dem unbefangenen Urtheil des Apostels ist in jedem Volke, wer Gott fürchtet und recht thut, sein Liebling, und darf sich seines Beyfalls vertrösten. Der Tempel, in dem sich alle wahren Anbeter Gottes vereinigen, ist der große, unermessliche Tempel der Natur, dessen Teppich die weite blühende Erdfläche, dessen Altäre die Gebirge, dessen Höhe das Firmament voll flammender Welten ist. Man begeht einen großen Missgriff, wenn man das Christenthum in eine gelehrte Wissenschaft umwandelt, und es in das Dunkel einer Kirche einkärkert. Es ist ein Licht, aller Welt aufgesteckt; es besteht nicht in Grübeleien, sondern im rastlosen Streben des Geistes, heilig zu werden, wie es der Vater im Himmel ist. Der Eingang in dieses Heiligthum steht allen Menschen gleich weit offen, und Gelehrtheit berechtigt zu keinem Vortritt. Die Kirche ist die beste, in welcher das Christenthum am kräftigsten in das menschliche Leben eingreift. Tugend allein ist das unsterbliche Wort, das über Abgründe uns hinweg trägt, und unter Schrecknissen aller Art Ruhe ins Herz senkt; für Tugend kann keine Kirche Ersatz geben.

Unter den sichtbaren Kirchen gebührt unstreitig jener der Vorzug, die ihrem Zwecke, der sittlich religiösen Menschenbildung, am besten entspricht, und gottgefälliger Tugend vorzüglichen Vorschub giebt. Um indessen über den Gehalt, über die Vortrefflichkeit einer Religionsform, oder sichtbaren Kirche, ein gültiges Urtheil abzugeben, darf man es nicht übersehen, den wirklichen Bildungsgrad eines Volkes mit in Anschlag zu bringen. Die beste Religionsform für ein gebildetes Volk ist für ein rohes Volk die schlechteste, und umgekehrt. Der Organismus der Kirche muß sich mit der steigenden Aufklärung veredeln; die schlechte Form muß zertrümmert werden, und eine neue schönere sich gestalten. Ueberall geht die Herrschaft der Phantasie der Herrschaft der Vernunft voran: der Mensch fühlt und empfindet früher, als er denkt. Das gilt, wie von einzelnen Menschen, so auch von ganzen Völkern, die sich da und dort noch im Zustande moralischer Kindheit befinden. Dadurch wird erklärbar, warum frühzeitig so Manches in den kirchlichen Organismus verflochten wurde, was mehr der Phantasie, als der Vernunft zusagt. Die Neubekehrten, sowohl aus dem Heidenthum, als aus dem Judenthum, waren an gottesdienstliches Gepränge gewöhnt: wie sich also die christliche Kirche constituirt, und sich mit jedem Tage weiter ausgebreitet hatte; war in seiner Art ähnliches Gepränge nöthig, um das Gemüth der gedankenarmen Menge aufzuregen, und des vorigen Gottesdienstes letzte Erinnerung vollends zu verwischen. Dieses Gepränge behielt Bedeutung und Zweck, so lange es getreue Darstellung des Idealen, Verkörperung des Geistigen und Mittel blieb, sich über die Erde zum Himmel zu erheben; und mußte wieder verworfen werden, sobald aus ihm die Idee entflog.

In den ersten Zeiten des aufblühenden Christenthums,

und als noch die Apostel, das Bekehrungswerk trieben: dachte man noch wenig an Vervielfältigung kirchlicher Formen. Vom Geiste der himmlischen Lehre ergriffen, der sich von denen, welche sie vorgetragen hatten, in aller Lebendigkeit auf die ersten Christen vererbte, dachten diese mehr an die Sache selbst, als an eine Einkleidung derselben. Die Einfachheit der christlichen Religion überging auf die Verfassung des ersten Christenvereins, und behauptete sich lange; aber endlich erfolgte, was voraus zu sehen war: der erste Eifer nahm allmählig ab; die ersten lebendigen Eindrücke erloschen nach Maasgabe ihrer Entfernung vom ersten Stoße; bald geschah es, daß jede matte Welle mattere trieb, und alle zuletzt in die stille Oberfläche des Herkommens eines alten Christengebrauches sanft sich verlohren. Man suchte durch Gebräuche zu ersetzen, was der Seele des Gebrauches, der Lehre, abging, und so fand sich nach und nach das bunte Ceremonienwesen ein, das endlich zur geistlosen Puppe wurde, die noch immer vor den Augen der gaffenden Menge in alter Pracht dasteht. Es kam endlich da und dort so weit, daß von der Kirche das Christenthum fast ganz verdrängt wurde. Mit dem steigenden Glanz der Kirche wurde im verkehrten Verhältnisse das Christenthum verdunkelt; das Heiligste erstarrte in todter Kirchlichkeit. Man vergaß immer mehr, daß Kirchengebräuche einst blos zum äussern Halt der Religion bestimmt waren, und daß sie nur die Schaale, nicht der Kern, nur zufällige Verzierungen, nicht das Wesen selbst seyen. Unglücklicher Weise trafen die ersten christlichen Jahrhunderte bald mit Unwissenheit, Barbarei, und der eigentlichen Epoche des übeln Geschmacks zusammen, also, daß auch in die Verfassung der Kirche selbst, in ihre Gebräuche und Feste, in ihre Gesänge und Gebete wenig wahrhaft Großes und Edles kommen konnte. Von Land

zu Land, von einem zum andern Welttheil, wälzten diese Ceremonien sich fort, und bewirkten, daß die Religion immer mehr in den Schatten der Kirche gestellt wurde. Was ursprünglich einer alten Gewohnheit wegen noch einigen Lokalsinn gehabt hatte, verlohr denselben in fremden Gegenden und spätern Zeiten; was einst Verschiedenheit der Länder und Zeiten von jüdischen und heidnischen Gebräuchen, um den Uebertritt zum Christenthum annehmlicher zu machen, zur Verbrämung der christlichen Gottesverehrung aufgenommen wurde, blieb, und erwuchs mit jedem Jahrhunderte zur grössern Masse, daß endlich die christliche Liturgie ein seltsames Gemisch von jüdisch-ägyptisch-griechisch-römisch-barbarischen Gebräuchen ward, das zusehends mehr den Geist beengte, und vom Heiligsten ꝛc. ablenkte.

Darstellung des Ursprungs und der Ausbildung der christlichen Kirchenverfassung ist eine schwere Aufgabe für Jeden, der gern die Klippen der Polemik vermeiden, und der Verketzerung sicher entgehen möchte, besonders im dermaligen Zeitalter, in welchem die Meinungskriege wieder an der Tagesordnung sind, und das Gebell dogmatischer Spürhunde von Neuem mit einer Wuth beginnt, daß es der bescheidnere Wahrheitsfreund kaum mehr wagen darf, das Wort zu nehmen. Viele Eiferer können es schon gar nicht ertragen, wenn man Christenthum und Kirche scheidet, und jenes über diese stellt; sie erglühen vor Zorn, wenn man unbefangen der Kirche abspricht, was allein vom Christenthum gesagt werden kann. Da ihnen die Schaale mehr, als der Kern, gilt: so grollen sie bitter und unversöhnlich jedem, der es wagt die Schaale zu erbrechen, und zum reinern Genuß den Kern vorzulegen.

Indessen wird's doch wohl keine Sünde seyn, wenn man aus den heiligen Urkunden des N. T. und aus den

Geschichten der ersten christlichen Jahrhunderte aushebt und zusammen stellt, was über das Entstehen und die allmählige Ausbildung der kirchlichen Verfassung einiges Licht verbreitet. Wem das mißfällt, mag, was gesagt wird, bescheiden widerlegen, oder liebvoll berichtigen. Durch Machtsprüche wird im Gebiete des Wahren nichts entschieden; noch weniger wird durch hämische Lästerung gewonnen. Der Strom des Wahren läßt sich nicht eindämmen, und ist so unaufhaltsam, als die Räder der Zeit. Der Wahrheitsfreund läßt sich weder durch Lästerung, noch durch Mißhandlung verschüchtern; seinen Muth erhebt die feste Ueberzeugung: die wohlthätige Scheidung der faulen Säfte von den bessern Lebenskeimen gedeihe am besten unter Sturm und Nothdrang aller Art. So wenig es in der Gewalt der Menschen steht, den Rhein nach den Alpen zurückzuleiten; eben so wenig kann und wird es den Feinden des Lichts gelingen, den Drang des Geistes zu hemmen, nach lieblicher Morgenröthe den hellen Tag heraufzuführen. Das hebt mich über alle Besorgnisse weg, und ermuntert mich, festen Schrittes im betretenen Gebiete jede Spur des Wahren zu verfolgen, und weniger auf das Herkommen neuerer Zeit, als auf das zu achten, was die christliche Kirche ursprünglich war, und was aus ihr nach dem jedesmaligen Bedürfniß wurde, und unter dem Drange wechselnder Umstände werden mußte. Mir gilt Cyprians Regel: **Frustra, qui ratione vincuntur, consuetudinem nobis opponunt, quasi consuetudo sit major veritate. Cypr. ep. 73. ad Jubaian.**

Still und unmerklich entwickelte sich die Verfassung der christlichen Kirche; sie wurde, ohne es beynahe wahrzunehmen, durch die Gewalt der Umstände und Bedürfnisse herbeigeführt. Die disciplinarische Haushaltung der ersten Christen war eben so einfach und kunstlos, als das Predigt-

amt Jesu und seiner Apostel. Sich aus den vorigen Religionsverhältnissen ganz zu ziehen, dazu hatten sie weder Auftrag von Jesu, noch hielten sie es zur Zeit für rathsam. Sie versammelten sich zuweilen in keiner andern Absicht besonders, als Gottes Wort aus dem Munde der Apostel anzuhören, und durch Abendmalsfeier inniger in Jesu sich zu verbrüdern. Liebe und Eintracht, frommer Sinn und heiliger Wetteifer im Aufstreben zum Bessern, machten unter den ersten Bekennern des Christenthums gesetzliche Ordnung entbehrlich. Wo noch jeder Einzelne für das Heiligste erglühte, drang sich das Bedürfniß noch nicht auf, es durch sichtbare Formen festzuhalten; kindlich fromme Befolgung der Lehre Jesu schien hinreichend, das Heil zu erstreben, auf das Aller Neigungen und Blicke gerichtet waren.

Aus den heiligen Urkunden des N. T. und aus den Schriften der ältesten Väter läßt sich durchaus kein Beweis herausfinden, daß Jesus eine eigentliche Kirchengewalt, oder gar eine Abstufung von verschiedenen Kirchenämtern selbst unmittelbar eingeführt habe. Er begnügte sich mit Anordnung des Lehramtes, und überließ das Weitere dem Gutbefinden seiner Apostel. Eine fromme, durch herzliche Liebe verbundene, friedliche Familie waren daher anfänglich die ersten Christen; aber noch keine besondere Kirchenparthei. Es gab nur Lehrer, welche gelegenheitlich die aus dem Munde Jesu geflossenen Worte des Heils erklärten, die Guten stärkten, die Bösen warnten, die Schwachen zurechtwiesen, Unglücklichen und Leidenden Trost ins Herz sprachen; und Lehrlinge, welche begierig die Worte des Heils auffaßten, und sich durch frommes Andenken an die Beispiele und Leiden Jesu zur unerschütterlichen Berufstreue begeisterten. Die ersten Bekenner der christlichen Lehre waren und blieben noch lange Juden: sie besuchten,

wie vorhin, den jüdischen Gottesdienst öffentlich; sie beobachteten ohne alles Bedenken die mosaischen Gesetze und Feste; sie unterschieden sich äusserlich in nichts von den übrigen Israeliten, als durch uneigennützigere Menschenliebe, reinern Wandel und höhere Tugend. Freilich war ihr Glaube ein ganz anderer, als der Glaube der gewöhnlichen Juden; indessen konnte doch der Glaube an Jesu Lehre neben den mosaischen Gesetzen, wie neben den bürgerlichen der Griechen und Römer bestehen. Zur offenen Trennung drang sich zur Zeit noch kein Bedürfniß auf. Jesus selbst blieb ein treuer Verehrer und Beobachter des mosaischen Gesetzes. Ihr sollt nicht wähnen, sprach er einst deutlich und bestimmt zu den Seinigen, daß ich gekommen sey, das Gesetz aufzuheben; vielmehr liegt es in meinem Wunsche, ihm die mögliche Vollendung zu geben. Dem unzweideutigen Worte entsprach er gewissenhaft durch sein Benehmen: er entfernte sich nie im geringsten von den Religionsgebräuchen seiner Nation; er besuchte fortdaurend den Tempel und die Synagogen, und ermahnte die Seinigen desgleichen zu thun. Er wollte nur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, drang auf Reinigkeit der Gesinnung und auf tadellosen Wandel, und machte Liebe zum Grundgesetz seiner Sittenlehre. War's ein Wunder, daß die Schüler dem Beyspiel und der Weisung des Lehrers sich fügten, und sich an die kirchlichen Gebräuche ihrer Väter noch hielten, nachdem sie bereits den Heiden das Evangelium, und durch die Taufe die Christenweihe gebracht hatten?

Eigentlich ward der christlichen Kirche Anfang erst mit der gewaltsamen Ausscheidung der Christen von den Juden, und mit der Aufnahme der Heiden in die Gemeinschaft der Glaubigen. Gewaltsam von den Juden aus dem Tempel und aus den Synagogen gestossen, drang sich

fort an den Anhängern Jesu das Bedürfniß einer eigenen Kirche unwiderstehlich auf. Das Bedürfniß wurde noch fühlbarer, als sich bald darauf das Christenthum auch auf Neubekehrte aus dem Heidenthum ausdehnte. So lange sie von Juden geduldet, und mit Heiden unvermischt waren: drängte sie nichts, in Beziehung auf Gottesverehrung in neue Gesellschaftsverhältnisse einzugehen, und auf Begründung einer eigenen Kirche Bedacht zu nehmen. Sie verband zwar der gleiche Glaube, das gleiche Streben nach Tugend, der gleiche Wetteifer im Guten; aber noch keine besondere Kirchenanstalt. Immer noch fuhren sie fort, an das mosaische Gesetz sich zu halten, und gleich andern Juden die Feste, Opfer, Reinigungen, Fasten und übrigen Gebräuche zu beobachten, wie sie beym mosaischen Gottesdienste herkömmlich und üblich waren, um den Schwachen keinen Anstoß zu geben. Sie blieben Israeliten, aber höherer Art, wie Jesus höher, als Moses, war. Unter den Juden galten sie als frömmere Juden, und die wenigen Neubekehrten aus dem Heidenthum, die damals noch ihrer geringen Zahl wegen fast in keine Berechnung kamen, als Heiden, die vor andern durch Rechtschaffenheit sich auszeichneten. Das hinderte indessen nicht das Emporkommen eigenthümlicher frommer Gebräuche in der Familie der ersten Christen, wie schon oben bemerkt wurde. Als Juden beobachteten zwar die Neubekehrten die Beschneidung; als Bekenner der christlichen Lehre aber weiheten sie die, welche zu ihnen traten, durch die Taufe ein. Als Juden besuchten sie Tempel und Synagoge, da zu beten und belehrt zu werden, oder wohl auch selbst zu lehren; aber als Christen hielten sie auch eigene Versammlungen, beteten gemeinschaftlich, lehrten und lernten, worüber sich ihnen Gott durch Jesus geoffenbart hatte, und feierten, nach gegebenem Auftrag ihres göttlichen Lehrers,

dankbar und mit tiefer Rührung sein Andenken. Selbst die äusserlichen Gebräuche der Heiden, in so fern sie dem Zwecke des Christenthums nicht widersprachen, wurden nicht unbedingt verworfen; man trug sogar kein Bedenken, den wenigen Bekennern Jesu aus dem Heidenthum, um Aufsehen zu vermeiden, den Genuß von Götzenopfern zu bewilligen, und hielt nur dann einen solchen Genuß für Sünde, wenn zu besorgen war: irgend ein Schwacher möchte dadurch irregeführt, und zum Rückfall ins Heidenthum verleitet werden.

Nicht eine eigene, sichtbare, abgesonderte Kirche, sondern einen freien Verein von Glaubigen und Lehrern des Evangeliums zur gemeinsamen Befolgung der Lehren und Beyspiele Jesu, einen traulichen Bund der Wahrheit, Liebe, Hilfe und Treue, ein Reich der Kinder Gottes zu bilden, lag diesen ersten Bekennern der christlichen Lehre zur Zeit noch im Sinne. Dabey blieb es, so lange noch der erste Christenverein, der zur Aufnahme und Ausscheidung an Verfügung der Apostel gestellt war, auf Jerusalem und die nächsten Umgebungen sich beschränkte, und so lange dieser Verein selbst nur noch aus kleinen Abtheilungen von Neubekehrten bestand, die von den Aposteln leicht übersehen werden konnten. Da noch reichten zur Erhaltung der Einheit die holden Familien-Verhältnisse hin, und der innere Glauben der Christen bedurfte noch keines eigenen kirchlichen Gewands. Alle waren ein Herz und eine Seele, und auf ihnen ruhte unverkennbar der Geist des göttlichen Lehrers. Erwärmt und beseligt durch das Heiligste, ward ihnen das Irdische gleichgültig, das Ewige Alles. Durch reine Tugend Gott wohlzugefallen, war ihr einziges, höchstes Strebeziel. Sie hatten einen Gott und Vater, einen Heiland und Erlöser, einen Geist zur Heiligung des Gemüths. Durch Glaube, Liebe und

Hoffnung innig verwandt, waren sie des Staates gehorsamste Bürger, nirgends Störer der öffentlichen Ordnung, allzeit willig, Gemeinnütziges nach Kräften zu unterstützen. Nur in einem Grundsatz wankten sie nie, wenn bürgerliches und göttliches Gebot in Widerspruch traten: „man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen.“ Ihnen galt das Christenthum mehr, als nur eine dienstbare Anstalt der Staatsklugheit, Gotteswort mehr als Machtgebot der Landeshoheit. Die Intelligenz ihrer Versammlungen waren die Apostel, denen freiwillig und herzlich jeder der Anwesenden huldigte, weil man in ihnen allgemein die Männer ehrte, denen Jesus selbst unmittelbar die Fortführung seines Werkes überlassen hatte. Doch verordneten diese, so angesehen sie waren, nie etwas auf eigene Autorität, sondern immer mit Zuziehung und Zustimmung der versammelten Gemeine, also, daß jeder Beschluß als wirklicher Gesammt- und Gemeinwille erschien.

So ward allmählig durch den natürlichen Gang der Dinge, durch freie Verabredung, durch den Strom der allgemeinen Ereignisse, und durch mit der Christenzahl zunehmendes Bedürfniß der Weg zur Bestimmung eigener Gesellschaftsverhältnisse angebahnt. Veränderte Umstände erheischten bald dringend eine völlige Trennung von andern Religionsgenossen, und eine eigene Kirchengemeinschaft, einen eigenen geschlossenen, nach Gesetzen geregelten, Verein zur gemeinsamen Gottesverehrung im Geist und Sinne Jesu. Je unduldsamer die Juden gegen die Bekenner der christlichen Lehre wurden, und je mehr sie ihnen durch Verfolgung jeder Art den Tempelbesuch erschwerten: desto mächtiger drang sich den Christen das Bedürfniß auf, sich eine eigene, unabhängige Verfassung zu geben. Dazu kam die immer weitere Ausdehnung des Christenthums auf Neubekehrte aus den Heiden. Nun

mußte sich unwillkührlich die Frage erheben: ob auch diese sich nach dem mosaischen Gesetz beschneiden, Fasten halten, und den jüdischen Gebräuchen beym Gottesdienste sich fü- gen müßten, um als wirkliche Bekenner des Christenthums zu gelten? — Darüber wurde viel und mit Hitze gestrit- ten, und endlich von der Mehrheit dahin entschieden, daß mit Haltung der mosaischen Gesetze das Christenthum in keiner nothwendigen Verbindung stehe. Mehr brauchte es nicht, den Bruch mit dem Juden- und Heidenthum zu vollenden, und das Nöthige vorzukehren, damit das ge- meine Wohl der täglich anwachsenden Christenmenge durch eine eigene Verfassung und engere Verbrüderung gegen den allseitigen Andrang sich mehrender Gefahren einen festen Halt bekäme. Der stärkste Antrieb zur Begründung einer eigenen Kirche lag in der über alle Vorstellung schnel- len Ausbreitung des Evangeliums weit über Palästinens Gränzen hinaus: je mehr die Christenzahl zunahm, desto loser wurden die Bande der Eintracht und Liebe, die nur durch Verordnungen ersetzt werden konnten, denen der ganze Christenverein, wie jeder einzelne Bekenner des Christenthums sich fügen mußte. Folge der neuen eigenen kirchlichen Verfassung war es, daß die zu einer Kirche ver- bundene Bekenner des Evangeliums sich fortan Christen nannten, wozu die Neubekehrten in der syrischen Stadt Antiochien schon im Jahre 41. der christlichen Zeitrechnung das erste Beyspiel gaben. Nach und nach ging die theils freie, theils durch Umstände herbeygeführte Verbrüderung in wohlberechnete Stufenfolge kirchlicher Macht über, und es erhob sich im Laufe der Jahrhunderte, nicht ohne viel- fältige Zwiste, und manchen Wechsel in den Formen, das künstliche Gebäude der Hierarchie, das sich unter mancher- lei Stürmen bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Unglücklicher und glücklicher Weise lag dem jüdischen

Lande insonderheit eine Provinz, Aegypten, nahe, die zur nachmaligen Form der christlichen Kirche viel beytrug. Wenn Jerusalem die Wiege derselben war, so ward Alexandrien bald ihre Schule. Die Menschen zur Tugend zu erziehen, das sollte ihre höchste Aufgabe seyn; allein zur Lösung dieser Aufgabe liefert die Geschichte der Kirche wenig Genügendes. Die Begierde, aus der Religion persönliche Vortheile zu ziehen, ward bald der Grund, warum man sich weit mehr Mühe kosten ließ, dasjenige, was man Kirche nennt, zu gründen, als die Religion selbst zu verbreiten. Kirche wurde bald Hauptbegriff, unter den sich die Religion folgsam schmiegen mußte. In kurzer Zeit hörte man weit häufiger von göttlicher Einsetzung des Priesterthums, als von der Göttlichkeit des Christenthums reden. Aber auch der Begriff von Kirche erhielt in der Folge eine so schwankende Bedeutung, daß man darunter bald die christliche Gemeinde überhaupt, bald nur die Gesammtheit ihrer Vorgesetzten verstehen wollte, und es währte nicht sonderlich lange, bis die Bischöfe Alles in Allem wurden, und ausschließlich die Kirche vorstellten.

Die Apostel suchten, so viel an ihnen lag, unter den Christen völlige Gleichheit beyzubehalten, sich der Weisung ihres Herrn gemäs nie über einander zu erheben, nie sich Herrn und Meister nennen zu lassen; sondern, statt Herrschaft über Andere zu üben, einer dem andern in brüderlicher Liebe und Eintracht, ohne Anmaßung, zu dienen. Die Lehrer des Christenthums sollten nach ihrer unzweideutigen Verfügung, wie sie selbst, nichts anderes seyn, als Männer, bey einzelnen christlichen Gemeinden dazu aufgestellt, ihnen die Lehre des Heils vorzutragen, ihre öffentlichen Gottesverehrungen, und ihre Fortschritte in der Religion zu leiten, ohne irgend eine andere Macht, als die der Ueberzeugung und des Unterrichts. Wie Jesus

ihnen, so befahlen sie wieder andern, die nach ihnen ins christliche Lehramt traten, ausdrücklich, daß sie sich nie zu Herrn von Gottes Erbtheil aufwerfen, nie Herrschaft über den Glauben der Christen ausüben, sondern einzig darauf ihre Bemühungen richten möchten, recht viele Bekenner der Lehre Jesu zu gewinnen, und auf dem Heilswege ihre treuen Führer zu seyn. Allein mit allen ihren weisen Vorkehrungen und redlichen Bemühungen konnten sie nicht verhindern, daß nicht bald nach ihrem Hintritt die Religion, welche Demuth lehrt, und alle Herrschsucht verbietet, zum Mittel mißbraucht wurde, den verderblichsten Ehrgeitz zu befriedigen. Es währte nicht lange, und es gelang den vorsitzenden Aeltesten in den christlichen Brüdergemeinden sich ein entschiedenes Uebergewicht zu geben. Die ersten Grundzüge brüderlicher Gleichförmigkeit erloschen bald im Getriebe niedriger Rangsucht, und nach und nach erhoben sich die Kirchendiener über einander in so verschiedenen Abstufungen, daß endlich das Ansehen der Bischöfe Alle in Schatten stellte, welchen niedrigere Amtsverrichtungen überlassen blieben. So lange die Apostel am Leben waren, und über alle Kirchengemeinden die Aufsicht führten, blieb die ursprüngliche Gleichförmigkeit unter den Lehrern und Vorstehern der einzelnen Gemeinden unangefochten: keiner behauptete einen Vorzug vor dem andern; man wollte allen Rangunterschied vermeiden, und im traulichen Brudervereine nach der Lehre Jesu das Heiligste erstreben. Allein verschiedene Umstände trafen zusammen, welche diese Gleichheit verdrängten. Da noch die Mehrheit aus neubekehrten Juden bestand, glaubten viele, es wäre der Sache angemessen, für die Verfassung der christlichen Kirche das Modell aus dem Judenthum zu nehmen, und die lehrenden Aeltesten zum bleibenden Rang über die Gesammtheit der Mitglieder zu erheben. So entstand ein christlicher

Priesterorden, aus dem folgerecht nach dem einmal angenommenen Grundsatz ein hohes Priesterthum hervorgehen mußte. Natürliche Veranlassung zu einem bleibenden Priesterorden war auch die stets wachsende Zahl und Größe der christlichen Gemeinden, wodurch nicht nur die Aufstellung eigener Lehrer und Vorsteher, sondern auch die Vermehrung derselben, und, zum Behuf der Ordnung, die höhere Aufsicht eines derselben über die andern nöthig wurde.

Zu Helfern im christlichen Lehramte, und in Leitung der öffentlichen und gemeinsamen Gottesverehrung, die wegen schnell anwachsender Christenzahl schon bey Lebzeiten der Apostel nöthig wurden, stellten diese meistens die ältesten und vertrautesten ihrer Zöglinge auf. Während von diesen jeder als Lehrer einer eigenen Gemeinde vorstand, fuhren sämmtliche Apostel fort, über alle zerstreuten Christengemeinden eine väterliche Aufsicht zu führen, ohne sich in bestimmte Sprengel zu theilen, und ohne Anspruch auf irgend eine mit der freien Verbrüderung unverträgliche Macht. Diese Vorsteher und Lehrer einzelner Christengemeinden, die dazu aufgestellt waren, in der Versammlung das Wort zu führen und die gemeinschaftlichen Angelegenheiten im Namen Aller zu besorgen, hießen daher Aelteste oder Priester, weil oft das höhere Alter ihre Ernennung bestimmte, auch Aufseher oder Bischöfe, weil ihnen die nähere Aufsicht über ihre Kirchgemeinden übertragen war.

Damals noch waren die Vorsteher und Lehrer der christlichen Gemeinden einander vollkommen gleich, so wohl in ihren Amtsverrichtungen, als in ihren Namen. Sie hießen in den Gemeinden, wie schon oben bemerkt wurde, die Aeltesten (Priester), weil sie es waren, oder die Bischöfe, weil sie als Aufseher bestellt waren. Sie

hatten noch keine besondere Gewalt; sie wußten noch von keiner Rangordnung; sie unterschieden sich noch durch keine reichen Einkünfte. Einander als Vorsteher, Lehrer und Gemeinarbeiter besonderer Gemeinden durch gleichen Beruf gleichgestellt, wetteiferten sie miteinander, das Beyspiel frommer Demuth zu seyn. Wenn auch da oder dort einer grösseres Ansehen und höhere Achtung genoß, so lag der Grund weniger im Amte, als in der grössern Berufstreue, und im ausgezeichnetern Verdienste. Grössere Kenntnisse und höhere Tugend begründeten die grössere Hochachtung. Selbst wenn in einer grössern Stadt der Versammlungsort die zunehmende Christenzahl nicht mehr fassen konnte, und dieser Umstand neue Christenabtheilungen nöthig machte: blieben doch noch ihre besondern Vorsteher ohne allen Rangunterschied. Noch zeigt sich in den heiligen Urkunden von einem merklichen Unterschied zwischen Bischöfen und Priestern nicht die leiseste Spur. Die Priester der Gemeine zu Ephesus z. B. welche Paulus nach der Erzählung in den Geschichten der Apostel XX. 17. vor sich beschied, heißen 28 Bischöfe. Derselbe Apostel nennt im Briefe an seinen Schüler Titus die gleichen Vorsteher christlicher Gemeinden I. 5 Priester und 7 Bischöfe. Im gleichen Sinne schrieb er vom Kirchenvorstand zu Philippen, den er im Briefe an die Glaubigen daselbst I. 1. und im ersten Briefe an seinen Timotheus mit dem Namen der Bischöfe und Diakonen bezeichnet, ohne besonders der Priester zu erwähnen, was nicht zu erklären wäre, wenn schon damals die Namen Bischof und Priester auf ungleichen Rang gewiesen hätten. Eines von beiden muß angenommen werden: entweder waren damals die Namen Bischof und Priester von gleicher Bedeutung, oder es waren zu Ephesus und Philippen mehrere Bischöfe zu-

gleich, im Sinne neuerer Zeit. Wer möchte das Letztere glauben? —

Die gleiche Bedeutung beider Namen hielt sich noch eine Zeit lang, nachdem bereits die allgemeine apostolische Würde durch den Tod der Apostel erloschen war. Der Beweis liegt in den Zeugnissen des Clemens von Rom, und des Polykarp von Smyrna. Der erste, indem er des Kirchenvorstands in Korinth erwähnt, nennt in seinem Briefe an diese Kirchgemeinde blos Bischöfe und Diakonen, da hingegen Polykarp in seinem Briefe an die Philipper nur Priester und Diakonen anführt, und die Gemeinde zum Gehorsam gegen die ersten ermahnt, was nur bey gleicher Bedeutung der Namen Bischof und Priester verständlich wird.

Es fehlt indessen nicht an Spuren in damaliger Zeit von Vorgesetzten der Priester, auf welche nachher ausschließlich der Name Bischof übergieng. So ergiebt sich aus Paulus ersten Briefe an Timotheus, daß dieser zu Ephesus Vorgesetzter der Priester war, und über sie richten durfte, was für ihn vielleicht besondere Auszeichnung war, weil man in ihm einen unmittelbaren Zögling eines Apostels ehrte. Das mag der Fall mit andern Schülern der Apostel gewesen seyn, deren Namen in der ältesten Geschichte ausgezeichnet werden, z. B. mit Clemens in Rom, mit Dionys in Athen ꝛc.; aber allgemein und überall sich gleich war diese Einrichtung noch nicht, und man kann mit aller Zuverlässigkeit annehmen, daß sie sich da und dort nur allmählig ausgebildet habe. Was anfangs nur für die unmittelbaren Schüler Auszeichnung war, wurde erst später allgemein beibehalten, um dem christlichen Lehramte entweder mehr Ansehen, oder mehr Haltung zu geben, und ins Ganze mehr Einheit zu bringen.

Wachsende Christenzahl hatte nämlich Vermehrung

der Lehre zur Folge, und bald fand man es der Ordnung angemessen, einem unter ihnen, gewöhnlich dem Aeltesten im Amte, die Aufsicht über die andern zu übertragen, und den Amtsverrichtungen Einförmigkeit zu geben. Da man sich nach und nach daran gewöhnt hatte, einen der Priester über die übrigen zu erheben, und ausschließlich ihn mit dem Namen des Bischofs zu beehren, welcher Name fortan einen Aufseher, nicht bloß über eine christliche Gemeine, sondern auch über die gesammte Geistlichkeit derselben bezeichnete: so war die Scheidungslinie zwischen dem Episcopat und dem Priesterthum für alle Zukunft gezogen. Dieses Episcopatsystem, auf dem nachher der Kirchenstaat ruhen sollte, gelangte schon im zweiten Jahrhunderte auf einen so hohen Grad der Ausbildung, daß man sich wohl nicht verwundern darf, wenn es schon im dritten mit allen Formen der Hierarchie erschien.

Anfangs gestand man diese Auszeichnung, wenn nicht bereits Schüler der Apostel die Stelle einnahmen, dem ältesten Priester zu; aber endlich fand man, daß der älteste nicht immer der würdigste sey, und man fieng zu wählen an. Schon in den Briefen des Ignatz von Antiochien an Polykarp, an die Einwohner von Smyrna, Ephesus und Magnesia kömmt der Bischof als der Vorgesetzte der Priester mit großen Vorrechten vor; es wird da bestimmt gesagt, daß ohne den Bischof nicht getauft werden dürfe; daß kein Abendmahl gültig sey, wenn es nicht der Bischof, oder ein anderer, von ihm dazu beauftragt, gereicht habe ꝛc. Die nämliche Vorstellung von der Würde und den Vorrechten eines Bischofs findet man auch bei den Schriftstellern, die am Ende des zweiten, und am Anfang des dritten Jahrhunderts lebten. Von Tertullians Zeiten an war die Vorstellung allgemein. Aus allem geht hervor, daß dieses Vorrücken der Bischöfe über die Priester nicht

überall gleichen Schritt hielt, und daß es damit an verschiedenen Orten ungleich gehalten wurde; während die Bischöfe an einigen Orten blos als die ersten unter Ihresgleichen galten, ließen sie an andern die Priester schon im weiten Abstande hinter sich zurück.

So lange noch die Bischöfe blos für die ersten unter Ihresgleichen angesehen wurden, hatten die Priester alle Amtsverrichtungen mit ihnen gemein; auch nach eingeführter Rangordnung, welche die Bischöfe auf eine wesentlich höhere Stufe stellte, durften die Priester noch eine zeitlang alles thun, was die Bischöfe thaten, die Ordination allein ausgenommen. Hievon Br. 58. Aber bald wurde es anders. Jemehr durch begünstigende Umstände das Ansehen der Bischöfe sich hob, desto tiefer wurden die Priester in den Schatten der strengsten Subordination zurückgedrängt. Jede bedeutende Amtsverrichtung mußte fortan von diesen im Namen des Bischofs geschehen, und wider dessen Willen durfte durchaus keine vorgenommen werden. Schon seit den Zeiten Ignazens, Bischofs von Antiochien, wurde da und dort die Meynung herrschend, daß der untergeordnete Priester nur im Namen des Bischofs das Predigtamt verwalte, und die Sakramente spende. Die Meynung wurde durch das Besorgniß begünstigt und beschönigt: durch ungebundene Freiheit in den heiligen Amtsverrichtungen möchte leicht die christliche Lehre durch Irrthum entstellt, und ein Unwürdiger zur Taufe oder zum heiligen Abendmal zugelassen werden. Nach und nach kam es so weit, daß die Verrichtungen des christlichen Priesterthums fast ganz an bischöfliche Verfügung gestellt wurde. Besonders in Afrika hielt man streng auf den Rangunterschied, seitdem es dem Vorgesetzten des Presbyteriums vergönnt war, ausschließlich den bischöflichen Titel zu führen. Lange nachher durfte kein Priester in Gegenwart des Bischofs predigen. Indessen war damals

noch das Befugniß des Bischofs weder unbedingt, noch unbeschränkt: noch im dritten Jahrhunderte schrieb Cyprian, Bischof von Karthago, daß er von Anfange seines Episcopats nichts in der Disciplin ohne den Rath seiner Priester und Diakonen, und ohne Einstimmung des Volkes gethan habe.

Die Einschränkung der Priester, denen man in der Folge immer weniger zu thun überließ, dauerte fast bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts: sie durften, nachdem sie an eigene Kirchgemeinden gewiesen waren, nur in ihren Versammlungsorten predigen, die Katechumenen unterrichten, und den Kranken und Sterbenden den letzten Trost bringen; sonst durften sie kein Sakrament spenden, durften weder Taufen noch Abendmal halten, und weniger noch einen Verbrecher excomuniciren, noch einen Büßenden absolviren, ohne von ihrem Bischofe dazu besonders autorisirt zu seyn. Daher wurde nur in den bischöflichen Kirchen getauft und Abendmal gehalten. Diesen Vorbehalt ließen die Bischöfe nur sehr ungern fahren, was allgemein im fünften Jahrhunderte erfolgte. Die vermehrte Menge der Christen machte es um diese Zeit nothwendig, daß man den Parochen auch die Austheilung des Abendmals in ihren Kirchen überlassen mußte; denn es war fortan unmöglich, daß die bischöfliche Stadtkirche alle Communikanten der Parochien in der Stadt und auf dem Lande mehr fassen konnte. Dennoch gab man dieser Nothwendigkeit zuerst nur in so weit nach, daß man den Parochen die bloße Austheilung überließ, aber die Weihe oder Consecration immer noch in den bischöflichen Kirchen vornahm, und das Consecrirte an die Parochialkirche sandte. Indessen konnte sich die beschwerliche Uebung nicht lange mehr erhalten. Vom fünften Jahrhunderte an durften die Parochen nicht nur in ihren Kirchen taufen und die

Abendmalsfeier begehen, so wie die Heurathen einsegnen; sondern es wurde auch festgesetzt, daß jedes Pfarrkind Taufe und Abendmal und eheliche Einsegnung nur von seinem Pfarrer erhalten konnte. Zugleich erhielt jeder Pfarrer von seinem Bischofe die Vollmacht, Poenitentiarius seyn zu dürfen, wobey sich der Bischof vielleicht blos das Cognitionsrecht in einigen bestimmten Fällen vorbehielt. Von allen geistlichen Amtsverrichtungen waren es nachher blos noch die Confirmation und Ordination, in deren Administration sich der Bischof mit den Priestern nicht theilte. Ohne Zweifel begann schon dieser Vorbehalt mit der Scheidung der bischöflichen Würde vom Priesterthum, mit wenigen Ausnahmen jedoch, auf welche noch die spätere Geschichte hinweiset. Aus allem ergibt sich, daß mit den Zeiten auch das Kirchenwesen wechselte, und den jedesmaligen Bedürfnissen, mitunter auch den ehrgeizigen Bestrebungen seiner Vorsteher sich fügte.

Die Bischöfe und Priester in den Gemeinden wurden frühzeitig Schiedsrichter, wenn Streitigkeiten zwischen Christen entstanden. Schon ihre Stellung verschaffte ihnen in dieser Beziehung großen Einfluß, der sich nach und nach immer mehr verstärkte. Dieses Schiedsrichteramt erwuchs in der Folgezeit bei den Bischöfen bald zur Vollmacht, Fehlbare nach Gutbefinden von der Kirchengemeinschaft, sogar ohne Vorberathung mit dem Presbyterium, auszuschließen, oder sie auch nach geschehener Reue und Sinnesänderung wieder aufzunehmen. Man hielt es der Sache angemessen, die christliche Gemeine, ohne weltlichen Arm, von Vorstehern und Lehrern in gebührender Zucht zu erhalten. Als Hirten sollten diese der Heerde vorstehen, ihre Zwiste schlichten, ihre Fehler mit Ernst, mit Liebe bessern, und sie durch Rath, Ansehen, Lehre und Beispiel zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es würdig

verwaltet wird, und verwaltet zu werden Raum hat: denn es zerknickt den Stachel der Gesetze, rottet aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte, und vereinigt den Seelsorger, Richter und Vater! Wie aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menschliche Heerde als wahre Schaafe behandelten, oder sie gar als lastbare Thiere zu Disteln führten? — Unwürdige Folgsamkeit ward also bald eine christliche Tugend; es ward ein christliches Verdienst, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben, und statt eigener Ueberzeugung dem Ansehen einer fremden Meynung zu folgen, da ja der Bischof an der Stelle eines Apostels Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entscheider war. Nichts ward daher bald so hoch angerechnet, als das Glauben, das geduldige Folgen; eigene Meynungen wurden halsstarrige Ketzereien, und diese sonderten ab vom Reiche Gottes und der Kirche. Bischöfe und ihre Diener mischten sich, der Lehre Jesu zuwider, in Familienzwiste, in bürgerliche Händel; nicht selten geriethen sie in Streit unter einander, wer über den andern richten solle? — Daher das Drängen nach Bischofsstellen, und die allmählige Erweiterung ihrer Rechte; daher endlich später der endlose Zwist zwischen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra. So gewiß und entschieden es auch seyn mag, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedrichter der Menschheit, die das Unglück hatte, ohne politische Constitution zu leben, und despotischer Willkühr preisgegeben war, eine unentbehrliche Hülfe gewesen: so ist auch in der Geschichte kaum ein größeres Aergerniß denkbar, als der lange Kampf zwischen Reich und Priesterthum, über welchen ein Jahrtausend hin Europa zu keiner Consistenz kommen konnte.

Alle erwähnten Umstände konnten den Zweck nicht

leicht verfehlen, das Ansehen der Bischöfe auf eine Höhe zu steigern, zu welcher der gemeine Priester nur schüchtern hinauf blicken durfte. Alle kirchlichen Verrichtungen waren an ihre Verfügung gestellt; von ihnen hing der Eintritt in den Kirchendienst ab; sie allein übten das Recht, denen die Hände aufzulegen, welche sich zu einer deutlichen Erkenntniß der beseligenden Wahrheiten des Christenthums erschwungen haben; durch ihre gemeinsame Beschlüsse wurde entschieden, was andere glauben mußten; ihr Schiedrichteramt erwuchs zu einer kirchlichen Gerichtsbarkeit, der jeder Glaubige sich fügen mußte; ihrem Ermessen war es überlassen, in die Kirche aufzunehmen oder davon auszuscheiden ꝛc. Dazu kam bald das Recht, über Verwendung kirchlicher Einkünfte zu bestimmen, das ihnen schon im dritten Jahrhunderte sogar durch Synoden zuerkannt wurde. Auch durch das Recht, das sie frühzeitig übten, die Verbindung mit andern Gemeinden zu unterhalten, und für reisende, oder anderwärts sich niederlassende Christen, Empfehlungsbriefe auszufertigen, erweiterte sich ihr Einfluß. Vorzüglich gab dem bischöflichen Ansehen festen Halt der allgemeine Beschluß der Synode zu Sardica in Illirien, wo im J. 347. nebst mehreren morgenländischen Bischöfen, die von ihren Sitzen vertrieben waren, fast 300 abendländische zusammen gekommen waren, des Inhalts; künftig nie einen Bischof für einen Flecken oder für eine kleine Stadt zu ordiniren. Indessen blieb die kirchliche Verfassung lange noch schwankend. Unter den verschiedenen Bischöfen, so sehr bereits ihr Ansehen gestiegen war, galt lange noch der Tugendhafteste oder Weiseste als der Ehrwürdigste, und es verflossen beinahe drei Jahrhunderte, bis an die Stelle ehemaliger Gleichheit eine auffallende Verschiedenheit des Ranges trat, und die Bischöfe in verschiedenen Abstufungen sich über einander erhoben.

Eigentlich wurden die Geschäfte und Vorrechte der Bischöfe erst dann gleichförmig bestimmt, nachdem die meisten christlichen Gemeinden durch Diöcesanverband enger sich verbrüdert, und durch das Band der Katholicität verbunden hatten. Wie nämlich einst zwischen Bischöfen und Priestern, so hörte auch bald unter den Bischöfen selbst die ehemalige Gleichheit auf. Die Sache nahm beiderseits so ziemlich den gleichen Gang. Die Episcopalstufen richteten sich meistens nach dem Rang der Städte, in welchen die Bischöfe ihre Sitze hatten. Der Bischof der Hauptstadt einer Provinz erhob sich zum Metropoliten, und so weiter aufwärts. Jeder benutzte die Nähe der Regierung und des Hofes, um sich mehr Gewicht zu geben, und vor Seinesgleichen den Rang zu erstreben. Ursprünglich war die Form der christlichen Kirchenverfassung demokratisch, nach dem Vorbilde des Synagogensystems, das ihr zu Grunde lag; bald wechselte sie mit der aristokratischen Form, wozu die nachherige Diöcesanverfassung die Veranlassung war. Auch dabei blieb es nicht lange: allmählig bildete sich aus der Aristokratie der Bischöfe und Metropoliten eine oligarchische Regierungsform, welche auf dem Patriarchalsystem beruht, bis sich endlich daraus jene monarchische Form entwickelte, wodurch sich der Bischof und Patriarch von Rom zum unabhängigen Kirchenfürsten hinaufsteigerte, und es durch des falschen Isidors Grundsätze dahin brachte, daß Jahrhunderte lang alles im Meere der römischen Kirche schwamm.

Die Entstehung der Bisthümer und ihre Begränzung hingen von der allseitigen Richtung ab, welche von einer Stadt aus die Verbreitung des Christenthums nahm. Die ersten Lehrer des Christenthums predigten nämlich gewöhnlich nur in den Städten. In Städten wurde also das Christenthum zuerst eingeführt, von woher es sich dann allmählig auf das Land verbreitete. So lange die Zahl der

Christen in einer solchen Stadt noch nicht gar groß war, genügte ein Versammlungsort, eine Kirchengemeinde. Mit der wachsenden Zahl der Christen, für welche es im Versammlungshause bald an Raum fehlen mußte, drang sich also das Bedürfniß auf, sie auf mehrere Versammlungsorte einzutheilen, und an diese von der Mutterversammlung Priester abzugeben. Als nachher von der Stadt aus auch in der Umgegend Bekehrungen gemacht wurden; pflegten anfangs die Neubekehrten vom Lande die Versammlungen in der Stadt zu besuchen. Schon Justin spricht davon in seinen Apologien. Dies war aber natürlich mit mancherlei Beschwerden verbunden, die mit der wachsenden Christenzahl zusehends fühlbarer wurden. Dadurch ward es in kurzer Zeit nothwendig, den christlichen Landgemeinen Priester aus der Stadt zuzusenden, und zuweilen sogar für beständig bei denselben anzustellen. Starb ein solcher Priester, so wurde ein anderer aus der Stadt der Landgemeine vorgesetzt. Ueber alle Priester an den Filialkirchen, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, behauptete der vorsitzende Priester an der Mutterkirche ein gewisses Ansehen, und nach seiner Bestimmung mußten von den Priestern an diesen Filialkirchen das christliche Lehramt und die gemeinsame Gottesverehrung besorgt werden. Ihm blieb ausschließlich der Name des Bischofs, und der Umfang der unter seiner Aufsicht und Leitung stehenden christlichen Gemeinden bildete seinen Kirchsprengel oder Diöcese, die anfangs keine bestimmte Grenzen hatte, sondern so lange durch immer größere Ausbreitung des Christenthums erweitert wurde, bis sie mit andern Diöcesen, die auf gleiche Weise sich erweiterten, in allseitige Berührung kam, und von denselben umgränzt wurde. Unwillkührlich drängt sich hier die Frage auf: wie es zuging, daß nachher die ersten Geistlichen an den kleinern Stadtkirchen nicht auch Bischöfe

wurden? — Unstreitig wußte die Politik der Bischöfe es zu verhindern, theils dadurch, daß sie Priester und Diakonen von ihrer Kirche dabei anstellten, wovon nur der erste Priester durch den Namen eines Vorstehers ausgezeichnet wurde; theils dadurch, daß sie die angestellten Parochen oder Rectoren auch wieder zurück unter den Klerus der Kathedralkirche versetzten, wodurch diesen die Hoffnung, auch Bischöfe der Hauptkirche werden zu können, lebhaft erhalten wurde; theils endlich und vorzüglich dadurch, daß sie die Gewalt und die Amtsverrichtungen der Parochen eine geraume Zeit sehr einschränkten. Was im Anfange Klugheitsregel war, wurde, was schon oben bemerkt ist, auf der Synode zu Sardica allgemeine Kirchensatzung, die nachher streng befolgt wurde, um durch Zersplitterung nichts dem bereits errungenen bischöflichen Ansehen zu vergeben, das Jeder, der im Besitz war, eifersüchtig behauptete.

So lange noch von den Aposteln selbst Kirchenvorgesetzte aufgestellt wurden, oder nachher Priester dem Alter oder der längern Dienstzeit nach zur Bischofswürde vorrückten: konnte von Bischofswahl keine Rede seyn. Diese, wie bereits gesagt wurde, kamen erst auf, nachdem man durch wiederhohlte Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der älteste Priester nicht immer der tauglichste zum bischöflichen Amte sey. Mit den Wahlen selbst wurde es anfangs ungleich gehalten. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß die Priester ohne Zuziehung des Volkes gewählt haben. Indessen wurde es bald herrschende Sitte, daß die Bischöfe auf den Vorschlag der Priester vom Volke gewählt wurden. Man fand es nämlich der Natur der Sache angemessen, daß die Bischöfe von denjenigen gewählt werden sollten, wegen welchen Bischöfe überhaupt da sind, und von welchen sie wegen ihrem Amte die Mit-

tel zur Subsistenz erhalten; also nicht vom Klerus allein, sondern von der ganzen der bischöflichen Sorge anvertrauten Gemeinde. Daß es lange so gehalten wurde, bezeugen nach Cyprian, der B. 68. diese Wahlart sogar eine apostolische Anordnung nennt, Eusebius im 11ten und 28ten K. des sechsten Buches, und Sokrates im 9ten K. des ersten Buches ihrer Kirchengeschichten. Selbst an der römischen Kirche war diese Wahlart noch im Anfange des achten Jahrhunderts üblich, was das bekannte Diurnale romanum verbürgt, nach welchem ein jeweiliger Bischof zu Rom, wie andere Bischöfe des Orients und Occidents, vom versammelten Volke gewählt wurde, und vom Exarchen zu Ravenna Bestättigung nöthig hatte, um welche der römische Klerus in folgenden Ausdrücken das Ansuchen machte: „Wir bitten Euch, Kraft Eurer kaiserlichen Mi„nisterwürde, die Weihe unsers Vaters und Hirten zu ver„fügen“. Sogar an den Metropoliten zu Ravenna wurde zur Unterstützung des Gesuches die demüthige Bitte angefügt: „Heiliger Vater! wir bitten Eure Heiligkeit, von „dem Herrn Exarchen die Ordination dessen auszuwirken, „den wir gewählt haben“. In spätern Zeiten war es freilich anders! — Der Grund, daß es nicht immer so blieb, liegt in veränderten Verhältnissen des Bischofs zum Kirchensprengel. Damals, als eine Diöces an Seelenzahl und Umfang nicht viel größer war, als eine jetzige Stadtpfarrei mit ihren Filialen, war es ganz in der Ordnung, daß die Gemeinde sich ihren Vorsteher selbst wählte; sie hatte ihr wichtigstes Interesse dabei, denn der Bischof war noch ihr unmittelbarer und einziger Seelsorger, und die Priester, die er sich zur Aushilfe hielt, waren keine Pfarrer nach der heutigen Bedeutung des Wortes; weil ihnen bis fast ins sechste Jahrhundert wesentliche Pfarrverrichtungen, z. B. das Taufen, das Begehen der Abendmals-

feier in ihren eigenen Kirchen ꝛc. vorenthalten waren. Auch konnte damals noch die Gemeinde ihren Bischof wählen, weil sie ihren Klerus kannte. Dieses Wahlrecht auch nach erfolgter Ausdehnung der Diöcesen noch ferner persönlich auszuüben mußte also unmöglich werden, und es wird erklärbar, daß sich nachher mit der Geistlichkeit die Herrn in dieses Recht theilten. Merkwürdig in dieser Beziehung ist, was Walafrid Strabo, der des h. Galls Leben beschrieb, im 24ten K. über eine zu Konstanz vorhabende Bischofswahl berichtet. Nach diesem Bericht waren vom Herzog in Alemannien zur Wahl die Bischöfe von Aosta, Verdun und Speier geladen; Alemanniens Priester, Diaconen, und gesammte Gleistlichkeit wurden durch besondere Boten einberufen; am bestimmten Tage kam der Herzog selbst mit seinen Fürsten und Grafen. Auch Gallus fand sich auf des Herzogs Bitte mit seinen Diakonen Johann und Magnoald ein. Als nun die Versammlung vollständig war, trat mit seinem Gefolge der Herzog ein, und eröffnete die Synode mit folgendem Segenswunsche: Der allmächtige Gott, durch dessen Vorsehung die Kirche vermehrt und regiert wird, wolle heute auf die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria, der zur Ehre dieser Ort geweiht ist, über uns den heiligen Geist ausgießen, daß unsere Wahl auf einen Mann falle, der geschickt sey, das gläubige Volk zu regieren, und mit dem Eifer eines guten Hirten der Kirche Gottes vorzustehen! — Darauf ermahnte er die Prälaten, und die gesammte Geistlichkeit, sich bei der Wahl genau an die heilsam bestehenden Kirchensatzungen zu halten ꝛc. Alle Geistliche fielen einstimmig auf Gallus, dessen Einsichten und Tugenden allgemein bekannt wären; allein der demüthige Mann wälzte von sich die Ehre ab, und schlug seinen Diakon Johann vor, welcher Vorschlag sogleich von Allen genehmiget wurde.

Wie also einst Volk und Geistlichkeit, so wählten nachher den Bischof Adel und Geistlichkeit, wo nicht der Fürst selbst das Ernennungsrecht sich aneignete; bis später Wahlfreiheit das traurige Losungswort zu heftigen und blutigen Kriegen zwischen Kirche und Staat wurde, und das im blutigen Kampfe erstrittene Wahlenrecht ausschließlich an den ganzen Diöcesanklerus kam, der aber ohne Eifersucht darüber wegsah, wenn es in seinem Namen die Geistlichkeit der Kathedralkirche, die bedeutende Collegialstifter, die die Aebte und Ministerialen der größern Klöster übten, unter welchen Umständen es für die Domkapitel keine sonderlich schwere Aufgabe war, es schon im dreizehnten Jahrhundert ausschließlich an sich zu bringen, und sich durch Ueberlegenheit der hohen Geburt allein als das Presbyterium des Bischofs geltend zu machen. Daß man diese Wahlfreiheit schon zur Zeit, in der sie errungen wurde, für keinen Gewinn hielt, erhellt aus den merkwürdigen Worten des Kaisers Friedrich I. (bei Arnold von Lübeck B. III. K. 17.) „Als, so lauten die Worte, „die Investituren der Bischöfe nach dem Willen des „Kaisers geschahen, gab es mehr fromme Prälaten, als „nun, da man sie wählt, denn der Kaiser achtete bei der „Ernennung der Bischöfe auf Verdienste, da sie nun oft „nach Gunst gewählt werden." Was der große Kaiser im J. 1186 dem Erzbischofe Philipp von Köln so wahr und bitter sagte, findet seine Rechtfertigung in der Natur der Sache. So große Unordnungen auch in Besetzung der Bisthümer durch die Dazwischenkunft der Fürsten vorfielen, und noch dermalen vorfallen mögen: so ist doch eher zu erwarten, daß würdige Bischöfe von den Fürsten ernennt, als von den Kapiteln gewählt werden; denn aus leicht begreiflichen Gründen ist den Kapiteln öfter, als den Fürsten damit gedient, einen schlechten Bischof zu haben.

Und wo haben Neid und Eifersucht, Ehrgeitz und Habsucht und andere häßlichen Leidenschaften mehr Spielraum, wo ist Bestechung leichter, als bey der Wahl, welche von einer geschlossenen Corporation vorgenommen wird? — Fenelon, Bossuet ꝛc. wurden Bischöfe durch königliche Ernennung; würden sie es auch durch die Wahl der Kapitel geworden seyn? — Damit wird nicht gesagt, daß die Besetzung der Bißthümer ein landesherrliches Recht sey; der Behauptung würde die älteste Kirchenpraxis widersprechen. Es kann allerdings ein landesherrliches Recht werden, wenn diejenigen es der Landeshoheit übertragen, denen es ursprünglich gehörte. Dadurch wäre die Unabhängigkeit der Kirche nicht nothwendig gefährdet, weil Kirche und Klerus in seinen hierarchischen Abstufungen nicht das Gleiche sagen. Geistliche sind in der Kirche, was die Beamten im Staate, beide sind Diener nach ihrer Art. So wenig die Beamten den Staat, eben so wenig bilden die Geistlichen allein die Kirche. Fast überall ist es dasselbe Volk, das sich zu Staats- und Kirchenzwecken verband; wenn man also völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate im Allgemeinen fodert, so fodert man das Unmögliche. Jedes Regiment halte sich an sein angewiesenes Gebiet, und hüte sich, in das Gebiet eines andern herüber zu streifen. Wo jede Gesellschaft frei sich im angewiesenen Gebiete bewegen kann, ist Klage über gefährdete Unabhängigkeit am unrechten Orte. Unabhängigkeit der Kirche ist doch wohl nicht unbeschränkte Herrschaft der obersten Kirchenvorsteher; wer könnte der Kirche so übel wollen, und diese Unabhängigkeit zurückwünschen, die einst so bittere Früchte trug? — Eben so wenig besteht kirchliche Unabhängigkeit im Glanze des Gottesdienstes, in Prachtgebäuden, in unermeßlichen Reichthümern, in ungebundener Ueppigkeit der Geistlichen, in blinder Unter-

würfigkeit der Laien unter die Machtsprüche der Bischöfe, weil wir dann die apostolischen Kirchen der ersten Zeiten beklagen müßten. Man sorge dafür, daß die Religion allseitig ins Leben der Glaubigen eingreife, und daß Männer ins heilige Amt kommen, die mit wahrer Frömmigkeit dem christlichen Volke vorglänzen! mag dann diese wer immer ernennen oder wählen: die Kirche kann dabei nur gewinnen. Wie leicht könnten dermalen, nachdem bereits alle Domkapitel zu Grabe gegangen sind, alle Besorgnisse niedergehalten werden, wenn man sich der ursprünglichen Wahlart wieder nähern, und die Wahlen der Bischöfe künftig einer verhältnißmäßigen Anzahl geistlicher und ständischer Abgeordneten überlassen wollte! —

Schon sehr frühzeitig wohnten der Wahl eines Bischofs auch benachbarte Bischöfe bei, vermuthlich um darüber zu wachen, daß kein Unwürdiger und kein Ketzer ins heilige Amt käme. Die Standesehre mußte allen gleich nahe liegen. Wo der Bischof blos noch als der erste unter Seinesgleichen galt, dachte man an keine besondere Bischofsweihe; noch hielt man die Weihe, die mit der Aufnahme ins Priesterthum verbunden war, für zureichend. Dadurch rechtfertigte sich die Behauptung älterer Schriftsteller, daß die Weihe des Bischofs mit der Weihe des Priesters dieselbe war. Cypr. Br. 68. Aber bald fand man es der bischöflichen Würde angemessen, den Antritt des heiligen Amtes mit eigener Feierlichkeit zu begleiten. Vielleicht mag die Einführung einer besondern Bischofsweihe auch darin einen Grund gehabt haben, daß zuweilen Männer, welche noch keine Priester waren, ihrer ausgezeichneten Einsichten und Tugenden wegen zu Bischöfen gewählt wurden, obgleich dieser Fälle sehr wenige in der ältesten Geschichte vorkommen. Der Hauptgrund lag ohne Zweifel darin, daß die Meynung immer herr-

schender wurde: der Bischof stehe auf einer wesentlich höheren Stufe als der Priester, und müsse daher auch seine eigne Weihe haben. Mit der Weihe selbst ward es ungleich gehalten. Zuerst scheint das Presbyterium diese Weihe besorgt zu haben; wenigstens behauptet Said Ibe Batrik, der im neunten Jahrhunderte Patriarch zu Alexandrien war, daß es anfangs daselbst so gehalten wurde. Nach seiner Erzählung waren an der Kirche zu Alexandrien einst zwölf Priester und ein Bischof, nach dessen Tod die Priester einen aus ihrer Mitte wählten und ihm die Weihe gaben. Diese Einrichtung soll daselbst bis zum Anfange des vierten Jahrhunderts fortgedauert haben, und dann erst vom Bischof Alexander abgeändert worden seyn. Indessen sprechen sehr alte Kirchengesetze dafür, daß man es bald ziemend fand, die Bischofsweihe von dreien oder zweien benachbarten Bischöfen vollziehen zu lassen, wozu die früh aufgekommene Gewohnheit, zur Wahl benachbarte Bischöfe einzuberufen, die Veranlassung gewesen seyn mag, denen man ehrenhalber die Ordination übertragen zu müssen glaubte.

Mit Erweiterung des Christenthums wuchs das Bedürfniß mehrerer Arbeiter in des Herrn Weinberge. Nicht nur im Lehramte, sondern auch im Armendienste, welcher schon den Aposteln heilige Herzensangelegenheit war, wurden bald Helfer nöthig. Zuerst nach den Bischöfen oder Priestern entstanden die Diakonen. Oft sahen sich die Apostel im christlichen Lehramte durch die Sorge für arme Christen gehindert; wollten sie dem Lehramte ganz angehören: dann waren Versäumnisse und Unrichtigkeiten in der Armenpflege fast unvermeidlich. Wirklich hatte sich schon ein Murren der Glaubensgenossen aus den griechischen Juden gegen jene aus Palästina erhoben, daß ihre Wittwen in der täglichen Handreichung verkürzt würden,

was den Zwölfen schwer aufs Herz fiel. Das bewog sie bey versammelter Gemeine auf die Wahl von sieben Männern unbescholtenen Rufs anzutragen, die voll Geistes und Weisheit, voll Liebe und Erbarmen künftig, vorzüglich im Armendienste, ihre Helfer (Diakonen) seyn sollten. Die Diakonen waren also ursprünglich Almosen-Pfleger, wodurch ihnen aber das Recht nicht benommen war, auch im Lehramte nach dem Drange ihres Herzens auszuhelfen, was sich besonders durch das Beispiel des frommen Diakons Stephanus bewährt, dem für seinen Bekehrungseifer die erste Martyrpalme wurde. Da die Christenheit sich bald, großentheils nach dem jüdischen Typus, zu einer eigenen sichtbaren Kirche constituirte, und daher nach und nach viele Einrichtungen von der jüdischen Synagoge auf die christliche Kirche übertragen wurden: so mußten bald auch den Diakonen Geschäfte zugewiesen werden, die mit den Geschäften der jüdischen Synagogendienern viel Aehnliches hatten. Besonders mußten sie zum Abendmale die nöthige Zubereitung treffen, und es dem Volke überreichen, wie uns dessen Justin in seiner Schutzschrift an K. Antonin, und Cyprian in seinem Buche von den Gefallenen versichern. An manchen Orten durften sie auch der Versammlung aus der heiligen Schrift vorlesen. Man übertrug ihnen sogar später Geschäfte, wozu sonst nur den Priestern das Recht zustand, so z. B. durften sie im Namen des Bischofs (doch vermuthlich nur dann, wenn kein Priester da war) die Taufe ertheilen, wie Tertullian in seiner Abhandlung von der Taufe berichtet. Cyprian Br. 18. erlaubte ihnen sogar, wenn kein Priester zu haben war, Sterbenden das Sündenbekenntniß abzunehmen. Eines ihrer Hauptgeschäfte war die Besorgung der Kircheneinkünfte, worüber sich aber die Bischöfe bald die ausschließliche Bestimmung vorbehielten, und je-

nen nichts weiter, als die Einnahme und Verwaltung überließen. Da die Diakonen mit den Priestern nicht gleichen Rang hatten, so ist es denkbar, daß auch ihre Ordination in den ältesten Zeiten nicht jedesmal von dem Bischof besorgt werden mußte, sondern in dessen Abwesenheit von einem Priester vorgenommen werden konnte und durfte. Ein Beispiel der Art scheint noch am Ende des dritten Jahrhunderts der bekannte Felicissimus zu Cartha-go nach Cyprians Br. 52. darzubieten. Aus allem geht hervor, daß einst Manches anders war, und daß eben darum nicht jede Abänderung in kirchlichen Formen und Uebungen sogleich als Hochverrath an Christenthum und Kirche angesehen werden darf.

Geringere Kirchendiener wurden durch immer steigende Verherrlichung der christlichen Gottesverehrung bei größern Gemeinen nothwendig. Von den Lectoren oder Vorlesern macht schon Tertullian Erwähnung. Subdiakonen, welche den Diakonen manche der niedrigen Geschäfte abnahmen, erschienen an den Kirchen zu Rom und Karthago erst ge-gen das Ende des dritten Jahrhunderts. So die Akolu-then, denen oblag, die Lichter anzuzünden, und den Abendmalswein herbeizutragen; die Exorcisten, die dazu aufgestellt waren, durch Beschwörungen Besessene zu hei-len; die Thürhüter, deren Geschäft war, bei den Ver-sammlungen an den Thüren zu wachen, daß keiner hin-eingehe, dem nicht der Zutritt gebührte. Bei kleinern Gemeinden wurden derlei Geschäfte meistens alle von Dia-konen besorgt. Es kommen im Kirchendienste damaliger Zeit sogar Priesterinnen und Diakonissen vor. Die Prie-sterinnin waren Wittwen, und wie Mütter in der Ge-meine öffentlich geehrt. Sie führten über die Sitten weib-licher Mitglieder Aufsicht; sie mußten Personen ihres Ge-schlechts im Christenthum unterrichten; auch nahmen sie

Antheil an der Erziehung der Waisen, und halfen die Taufe weiblicher Katechumenen mit verrichten. Sie wurden auf der Synode zu Laodicea im vierten Jahrhundert abgeschafft. Indessen fanden sich hier und da noch Spuren von ihnen, da bereits schon das sechste Jahrhundert auf der Neige war. Der Diakonissin erwähnt schon Plinius in seinem bekannten Briefe. Ihr Beruf war, mit den Priesterinnen auf die weiblichen Katechumenen Acht zu geben, sie im Christenthum zu unterweisen, sie bei der Taufe zu entkleiden, Kranke zu pflegen, und überhaupt da Dienste zu thun, wo Entblößung eines weiblichen Körpers nöthig war. Auch sie hießen Wittwen. Allmählig scheint zwischen ihnen und den Priesterinnen aller Unterschied aufgehört zu haben, bis endlich die letzte Spur ihres Daseyns erlosch.

Wie so Manches ging unter, was einst zu heiligen Zwecken da war, und wie so Manches kam dagegen in späterer Zeit auf, das man nach veränderten Umständen und Verhältnissen zweckdienlich glaubte! — Noch bestand damals unter den Bischöfen verschiedener Sprengel keine eigentliche Bundesverfassung; man wußte unter ihnen noch nichts von einem Verhältniß der Subordination, das erst später durch Umstände erzeugt wurde. Ueber kirchliche Angelegenheiten verfügte für seine Diöcese jeder Bischof, mit Geistlichkeit und Volk einverstanden, frei und nach eigenem Gutbefinden, wobei ihm die Lehre Jesu und die Anordnungen der Apostel die einzige Verhaltungsregel waren. Noch hatte sich keiner über die andern erhoben, und das Recht sich angemaßt, ihnen Weisung zu geben. Unter allen herrschte vollkommene Gleichheit, und größeres Ansehen unter Gleichen gaben nur überwiegende Einsichten und Tugenden. Darum fehlte es doch nicht ganz an einem Princip der Einheit unter allen christlichen

Gemeinen. Ein Glaube, eine Taufe, ein Jesus, ein Gott hatte von Anfang an Einheit in alle gebracht, und dieß leitete von selbst zu dem Gedanken, daß auch alle im gleichen Streben nach Tugend und Gottergebenheit übereinstimmen mußten, und daß außer einer solchen Verbindung keine wahre Kirche gedenkbar sey. Mochte auch zuweilen da und dort über Lehrbegriff und Gebräuche Verlegenheit, Zweifel und Zwist entstehen: man fand noch immer ein wirksames Mittel dagegen in den wechselseitigen, mündlichen und schriftlichen Mittheilungen und Berathungen; wozu schon die Apostel und ihre unmittelbaren Schüler das Beispiel gaben. Diese Mittheilungen nahmen mit der Vermehrung der Gemeinen, und unter den Verfolgungen zu. Man suchte sich gegen den Andrang von Gefahren stets enger zu verbrüdern; um eine feste Verbindung mit auswärtigen Gemeinden sicher zu erzielen, sah man Bischöfe hin- und herreisen, in der Absicht, über gemeinsame Maaßregeln miteinander mündliche Abrede zu nehmen. Wir wissen aus der Geschichte, daß diese Absicht schon den Bischof Polykarp von Smyrna und den Bischof Ignatz von Antiochien bis nach Rom geführt habe. Es lag in der Natur der Sache, daß man vorzog, sich bei Kirchen Raths zu holen, die ihre Abkunft unmittelbar von den Aposteln ableiten, weil man glaubte, daß daselbst die apostolische Tradition am reinsten ausgeboten werde. Auch gaben die Gemeinen einander von Zeit zu Zeit Bericht von ihren Angelegenheiten und Schicksalen durch Briefe, welche in den Versammlungen vorgelesen wurden; sie schickten einander Bothen, um sich in Noth und Gefahr wechselsweise aufzumuntern, zu trösten, zur Beharrlichkeit zu ermahnen und durch Belehrung zu stärken; sie theilten einander ihre Ansichten und Kirchengesetze mit, um unter Christen Zwietracht zu verhüten, und durch eine Allge-

meinheit des Bekenntnisses und der Verfassung den Vorwurf der Heiden zu lähmen, als wäre die christliche Kirche ein Gebäude ohne Haltung, das in den Fundamenten schwankend, früher oder später wieder auseinander fallen müßte. Diese auf Mittheilungen ruhende Einheit genügte, so lange der Diöcesen nicht zu viele, und diese nicht von zu großem Umfange waren, besonders da noch Christenthum vorzüglich als Herzensangelegenheit galt, und als dürrer Lehrbegriff weniger gewürdigt wurde. Je mehr das Christenthum sich ausbreitete, je größer die Zahl der bischöflichen Kirchensprengel wurde, und je weiter diese sich ausdehnten, je mehr man davon abkam, das Princip der Einheit im Bund der Herzen zu suchen, und je schärfer man das Maaß des Glaubens bestimmte, als die vorzüglichste Bedingung des Heils: desto schwieriger mußte für Bischöfe die Aufgabe werden, neben ursprünglicher Gleichheit und Unabhängigkeit auf die Dauer Einheit zu erhalten, und mit Erfolge verderbliche Zwiste zu verhüten. Alle Umstände eigneten sich also dazu, daß nach und nach nothwendig ein Verhältniß der Subordination eintreten mußte.

Eine Hauptveranlassung dazu wurden die mancherlei Streitigkeiten, die sich bald über den dogmatischen Lehrbegriff erhoben. Man fing frühzeitig über das Dogma zu philosophiren an, und es bald mit dieser, bald mit jener Schulmeinung zu verbinden. Besonders verbreitete sich aus der Alexandrinischen Schule, dem Hauptseminarium für christliche Gelehrte und Prediger, die Idee von dem göttlichen Logos, worüber nachher so lange und bitter gestritten wurde. Unglücklicher Weise grübelte man mehr über die Person Jesu, als über seine Lehre. Indem man der christlichen Lehre die Gestalt einer höhern Schulweisheit zu geben suchte: erweiterte sich über Gebühr der vorhin

einfache Lehrbegriff zusehends, und dadurch ward zu heftigen Spaltungen unter den Religionslehrern der Grund gelegt. Um nun zu verhüten, daß die christliche Kirche nicht in immer mehr Partheien zerfalle, nahm man als Grundsatz an, daß der Glaube der Mehrheit als Richtschnur zu betrachten sey. Der allgemein herrschende, der allgemein angenommene Glaube mußte fortan als der allgemein wahre gelten. Einzelne Personen oder Gemeinden, die davon abwichen, sollten als Sektirer und Ketzer angesehen werden. Durch diese Maaßnahme sollte die Kirche zu einer ihr bisher mangelnden Einheit gelangen, und sich für alle Zukunft durch Allgemeinheit oder Katholicität auszeichnen; es sollte dadurch der Friede unter den Christen eine unerschütterliche Festigkeit erhalten. Aber die Geschichte lehrt, daß man diesem Frieden eine schwankende Stütze gab. Wer kennt nicht die Verwirrungen und Zerwürfnisse, wozu schon in den frühesten Zeiten die Gnostiker verschiedenen Namens, und nach ihnen Noetus, Sabellius, Paulus von Samosata ꝛc. die Veranlassung waren, weil sie den kühnen Versuch machen wollten, durch eine sogenannte morgenländische Philosophie das System der christlichen Religion zu erklären und zu läutern? — Wer erinnert sich nicht der Blutströme, die von den Anhängern des Athanasius und Arius vergossen wurden; der Keulen, womit in Afrika die Schüler des Bischofs Donatus von Tunis gegen die Parthei des Bischofs von Hippon, Augustin fochten, der heiligen Wuth Cyrills gegen diejenigen, welche Marien die Mutter Jesu, und nicht die Mutter Gottes nannten; der Raserei der Christen, die im J. 415 in Alexandrien die schöne Hypatia von ihrem Lehrstuhle rissen, worauf sie Platos Philosophie vortrug, sie bei den Haaren auf den öffentlichen Platz schleppten und mordeten, weil der Theolog, der sie

anführte; von der Parthei des Aristoteles war? — Ich schweige von spätern Gräuelscenen, wovon Meinungskriege die giftige Quelle waren, und von den sieben und zwanzig blutigen Spaltungen, wodurch Europa verheert wurde. Man hätte nie vergessen sollen, daß sich unter Menschen Einheit der Ueberzeugungen so wenig dekretiren lasse, als Einheit der Geistesanlagen, und der Gelegenheiten und Mittel zu ihrer Entwickelung und Ausbildung. Ueber Wahrheit entscheiden Gründe, nicht Befehle; und bei Berathungen darüber soll man die Stimmen wägen, nicht zählen. Demungeachtet glaubte man im Glauben der Mehrheit die Norm für Alle zu finden, und bedachte wohl nicht, daß sich der menschliche Geist gegen eigne Ueberzeugung an keine Glaubensnorm binden lasse.

Um Religionszwiste beizulegen, und Zersplitterung des christlichen Lehrbegriffes zu verhüten, traten nun benachbarte Bischöfe auf Synoden zusammen, hielten über Lehre und Disciplin gemeinsame Abrede, und gaben Entscheide, wie es im Kirchenwesen künftig von allen gehalten werden solle. Wie gerne man einen solchen Kirchenbund befestigte, und jede Disharmonie, auch selbst in blos äusserlichen Kirchenordnungen abstellte: bewiesen die vielen Synoden, welche schon im zweiten und dritten Jahrhunderte, in Kleinasien und Afrika vorzüglich gehalten wurden.

Anfänglich waren es nur die Bischöfe einer Provinz, welche solche Kirchenconvente hielten. Bei dem Entscheiden gab weniger die heilige Schrift den Ausschlag, als die Uebereinkunft der anwesenden Bischöfe, und das Vorgeben einer von den Aposteln her fortgeerbten Ueberlieferung; was später ein bequemes Argument pro und contra wurde, und mehr dazu diente, Glaubensfehden zu nähren, als sie niederzuhalten. Da sich auf diesen Con-

venten die Bischöfe bald das Ansehen der Richter gaben, und man vorzügliches Gewicht auf das Gutachten solcher Bischöfe zu legen bereits gewohnt war, welche von den Aposteln gestifteten Kirchen vorstanden: so kam bald ein Unterschied des Rangs und der Macht unter den Bischöfen selbst auf. Daß menschliche Leidenschaft auch hier sich einmengte, und besonders der Ehrgeiz zum Emporkommen ein Mittel benutzte, das aus der Natur der Sache entsprang, wer möchte das läugnen, der in der Geschichte nicht ganz Fremdling ist? — Die Berathungen über kirchliche Angelegenheiten geschahen meistens in den Hauptstädten der Provinzen: was war natürlicher, als daß die Bischöfe dieser Hauptstädte bei Zusammenkünften daselbst die ersten Stellen einnahmen, und eben dadurch ihr Ansehen steigerten? — So entwickelte sich also fast unmerklich das Metropolitansystem, und die politische Verfassung wurde das Vorbild, das man in der Kirche copirte: wo der Sitz eines Stadthalters war, wollte auch der Bischof mehr gelten; auf den höhern Rang der Stadt stützte er seinen eigenen. Bald hatten nun andere Provinzialbischöfe weniger zu bedeuten, und der Bischof der Hauptstadt wurde ohne Einrede ihr geistlicher Oberherr, der auf Synoden das erste Wort hatte.

Glaubenszwiste gaben Gelegenheit, daß selbst Bischöfe mehrerer, oft von einander entlegener Provinzen, zur gemeinsamen Berathung sich versammelten, wo es denn manchen Bischöfen der vorzüglichsten Städte nicht sonderlich schwer fiel, zu einem entschiedenen Uebergewicht zu gelangen. Schon im 3ten Jahrhunderte hatten sich ungefähr zehn Bischöfe so weit über ihre übrigen Mitbrüder erhoben, daß diese fortan im ziemlichen Abstand hinter jenen zurückblieben. Jedem war das Ansehen seiner Stadt das Mittel und der Maasstab sein eigenes zu begründen. Die

Bischöfe zu Rom, Alexandrien, Antiochien, wurden bald die mächtigsten und angesehensten, und es gelang ihnen, in kurzer Zeit die Bischöfe mehrerer Provinzen unter sich zu bekommen, während der Bischof von Jerusalem, welcher nach dem Alter der Kirche den Rang behaupten sollte, noch lange in Schatten gestellt wurde. Auch die Bischöfe zu Cäsarea, Karthago, Lyon ꝛc. waren sehr angesehen. Vor allen aber wurde der Bischof zu Rom durch Rang und Achtung ausgezeichnet, weil er als der Nachfolger des Ersten der Apostel betrachtet wurde, und man an der Kirche zu Rom die Quelle apostolischer Tradition am reinsten und ungetrübtesten zu finden glaubte, und vorzüglich, weil von Rom aus, als der Hauptstadt des Reichs, die Verbindung der Einheit und Allgemeinheit am leichtesten zu erzielen schien.

Indessen bestand unter den Bischöfen der gesammten Kirche, und verschiedenen Ranges, noch immer keine feste Bundesverfassung. Diese fand erst statt, nachdem die hierarchische Ordnung angefangen hatte, nach dem Subordinationssystem sich zu richten, welches Constantin der Große unter seinen weltlichen Staatsbeamten einführte. Fortan, nachdem der Staat endlich die Kirche, als ein schon ausgebildetes Institut, in sich aufgenommen hatte, gewannen die Bischöfe Rang und Würde, nicht mehr als einen freiwilligen Tribut der Gläubigen, sondern Kraft landesherrlicher Bestättigung. Nun folgten in abgemessenen Abstufungen die Bischöfe, Metropoliten, Primaten und Patriarchen auf einander. Nach dieser einmal eingeführten und gesetzlich anerkannten Rangordnung wuchs die Begierde zusehends, sich immer höher, und sogar bis zur Alleinherrschaft in der Kirche empor zu heben.

Noch waren aber für den Bischof von Rom keine ganz günstige Aussichten. Nachdem die Kaiser ihre Resi-

denz nach Konstantinopel verlegt hatten, verlor er einen Theil des Glanzes, der vom Hofe auf ihn herabfiel, und bekam an dem Residenz-Bischof einen mächtigen Nebenbuhler, dem, wie ihm, auch bald mehr daran lag, in weltlichen Dingen den Satrapen zu spielen, als der christlichen Lehre zu dienen. Beide wollten herrschen, und in Führung des Kirchenregiments keinem andern nachstehen. Sie hätten nie vergessen sollen des ausdrücklichen Gebotes Jesu, wodurch seinen Schülern aller Rangstreit untersagt ist. Luk. XXII. 25; nie seiner unzweideutigen Rede: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" Joh. XVIII. 36. Kaum war der neue Hofbischof in die Reiche der Patriarchen getreten, unter welchen der schon damals überaus reiche und mächtige Bischof Roms, aus schon angeführten Gründen, den unbestrittenen Vorrang hatte: wollte der wechselseitigen Reibungen kein Ende mehr werden. Der auf seinen bereits errungenen Rang eifersüchtige Bischof von Rom sah dies voraus; daher widersetzte er sich aus allen Kräften der Erhebung des Bischofs von Konstantinopel, weil er dadurch seine eigene Hoheit gefährdet glaubte. Er wußte zu wohl, auf welcher Unterlage sein Primat ruhe, um nicht besorglich aus ähnlichen Ursachen auf ähnliche Wirkungen zu schließen. Ihm bangte vor den günstigen Ortsverhältnissen des neuen Hofbischofs, der dadurch leicht verlockt werden dürfte, nach dem ersten Range in der kirchlichen Hierarchie zu streben, weil damals noch die göttliche Institution des römischen Primats eine unerhörte Lehre war, was sich aus dem merkwürdigen Ausspruche der Väter zu Nicäa ergibt, die sich bey Bestimmung der hierarchischen Rangordnung einzig auf hergebrachte Gewohnheit beriefen. Daß die Besorgnisse des Bischofs von Rom nicht grundlos waren, haben die nachherigen Versuche bewiesen, welche die neuen Bischöfe zu Konstantinopel sich

erlaubten, wenn auch nicht dem Namen nach, doch an kirchlicher Macht ihm vorzukommen. Er fand daher im dritten Kanon des zu Konstantinopel im J. 381 gehaltenen ökumenischen Kirchenraths keine völlige Beruhigung, weil dadurch zwar der Ehrenrang bestimmt, aber nicht die Macht begränzt wurde. Es heißt im Kanon nur: „Der Bischof von Konstantinopel soll den ersten Rang nach dem Bischofe von Rom haben, weil Konstantinopel die Residenzstadt des Kaisers, und folglich Neu-Rom, die zweite Hauptstadt des Reiches sey.“ Daher auch in der Folge noch die Regsamkeit des Bischofs von Konstantinopel, sich einen ausgedehntern und seinem erhabenen Range angemessenern Kirchensprengel zu erwerben, der ihm auch wirklich durch den 28ten Kanon der ökumenischen Synode zu Chalcedon im Jahr 451. nebst der Patriarchalwürde zuerkannt wurde, mit allen Rechten eines Patriarchen, wie sie bereits von Andern über ihre angewiesenen Sprengel geübt wurden.

Lange noch wurde von der Wachsamkeit und Eifersucht der Primaten und Patriarchen, und vorzüglich des Patriarchen zu Konstantinopel das eigentliche Pabstthum oder die Kirchenmonarchie verzögert, obgleich Roms Bischöfe es an Vorbereitungen nicht ermangeln ließen, die unter günstigen Umständen früher oder später zum Ziel führen mußten. Sie ließen nicht leicht eine Gelegenheit vorüber, den schon frühzeitig errungenen Ehrenprimat in einen Jurisdictionsprimat umzuschaffen. Stand einmal der ersehnte Jurisdictionsprimat da: dann war der Uebergang zur Kirchenmonarchie nicht sonderlich schwer, weil beide auf gleicher Linie stehen, was besonders der abendländischen Ktrche bald fühlbar wurde. Die Hierarchen des Morgenlandes waren behutsamer, und hielten strenger auf ihre Rechte, als jene des Abendlandes: sie räumten

dem römischen Stuhle nie mehr ein, als den Ehrenprimat. Aber eben dieses beharrliche Verweigern eines gerichtlichen Primats zerwarf das Morgen- und Abendland, und führte allmählig die gänzliche Trennung beider Kirchen herbei, welche zu eben der Zeit eintrat, und eintreten mußte, als Rom seine kirchliche Monarchie aufzustellen begann.

So sehr indessen Roms Bischof andern schon früh an Ansehen überlegen war, und man schon in ältesten Zeiten bei ihm sich zuweilen Raths erholte, wenn Zwiste über Meinungen oder Ansprüche auszugleichen waren; und so groß immer seine Sorgfalt seyn mochte, keinen Anlaß unbenutzt vorüber zu lassen, durch welchen er seinem Zwecke unmerklich näher kommen konnte, alle andere von sich abhängig zu machen: so behaupteten doch lange noch andere Patriarchen und Priester neben ihm die gleiche Gerichtsbarkeit, und erkannten über sich keine andere Autorität, als die der allgemeinen und Nationalsynoden, deren Beschlüssen sich der römische Bischof so genau, als andere Bischöfe jeden Rangs fügen mußte. Erst nach der Theilung des römischen, und vorzüglich nach dem Untergang des abendländischen Reiches, als die Barbaren, welche Italien ꝛc. erobert hatten, sich mit der römischen Kirche vereinten, erhielt eigentlich die Macht des Bischofs in Rom entschiedenes Uebergewicht, den die Römer als ihren Herrn ansahen, weil er allein in der Stadt blieb, während die Häupter der Barbaren, die schnell einander folgten, hier nie residirten. Der politischen Schwächung und endlichen Vernichtung des abendländischen Reichs, und noch mehr dem Stifter der neuen Religion der Araber, verdanken die Bischöfe in Rom vorzüglich die Vergrößerung ihrer Macht. Die Exarchen zu Ravenna hatten zusehends weniger zu bedeuten. Nach der Eroberung Syriens durch

die Muhamedaner, verlohren die wichtigen Kirchen von Jerusalem, Damascus, Antiochien ꝛc. Ansehen und Einfluß. In Konstantinopel zankten sich die Christen um Glaubenslehren; die Muhamedaner und der Pabst vortheilten von dieser Schwäche des morgenländischen Reiches und der morgenländischen Kirche. Endlich, wie schon oben bemerkt wurde, lösete sich die griechische Kirche, die sich der beginnenden Kirchenmonarchie durchaus nicht fügen wollte, durch ein förmliches Schisma von der römischen ab, die nun im Abendlande um so mehr sich geltend machte. Von der Zeit an vegetirte die griechische Kirche unter theologischen Streitigkeiten fort, bis das Schwerdt der Türken ihnen und dem griechischen Reiche ein Ende machte. Auf diesem und keinem andern Wege hat die römische Kirche ihr Uebergewicht erlangt, das sie durch schlau gewählte Mittel nachher zu erhalten und zu vergrößern wußte.

Der Name Papa (Pabst) wurde in frühern Zeiten allen Bischöfen beigelegt; später gab man ihn gewöhnlich nur den Patriarchen, endlich blieb er nur noch dem römischen Bischofe, nachdem es ihm gelungen war, sich zum Vater aller Gläubigen, zum allgemeinen Bischof der gesammten katholischen Kirche hinaufzusteigern, von dem alle Macht ausfloß, an welcher er andere Bischöfe nach Gutbefinden wollte Theil nehmen lassen. Um indessen auf diese schwindelnde Höhe zu kommen, und zur kirchlichen Alleinherrschaft zu gelangen, mußte er noch unter den fränkischen Königen und Kaisern noch manche Umwege betreten, manche Versuche machen. Pabst Gregors, mit dem Beinamen des Großen, merkwürdige Erklärung, um den Stolz des Patriarchen Johannes von Konstantinopel nieder zu halten, der sich den Titel eines ökumenischen Bischofs beilegte: „wenn's einen allgemeinen Bischof

gibt, so sind demnach alle übrigen keine Bischöfe mehr; si unus universalis est, ergo ceteri episcopi non sunt," kam unter seinen Nachfolgern bald in Vergessenheit. Freilich sollte diese Erklärung mehr dem übermüthigen Nebenbuhler gelten, als für die Folgezeit allgemeine Regel werden; weil schon Pelagius II. oder vielmehr der demüthige Servus servorum selbst unter dessen Namen bereits den bestrittenen Titel geführt, und kein Mittel unversucht gelassen hatte, nach allen Richtungen seine geistliche Gerichtsbarkeit zu erweitern, was ihm großen Theils gelang. Aber Gregors Geist war von seinen Nachfolgern gewichen, und seit seinem Tode begann der Glanz des römischen Stuhls wieder zu erlöschen, und sein Ansehen stets tiefer zu sinken. Fast alle Länder, England allein abgerechnet, hatte sich wieder von Rom unabhängig gemacht, bis unter Sergius, dessen Streben dahin ging, sich von Konstantinopel loszureisen, die kirchliche Angelegenheiten eine völlig neue Richtung nahmen. Des schlauen Mannes Absicht war, auf Kosten der weltlichen Macht seiner Kirche neue Vorzüge zu erwerben. Das Gelingen des Wagestückes verbürgte ihm, und seinen Nachfolgern, die Schwäche der Kaiser, die mit ihrer Erhaltung auf dem wankenden Throne so viel im Orient zu thun bekamen, daß die Päbste zur Ausführung ihrer Vergrößerungsplane freie Hand behielten, und durch Hofbefehle, die ohne kräftigen Vollzug waren, nicht so leicht in Verlegenheit kamen. Schon im Anfange des achten Jahrhunderts wäre es den Päbsten eine leichte Aufgabe gewesen, Italien der griechischen Oberherrschaft zu entziehen; aber dann war es in Gefahr, von den Longobarden unterjocht zu werden: sie fügten sich also noch der wenig drückenden Regierung, welche im Namen des Kaisers der Exarch in Ravenna führte, und suchte, wenn dieser ihnen wehe thun wollte, bey den

Longobarden Schutz, ohne jedoch von der einmal angenommenen Maxime in Ansehung des politischen Gleichgewichtes abzugehen, das allein ihrem Vortheil zur Zeit noch zusagte. Sie fanden es ihrem Interesse angemessen, sich weder dem Kaiser, noch den Longobarden ganz und unbedingt in die Hand zu geben. So blieb es bis auf Gregor III., der unbesonnen mit dem kaiserlichen Hofe brach, wozu ihm der Bilderstreit Veranlassung war, und der nebenbei noch gegen die Longobarden sich offene Fehde erlaubte. Im Gedränge suchte nun der Pabst bey den Franken Hilfe, deren Namen unter Karl Martell berühmt wurde, der sich aber durch keine Vorstellungen und Bitten bewegen ließ, um des Pabstes willen einen Krieg gegen die Longobarden zu wagen. Besser gelang es dem Pabste Zacharias, die Franken in Italiens Angelegenheiten zu ziehen, nachdem er dem fränkischen Reichsverweser Pipin durch eine günstige Erklärung Vorschub gegeben hatte, den schwachen Childerich vom väterlichen Throne zu entfernen, und ihn selbst einzunehmen. Von nun an bildeten sich engere Verhältnisse zwischen dem Römischen Stuhl und dem Fränkischen Hofe, und alle Umstände begünstigten fortan das Emporkommen des Pabstthums.

Aus allem geht hervor, daß die Päbste mit großer Gewandtheit sich des Schutzes der Einen gegen die Andern zu bedienen wußten, und über die Mittel nicht verlegen waren, immer weiter und weiter ihre Macht auszubreiten. Das römische Kirchthum wuchs unter ihrer schlauen Pflege immer höher empor, und trieb beständig neue Ranken, womit es bald alles zu umschlingen drohete, um es mit sich zu einem unzertrennlichen Ganzen zu verbinden. Durch künstliche Vermengung der Interessen des römischen Stuhls mit den eigentlichen Religionsangelegenheiten gelang es meistens, Manches beym Fränkischen Hofe, der zur Zeit

auf dem Welttheater die Hauptrolle spielte, durchzusetzen, was auf andern Wegen der feinsten Politik mißglückt wäre.

Einmal in Mißverhältnissen mit den Longobarden so weit vorgerückt, blieb zur eigenen Rettung dem Pabste kein ander Mittel übrig, als immer fester sich an den fränkischen Usurpator zu halten, und auf alle mögliche Weise seine Gewogenheit zu fesseln: eine Politik, in welcher P. Stephan noch ungleich gewandter, als Zacharias, war. Pipins Wunsch, des Volks Unwillen über Childerichs Enthronung durch kirchliche Autorität und päbstliche Salbung zu dämpfen, galt daher dem gefälligen Stephan als Befehl, der so eilig als freudig die folgenreiche Reise nach Frankreich antrat, um da ohne Bedenken den verübten Kronenraub durch die Religion zu heiligen. Die Gefälligkeit ward ihm bald mit dem reichen Geschenke des sogenannten Exarchats von Ravenna vergolten, das Pipin dem Longobarden König Astulf durch Eroberung abgenommen hatte.

Mit den Besitzungen der römischen Kirche wuchs ihr Ansehen und ihre Ueberlegenheit im Abendlande. Das Kirchensystem, das den päbstlichen Planen entsprach, bildete sich mit jedem Jahre mehr aus, besonders seit Karl der Große durch Vernichtung des Longobardischen Reichs dem Pabste den Besitz des ansehnlichen Lehens gesichert hatte, und es dem Pabst Leo III. gelungen war, durch Ueberraschung mit der abendländischen Kaiserwürde seine Erkenntlichkeit in besondern Anspruch zu nehmen. Von der Zeit an trafen alle günstigen Umstände zusammen, die Grenzen der päbstlichen Macht zu erweitern. Bonifaz, der in Thüringen, Hessen und Baiern das Bekehrungswerk trieb, that sein Möglichstes, die neuchristlichen Provinzen nach dem Interesse des päbstlichen Stuhls zu organisiren. Die Päbste selbst versäumten keine Gelegen-

heit, die Bischöfe in den altchristlichen Provinzen des fränkischen Reiches durch Verleihung des Palliums an ihren Stuhl zu knüpfen. Da nicht nur Karl der Große, sondern auch Ludwig der Fromme oder Schwache, und Lothar aus der Hand des Pabstes die Kaiserkrone angenommen hatten: so befestigte sich bald die Meinung, daß der Kaiser vom Pabste gekrönt werden müsse; wodurch der Pabst über andere Hierarchen ein entschiedenes Uebergewicht erhielt. Durch Ludwigs Schwäche begünstiget, wagte er bald verdeckte Versuche, sich der fränkischen Oberherrschaft zu entziehen, und eigenmächtig über Rom zu regieren. Nichts empört mehr, als Gregors IV. Uebermuth, womit er gegen den Kaiser vorzutreten wagte: stolz drohte er den fränkischen Bischöfen, die es mit dem rechtmäßigen Regenten hielten, mit dem Banne; und als darüber erstaunt diese Bischöfe an den Pabst ein nachdrückliches Schreiben ergehen ließen, in welchem sie ihn Bruder nannten; erwiederte er in barschem Tone: „meine Würde ist viel zu erhaben, als daß ihr euch unterstehen dürfet, ohne Beleidigung mich Bruder zu nennen. Ihr müßt wissen, daß ich auf meinem Throne mehr zu befehlen habe, als euer Ludwig." Vita Ludovici pii cap. 14. ad an. 833. ap. du chesne T. VI. Mit Abnahme der kaiserlichen Macht stieg das Ansehen der Päbste, denen schon lange völlige Unabhängigkeit von den Kaisern einziges Strebeziel war. Alles kam begünstigend ihren Bestrebungen entgegen. Da man sich zu Rom unter dem schwachen Ludwig und dessen Nachfolgern, von welchen Karls des Großen Geist gewichen war, wieder gleichsam in die Zeiten zurück versetzt sah, wo die griechischen Kaiser zwar noch Beherrscher von Rom hießen, aber den Päbsten die Sorge für das Wohl des Landes hauptsächlich oblag: so wird begreiflich, daß vielen Römern endlich der Wunsch sich aufdrang, von der fränkischen

Oberherrschaft, die ihnen keinen Vortheil brachte, keinen Schutz gewährte, ganz befreit zu seyn, und daß diese Volksstimmung von den Päbsten benutzt wurde. Indessen wurden zu Rom noch lange nachher die Rechte der Kaiser anerkannt; aber ihre Macht war zu schwach, um diese Rechte mit Nachdruck geltend zu machen, und gegen jeden unbefugten Eingriff zu sichern.

Pabst Nikolaus I. gab das erste Beyspiel einer päbstlichen Krönung, was schon damals Vorbedeutung war, zu welcher Höhe das päbstliche Ansehen hinaufzusteigern die unverkennbare Absicht war. Auch war dieser Pabst ganz dazu geeignet, mit Eifer und Klugheit durchzuführen, was er einmal in seine Vergrößerungsplane aufgenommen hatte. Seine Absichten begünstigte die Ehesache des Lotharingischen Königs Lothar II. die unter den Fränkischen Bischöfen und besonders zu Rom großes Aufsehen machte. Lothar wünschte von seiner Gemahlin Theutberga geschieden zu werden, um eine Geliebte Namens Waldrada heurathen zu können, und die beiden Erzbischöfe, Gunthar von Köln und Thietgaud von Trier nebst den meisten übrigen Bischöfen des Lotharingischen Reiches unterstützten die Wünsche des Königs, dem auf ihr Betreiben von einer Synode zu Achen zur vorhabenden neuen Heurath die ersehnte Bewilligung ertheilt wurde. Gegen die Lotharingischen Bischöfe erklärten sich viele Bischöfe in Frankreich, welche die Sache zum Entscheid dem Pabste vorlegten. Willkommen war diesem eine so schickliche Veranlassung, durch Demüthigung eines Monarchen, und durch Absetzung zweier angesehenen Erzbischöfe seinem Ansehen eine neue Stütze zu geben.

Von der Zeit an kamen der wachsenden Macht der Päbste und der kirchlichen Monarchie selbst die Bischöfe gefällig entgegen. Das Gefühl des Druckes von Seite

weltlicher Regierung, und die wieder hergestellte Metropolitanverfassung, die vor Bonifaz im Fränkischen Reiche fast ganz in Verfall gekommen war, und wodurch sie sich in Uebung ihrer ursprünglichen Rechte beengt glaubte, waren ihnen Antrieb, um sich selbst zu erhalten und fester ihre herkömmliche Rechte zu begründen, zur Erhöhung des päbstlichen Ansehens kräftig die Hand zu bieten, damit ihnen im Nothfalle der Pabst zur Schutzwehr dienen könnte.

Sehnsucht der Bischöfe, sich sowohl gegen den Staat, als gegen die Metropolitane sicher zu stellen, erzeugte vermuthlich jene Sammlung untergeschobener päbstlicher Decretalbriefe, die unter dem Namen des Isidor von Sevilla schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts in Umlauf kam. Der Betrüger mißbrauchte eine ältere Spanische Sammlung von Kirchengesetzen, die von Isidor den Namen hat, und ehedem das vornehmste Handbuch des Kirchenrechts war, um der seinigen Ansehen zu verschaffen. Dieses Werk des heillosesten Betrugs war so recht auf die Unwissenheit damaliger Zeiten berechnet, und sollte dazu dienen, künftig den Staat ganz auf den Altar zu stellen. Es besteht aus einer Sammlung angeblicher Briefe und Decrete der Römischen Bischöfe von den frühesten Zeiten an bis zu Gregor Gr. und hatte den unverkennbaren Zweck, die Rechte und Gewalt, welche die Päbste sich anmaßten, so vorzustellen, wie wenn sie von jeher behauptet, ausgeübt und anerkannt worden wären, und die Erzbischöfe in demselben Grade herunter zu bringen, in welchem die Päbste emporgebracht werden sollten. Diesen unterschobenen Decretalen zufolge war der Pabst der allgemeine Bischof der ganzen Kirche, der Richter aller übrigen Bischöfe; alle wichtigere kirchliche Angelegenheiten und Zwiste mußten vor ihn gebracht, und von ihm ent-

schieden werden; nur er konnte Bißthümer errichten, Bischöfe versetzten und bestättigen, Synoden versammeln, und ihren Beschlüssen bindende Kraft geben; er war sogar berechtiget, Fürsten und Könige mit dem Bann zu belegen, und sie der Regierung unfähig zu erklären; im Pabste sollte sich nach allen Beziehungen eine Machtvollkommenheit vereinigen, von welcher die Welt bisher kein Beyspiel sah. Ueberall wird in diesen falschen Decretalen darauf hingearbeitet, die Geistlichen, und besonders die Bischöfe gegen die Angriffe der Laien sicher zu stellen, ihnen Ehre, Befreiung von Abgaben, und Gerichtsbarkeit in Ansehung aller Sachen zuzueignen, die auf Religion nur entfernt einigen Bezug haben. Die Anklagen gegen die Bischöfe, so sehr sie auf die niedern Geistlichen und auf die Laien drücken mochten, werden so erschwert, an so viele Bedingungen geknüpft, daß ihnen mit einer Klage fast in den meisten Fällen nicht mehr beyzukommen war. Nachdem so der Betrüger zum hierarchischen Despotism den Grund gelegt hatte; durfte man in der Folge nur weiter forthauen, um zu vollenden, was so glücklich angefangen war.

Die Wahrscheinlichkeit, daß der Urheber der falschen Decretalen zunächst die Vortheile der Bischöfe sowohl gegen die Staatsgewalt, als gegen die Macht der Erzbischöfe beabsichtigt habe, wird durch den Umstand erhöht, daß das Lügenwerk im fränkischen Reiche zur Welt kam, wo die Bischöfe in einer drückenden Abhängigkeit von der Willkühr der Regenten lebten. Daher ihr Bestreben, sich dieser Abhängigkeit zu entziehen; daher die Rede von einem kirchlichen Staate und dessen Vorzügen, vom Reiche Christi im Gegensatze gegen das Reich des Kaisers. Schon zu Ludwigs des Schwachen Zeiten wird des Pabstes als eines Stellvertreters Christi gedacht, von welcher Vorstellung der Uebergang zum Glauben an päbstliche Allmacht

folgerecht ist. Die älteste sichere Spur der falschen Decretalen findet sich in einer Sammlung von Gesetzen, die ein Mainzer Diakon Benedict ums J. 845 veranstaltete. Darin kommen schon Auszüge aus besagten Decretalen vor, mit der Bemerkung des Sammlers, er habe Manches aufgenommen, was er zerstreut, besonders im Archiv zu Mainz gefunden habe. Des Erzbischofs Rieulf von Mainz Namen scheint absichtlich ins Spiel gezogen, um der Sage mehr Anstrich zu geben, als hätte sie dieser Erzbischof aus Spanien gebracht, und im Mainzer Archiv niedergelegt, weil nicht wohl zu glauben ist, daß ein Erzbischof den Decretalen Vorschub gegeben habe, die den Vorrechten der Metropolitane so nachtheilig sind.

Die Sammlung, obgleich nicht in Verabredung mit den Päbsten abgefaßt, noch je ausdrücklich von ihnen bestätiget, kam schnell in Umlauf und Ansehen, und dieses Ansehen hob sich mit der steigenden Unzufriedenheit der fränkischen Bischöfe. Noch ehe man in Rom von denselben wußte, hatte Karl der Kahle 857 sie bereits anerkannt. Mehrere Sammlungen von Kirchengesetzen, die nachher ans Licht traten, enthielten bald mehr, bald weniger, was aus diesen Decretalen geschöpft war. Dahin gehören die Sammlungen des um die Geschichte sonst verdienten Regino von Prüm im Anfange des 10ten Jahrhunderts, und des Burkards von Worms, der an der Neige desselben Jahrhunderts schrieb.

Durch solche und ähnliche Vorgänge wurde den Päbsten zur ersehnten Uebermacht immer mehr der Weg geebnet, und sie säumten fortan nicht, des falschen Isidors Grundsätze allgemein zu machen, und bei jeder sich ergebenden Gelegenheit zum Vortheil ihres Stuhles zu wenden, was dem einen mehr, als dem andern glückte. Selbst die widerstrebenden Erzbischöfe wußten sie in ihr Interesse zu

ziehen, nachdem es ihnen gelungen war, die Meinung geltend zu machen, daß die erzbischöflichen Vorrechte an das Pallium geknüpft seyen. Von der Zeit an war des Buhlens der Erzbischöfe um Vorzüge und Auszeichnungen bey dem römischen Stuhle kein Ende mehr. Fast allgemein wurde unter ihnen der Wetteifer, von der Gnade des Pabstes Vortheil zu ziehen. Den härtesten Stoß gab der deutschen Kirchenfreiheit der Erzbischof Hatto von Mainz, der sich gegen den römischen Stuhl so kriechend betrug, daß sich seiner das Vaterland noch schämen muß. Er hat sich in den Beschlüssen der unter seinem Vorsitze zu Trebur 895 gehaltenen Synode eine bleibende Schandsäule errichtet, wo es heißt: „Wir wollen den römischen Stuhl ehren, „und, wenn uns auch derselbe ein kaum zu tragendes „Joch auflegen sollte, es dennoch tragen, und mit from„mer Devotion erdulden." **Conc. Tribur. a. 895. c. 30.**

Daß die Fürsten dieß Ringen der Päbste nach Uebermacht duldeten, wird aus der Unwissenheit des damaligen Zeitalters, aus den nähern Umgebungen der Fürsten, und aus der schiefen Politik derselben erklärbar. Noch stand damals die Kritik auf einer zu niedrigen Stufe, um der unächten Geburt des Isidorischen Wechselbalges auf die Spur zu kommen; und wenn auch dazu einige Geistliche und Bischöfe in sich Einsichten und Kenntnisse vereinigten, so geschah es schon darum nicht, weil es ihrem Interesse besser zusagte, die Fürsten ans Leitband der Kirche zu nehmen. Dazu kam der Mißgriff mißleiteter Fürsten, die sich des päbstlichen Einflusses absichtlich bedienten, um einander selbst desto sicherer zu bezwingen, aber zu kurzsichtig waren, um zu bemerken, daß dadurch unmerklich die Oberherrschaft des Pabstes vorbereitet und begründet werde. Die Ehrfurcht der Fürsten gegen den Pabst, schreibt Paul Sarpi, war ihnen eigentlich nur ein

Mittel zum Herrschen, das sie weislich und fein mit dem Mantel der Religion bedeckten. Wie sehr sich meistens ihre Politik verrechnet habe, lehrt unwiderruflich die Geschichte, und der so langwierige als blutige Kampf zwischen Thron und Altar, der Jahrhunderte lang hinderte, daß kein Reich auf seine Principien kommen konnte. Die Doppelherrschaft, ein päbstlicher Staat in allen Staaten, mußte nothwendig jede weltliche Regierung paralisiren.

Alles schwamm fortan im Meere der Kirche, nachdem das Isidorische Betrugsystem in allgemeine Aufnahme gekommen war, und fast wie ein Glaubensartikel von aller Welt heilig gehalten wurde. Ein Bord des Schiffes war die Lehnherrschaft, das andere die bischöfliche Gewalt, König oder Kaiser das Seegel, und der Pabst saß am Steuerruder und lenkte. Durch die falschen Decretalen, über deren Aechtheit zu zweifeln als Hochverrath an der Kirche galt, war nun die päbstliche Herrschaft über die Christenheit aktenmäßig aufgestellt. Nach des falschen Isidors Grundsatz war der Staat in der Kirche, und ein jedes Reich nichts weiter, als ein Lehen des heiligen Stuhls, über das der Pabst nach Gutbefinden verfügen konnte.

Indessen fanden die päbstlichen Anmaßungen doch noch eine Zeit lang allseitigen Widerspruch. Die Päbste mußten sich noch manche Demüthigung von Kaisern und Königen gefallen lassen. Noch unter Heinrich III. mußten die Römer sich verpflichten, ohne kaiserliche Genehmigung keinen Pabst zu wählen. Aber bald sollte die lästige Abhängigkeit der Päbste von den Kaisern, oder was besser gesagt ist, der unerhebliche Rest dieser Abhängigkeit ganz zu Grabe gehen. Den Plan dazu entwarf ein Diakon an der römischen Kirche, Namens Hildebrand, der schon unter mehreren Päbsten ungemein thätig war, das Ansehen des heiligen Stuhls zu befestigen. Ihn begünstigte

die allgemeine Stimme aller Bessern gegen den eingerissenen Handel mit geistlichen Aemtern, und die Jugend Heinrichs IV. der noch ein Knabe von sechs Jahren war, als durch den Tod seines Vaters der Kaiserthron erlediget wurde. Auf seine Einleitung wurden die künftigen Pabstwahlen von Nikolaus II. 1059. auf einer Synode zu Rom bestimmten Gesetzen unterworfen. Die Verordnung ist merkwürdig, weil durch sie der Grund zum Collegium der Cardinäle gelegt wurde. Nach dieser Verordnung sollten bey künftigen Pabstwahlen weder der deutsche Kaiser, noch das Römische Volk eine Stimme haben, sondern das Wahlrecht einzig von den Römischen Sufraganbischöfen vereint mit den Pfarrern der Stadt geübt werden. Schon nach dem Tode des Pabstes Nikolaus II. faßte Hildebrand den Muth, ohne Rücksicht auf Heinrich IV. die Verordnung in Anwendung zu bringen. Der neugewählte Alexander II. erhielt ohne kaiserliche Bestättigung die Weihe. Ihm folgte auf gleichem Wege Hildebrand selbst unter dem berüchtigten Namen Gregors VII. im Jahre 1073. dem es wohl überlegter Plan war, die Kirche nicht blos unabhängig von der weltlichen Macht zu machen, sondern sogar über dieselbe zu stellen, und jedes Land zum Eigenthum des h. Petrus, und jeden Regenten zum Vasallen seines Stuhles hinabzudrücken. Noch vor seiner Erhöhung war er die Seele des Römischen Hofes, und es geschah nichts, wozu er nicht den ersten Stoß gab, was dem berühmten Damiani Veranlassung war, halb Scherz und Ernst den Pabst **Dominus Papa** — den Hildebrand aber **Dominus Papae** zu nennen.

Mit mehr Erfolg, als seine Vorgänger, benutzte Gregor VII. alle zufälligen Umstände, den päbstlichen Stuhl über alle Thronen zu erheben. Seine Grundsätze waren eben so unerhört, als er in Befolgung derselben

verwegen war. Als Mann, der in sich Geistesgröße mit unerschütterlichem Muthe verband, war er über die Mittel nie verlegen, ans ersehnte Ziel zu kommen. Mit unermüdeter Ausdauer kämpfte er gegen den Wucher, den die weltliche Macht durch Verkauf der kirchlichen Aemter trieb, und gegen das Laster des Klerus. Unerbittlich streng belegte er mit Bann Alle, welche durch Simonie ins geistliche Amt kamen, und alle Geistlichen, welche im Ehestande, oder im Concubinat lebten. Um dem Unfug den Todesstoß zu geben, that er das Mögliche, aus den Händen der Fürsten die Besetzung aller Kirchenämter zu reißen, und durch Vorbehaltung dieses Rechtes das Interesse des gesammten Klerus an seinen Stuhl zu binden, was besonders für Deutschland, wo Bischöfe und Aebte im Staat viel zu bedeuten hatten, von umfassenden Folgen war, und das kaiserliche Ansehen an der Wurzel verwundete. Daher der Kampf auf Tod und Leben zwischen Thron und Altar. Gregor VII. bestand unerschütterlich fest auf seinen Foderungen, und Kaiser Heinrich IV. war nicht geneigt, etwas seinen wohlerworbenen Kronrechten zu vergeben. Von unbefugten Ansprüchen und Widersprüchen kam es bald zu wechselseitigen Drohungen und gewaltsamen Vorkehrungen. Keiner wollte sich den andern über den Kopf wachsen lassen; Jeder suchte seinen Anhang zu verstärken; von beiden Seiten erfolgten die ärgerlichsten Auftritte. Der Kaiser ließ den Pabst absetzen; der Pabst belegte den Kaiser mit dem Banne, und erklärte dessen Thron erledigt. Gregors größtes Wagestück war des Kaisers Mißhandlung zu Canossa. Zur Erniedrigung und Demüthigung des Kaisers gab dem Pabste Niemand mehr Vorschub, als die höhere Geistlichkeit in Deutschland, deren Reichthum und Macht ein Ausfluß der kaiserlichen Gnade war, was von ihr undankbar ver-

gessen wurde. Kaum hatten die großen Prälaten das Ziel erblickt, wohin Gregor VII. strebte, als sie sogleich wahrzunehmen glaubten, daß die Abhängigkeit, in welcher sie als Lehensvasallen der weltlichen Regenten stunden, wenig besser, als Sklaverey sey, und daß es ihnen weit mehr frommen würde, dem römischen Stuhle, als den Monarchen unterwürfig zu seyn. Dadurch wird erklärbar, wie es kam, daß der Kaiser im Streit mit dem Pabste um das Investiturrecht von seinen eigenen Bischöfen am meisten verkürzt wurde.

Von der Zeit an war die Geschichte der Päbste Geschichte ununterbrochener Gewaltthätigkeiten. Alles im Staat und in der Kirche wurde aus seiner natürlichen Lage gerückt. Gregors VII. Nachfolger bauten beharrlich auf dem Fundamente fort, das er gelegt hatte; ihnen entging kein Mittel ihre Vorrechte zu vergrößern; seit Heinrichs V. Tode wuchs ihr Einfluß auf die Wahl und Bestättigung der Kaiser, und ihr Uebermuth. Auf seiner höchsten Stufe stand das Pabstthum unter Innocenz III. Er behandelte alle Monarchen als seine Vasallen; seine Regierung war ein ununterbrochener Triumph über gedemüthigte Monarchen; um sie desto entscheidender zu schrecken, schärfte er den Bann durch das Interdict. Nichts zeugt kräftiger von seinem bittern Ingrimm, als das allgemeine Interdict, unter welchem er England sechs Jahre schmachten ließ, und die erzwungene Thronentsagung des Königs Johann, weil er sich den Cardinal Langeton, einen Ausländer, nicht als Erzbischof von Canterbury wollte aufdringen lassen.

Nichts geht über die Anstrengungen der folgenden Päbste sich in dieser Höhe zu erhalten; aber keiner trieb es so arg als Bonifacius VIII. dessen Uebermuth alle Schranken durchbrach. Zum Glück für die Welt, fand er

verwegen war. Als Mann, der in sich Geistesgröße mit unerschütterlichem Muthe verband, war er über die Mittel nie verlegen, ans ersehnte Ziel zu kommen. Mit unermüdeter Ausdauer kämpfte er gegen den Wucher, den die weltliche Macht durch Verkauf der kirchlichen Aemter trieb, und gegen das Laster des Klerus. Unerbittlich streng belegte er mit Bann Alle, welche durch Simonie ins geistliche Amt kamen, und alle Geistlichen, welche im Ehestande, oder im Concubinat lebten. Um dem Unfug den Todesstoß zu geben, that er das Mögliche, aus den Händen der Fürsten die Besetzung aller Kirchenämter zu reißen, und durch Vorbehaltung dieses Rechtes das Interesse des gesammten Klerus an seinen Stuhl zu binden, was besonders für Deutschland, wo Bischöfe und Aebte im Staat viel zu bedeuten hatten, von umfassenden Folgen war, und das kaiserliche Ansehen an der Wurzel verwundete. Daher der Kampf auf Tod und Leben zwischen Thron und Altar. Gregor VII. bestand unerschütterlich fest auf seinen Foderungen, und Kaiser Heinrich IV. war nicht geneigt, etwas seinen wohlerworbenen Kronrechten zu vergeben. Von unbefugten Ansprüchen und Widersprüchen kam es bald zu wechselseitigen Drohungen und gewaltsamen Vorkehrungen. Keiner wollte sich den andern über den Kopf wachsen lassen; Jeder suchte seinen Anhang zu verstärken; von beiden Seiten erfolgten die ärgerlichsten Auftritte. Der Kaiser ließ den Pabst absetzen; der Pabst belegte den Kaiser mit dem Banne, und erklärte dessen Thron erledigt. Gregors größtes Wagestück war des Kaisers Mißhandlung zu Canossa. Zur Erniedrigung und Demüthigung des Kaisers gab dem Pabste Niemand mehr Vorschub, als die höhere Geistlichkeit in Deutschland, deren Reichthum und Macht ein Ausfluß der kaiserlichen Gnade war, was von ihr undankbar ver-

gessen wurde. Kaum hatten die großen Prälaten das Ziel erblickt, wohin Gregor VII. strebte, als sie sogleich wahrzunehmen glaubten, daß die Abhängigkeit, in welcher sie als Lehensvasallen der weltlichen Regenten stunden, wenig besser, als Sklaverey sey, und daß es ihnen weit mehr frommen würde, dem römischen Stuhle, als den Monarchen unterwürfig zu seyn. Dadurch wird erklärbar, wie es kam, daß der Kaiser im Streit mit dem Pabste um das Investiturrecht von seinen eigenen Bischöfen am meisten verkürzt wurde.

Von der Zeit an war die Geschichte der Päbste Geschichte ununterbrochener Gewaltthätigkeiten. Alles im Staat und in der Kirche wurde aus seiner natürlichen Lage gerückt. Gregors VII. Nachfolger bauten beharrlich auf dem Fundamente fort, das er gelegt hatte; ihnen entging kein Mittel ihre Vorrechte zu vergrößern; seit Heinrichs V. Tode wuchs ihr Einfluß auf die Wahl und Bestättigung der Kaiser, und ihr Uebermuth. Auf seiner höchsten Stufe stand das Pabstthum unter Innocenz III. Er behandelte alle Monarchen als seine Vasallen; seine Regierung war ein ununterbrochener Triumph über gedemüthigte Monarchen; um sie desto entscheidender zu schrecken, schärfte er den Bann durch das Interdict. Nichts zeugt kräftiger von seinem bittern Ingrimm, als das allgemeine Interdict, unter welchem er England sechs Jahre schmachten ließ, und die erzwungene Thronentsagung des Königs Johann, weil er sich den Cardinal Lageton, einen Ausländer, nicht als Erzbischof von Canterbury wollte aufdringen lassen.

Nichts geht über die Anstrengungen der folgenden Päbste sich in dieser Höhe zu erhalten; aber keiner trieb es so arg als Bonifacius VIII. dessen Uebermuth alle Schranken durchbrach. Zum Glück für die Welt, fand er

an Philipp den Schönen in Frankreich einen kräftigen Gegner, der den päbstlichen Trotz mit unerwarteten Demüthigungen erwiederte. Von der Zeit an fing des kirchlichen Oberhauptes Ansehen und Macht zu sinken an. Dazu trug seit 1305 die Verlegung des päbstlichen Sitzes nach Avignon viel bei, wovon Abhängigkeit von den französischen Königen, Unzufriedenheit der Römer mit der Entfernung der Päbste, päbstliche Doppelwahlen und das große Schisma unausbleibliche Folgen waren. Die immer größeren Anmaßungen der Päbste und ihr Bestreben, die Länder auszusaugen und ihre Kasse zu füllen, mußte endlich allgemeinen Unwillen wecken, und die Ehrfurcht gegen sie schwächen, je mehr sie auf solchen Wegen aus dem Schatten der Vergangenheit hervortraten, welche einzig noch ihr Haupt mit einem Nimbus umzogen hatten. Es mußte endlich empören wahrzunehmen, wie die Päbste ihrer Willkühr, Thronen sich zinsbar zu machen, Völker ihren Herrschern zu entfremden, die Kronen der Erde mit gleicher Leichtigkeit, wie die Stufen im Himmel zu vertheilen, und eine Hälfte der Erde gegen die andere zu bewaffnen, keine Schranken mehr setzten; wie die römische Curie ihre Herrschaft auf die kleinsten Verhältnisse des Lebens ausdehnte, den Menschen von der Wiege bis zum Grabe gängelte, dessen schönste Gefühle zu Gegenständen der Berechnung, dessen kleinste Vergehungen zu Quellen der Bereicherung benutzte, für Präbenden und Pallien, für Annaten und Spolien, für Reservationen und Confirmationen, für Dispensen und Indulgenzen jährlich Millionen in die päbstliche Kammer zog, sogar also das heiligste Erbgut der Menschheit, die Religion, als Mittel zu irdischen Zwecken mißbrauchte, und die Kirche wie eine Familien-Domaine behandelte. Seitdem die Decretalen der Codex der Universal-Monar-

chie geworden sind, nach welcher der römische Hof strebte, wurden seine Anmaßungen immer drückender, daß sich wohl nicht zu verwundern ist, wenn man endlich des unbefugten Druckes müde wurde, und auf Mittel dachte, Fesseln zu sprengen, welche den menschlichen Geist nur zu lange schon in seinem Aufschwunge hemmten. Es fiel immer mehr auf, daß Rom aus schmutziger Finanzspeculation die geringfügigsten Dinge vor seinen Richterstuhl zog, und mehr noch, daß er sogar Ehesachen ausschließlich von Leuten schlichten ließ, die nach bestehender Kirchenpolizey an den ehelosen Stand gebunden waren. Bei immer frechern Umgriffen konnten die Fürsten nicht ferner gleichgültige Zuschauer bleiben, wenn nicht die letzten Reste ihrer Macht vom geistlichen Despotism verschlungen werden sollten. Daher noch lange nachher das beiderseitige Ringen nach entschiedener Ueberlegenheit. Das päbstliche Ansehen stand aber auf zu schwindelnder Höhe, als daß nicht noch manche kräftige Versuche, es nieder zu halten, ohne merklichen Erfolg geblieben wären. Die Isidorischen Grundsätze, den Völkern durch Verjährung ehrwürdig, ließen sich so leicht nicht verdrängen, und blieben sogar noch in Anwendung, als man längstens schon ihrer unrühmlichen Geburt auf die Spur gekommen war.

Ohne die grobe Entartung, und abgesehen von ihrer unchristlichen Tendenz, von dem Gewissenszwange, hatte unstreitig die hierarchische Gewalt der Päbste im Mittelalter einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Bezähmung roher Leidenschaften, und auf die bürgerliche Rechtspflege. Ihr Druck scheint ein nothwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die damaligen Völker gewesen zu seyn; ohne sie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht, oder gar eine Mogolische Wüste worden. Als Gegengewicht verdient sie al-

so Lob, und kein Unbefangener kann ihr in dieser Beziehung alles Verdienst absprechen. Noch dermalen wäre es für das Wohl der Menschheit nicht unwichtig, wenn der weltliche Despotismus an der Hierarchie in besserer Gestalt ein Gegengewicht hätte, und so eine Behörde da wäre, die man beachten müßte, wenn sie kühn und ohne Menschenfurcht den Königen der Erde die Wahrheit sagt.

Das Gebäude der Hierarchie war gegründet auf den Geist und das Bedürfniß ehemaliger Zeiten. Da Geist und Bedürfniß sich geändert haben, war es sehr natürlich, daß man an diesem Gebäude angemessene Abänderungen zuläßig glaubte. Die Unzufriedenheit mit dem vorhandenen Zustande der Kirche wuchs mit den widernatürlichen gesteigerten Vorrechten des päbstlichen Stuhls, und mit Zunahme der Wissenschaften im Abendlande, das sich dadurch nach und nach aus der Barbarei zur Cultur erhob. Der Wunsch einer kirchlichen Reform wurde immer allgemeiner und lebendiger, und man trug kein Bedenken mehr, ihn überall laut auszusprechen. Das war besonders der Fall auf den Synoden zu Kostniz und Basel, wo man mit Würde und Kraft gegen den päbstlichen Druck ankämpfte. Zum Sieg berechtigte vorzüglich der Umstand, daß die päbstliche Uebermacht und der Uebermuth der Römischen Curie den Regenten längstens unleidlich geworden waren. Ans völlige Brechen mit dem Pabste dachte noch Niemand, und das in sich Geeinte hätte sich vermuthlich nie in Partheien geschieden, wenn das Oberhaupt der Kirche mehr die ernsten Winke der Zeit beobachtet, und darin seinen Ruhm gesucht hätte, sich als Erzieher der Völker zu höherer Cultur zu betrachten und zu benehmen. Ein Ansehen, das auf beharrliches Hemmen der Geistesbildung sich stützt, muß früher oder später fallen, je nachdem es früher oder später der

Philosophie gelingt, mehr, als die ewige Lampe, die finstere Kirche zu erhellen. Hartnäckiges Bestehen auf menschlichem Aberwitz, den man seit Jahrhunderten ins Reich des Glaubens hineingetragen hatte, mußte nothwendig die traurige Folge nach sich ziehen, daß sich endlich der einfache ungefärbte Strahl der Wahrheit in dem trüben Mittel in viele Farben brach, und im Meinungskriege, der mehr für's Priesterthum als für's Christenthum mit roher Leidenschaftlichkeit geführt wurde, die kirchliche Einheit untergieng.

Wo alter Irrthum herrscht, und der Macht zur Stütze dient, macht heilsame Reform selten ihr Glück, oder muß es mit hoher Anstrengung erkämpfen. Alte Kirchen haben dunkle Fenster; ist's ein Wunder, wenn sie das Licht nur sparsam durchlassen? — Die Schlauheit des Römischen Hofes wußte lange alle Bemühungen zu vereiteln, welche zum Zwecke hatten, die Kirche in einen bessern Zustand zu versetzen; ihm stand stets eine große Zahl dienstbahrer Geister, geschmeidiger Zöglinge des Gottes mit dem Doppelgesicht, mit allen Krümmungen der Politik vertraut, zu Gebote, die sich so recht darauf verstanden, die christliche Welt mit schönen Hoffnungen hinzuhalten, die nie in Erfüllung gehen sollten. Aber endlich wurde man der vielen groben Täuschungen müde; Luthers Wort ward der Funke, der zur verzehrenden Flamme auflodern, und die ganze Kirche in Brand setzen sollte. Das war freilich anfangs, als er gegen den empörenden Ablaßunfug eiferte, seine Absicht nicht, wie sein erster Brief an den Pabst beweiset, aus welchem noch hohe Ehrerbietung für das Oberhaupt der Kirche spricht. Von gleicher Ehrfurcht zeugt seine Zueignungsschrift zum Commentar über Pauls Brief an die Galater, wo es heißt: **Parro optimi viri, ut vobis serio dicam, ego romano Pontifici eiusqs decre-**

tis eum honorem habeo, quo nullus est superior: nec excipio, nisi principem hujus vicarii, Jesum Christum dominum nostrum et omnium. Hujus verbum ita praefero vicarii verbis, ut nihil dubitem, secundum ipsum, judicare de omnibus et dictis et factis vicarii. Eines einzelnen Mannes Muth und Kraft und Zorn würden ewig nicht im Stande gewesen seyn, ein Werk durchzuführen, wozu Vorbereitung von Jahrhunderten gehört. Revolutionen in der Kirche, wie im Staate, werden eben so wenig von einem Manne, als vom Augenblicke, oder vom Zufall bewirkt. Nur wo sich entzündbarer Stoff lange gehäuft hat, mag es dem Einzelnen gelingen, durch Anlegung eines kleinen Funkens den Ausbruch des Brandes zu beschleunigen.

Die Reformation, die auf Luthers Rechnung geschrieben wird, gieng schon lange vor ihm ihren stillen und ruhigen Gang, und würde wahrscheinlich ohne ihn umfassender und weniger zerstörend gewesen seyn. Ihm waren mehrere vorausgegangen, deren Unternehmung aber mißlang, weil die Vorbereitungen noch nicht zur Reife gediehen waren. Daß der Funke, den Luther anlegte, endlich zündete, daran war nicht er Schuld; die Ereignisse, die sich an sein Wirken knüpfte, waren von seinem Willen unabhängig. Wäre noch Pabst Leo X. den billigen Forderungen der Zeit entgegen gekommen, anstatt mit Drohungen und Bannfluch sie nieder zu halten: dann wäre keine Kirchentrennung erfolgt; dann hätte man der schönsten Hälfte von Europa blutige Verfolgungen und Bürgerkriege, das Elend, die Verwüstungen, die Grausamkeiten und Leiden eines Kampfes erspart, der über ein Menschenalter hinaus tobte, und — was wichtiger ist — es wäre möglich gewesen, zu erhalten, was einzig durch steife Widersetzlichkeit verloren ging, — mit der Einheit

der Kirche die Einheit und Selbstständigkeit des deutschen Vaterlandes, das in neuerer Zeit noch schwer für die Kirchentrennung büßte, die von denen fast bey den Haaren herbey gezogen wurde, die nach aufhabenden Berufe ihr mit allem Kraftaufwand hätten entgegenwirken sollen, und es gewiß mit Erfolg gethan hätten, wenn ihrem Herzen das Wohl der Kirche näher, als ihr eigenes Interesse, gelegen wäre.

Durch Luthers hastiges und ungestimmes Benehmen wurde die wahre Reformation mehr verhindert und unterdrückt, als befördert. Eine Reformation von Gestern wäre besser, als eine vor dreihundert Jahren. Durch zu viel Gewicht, das man auf angebliche Dogmen legte, geschah der Hauptsache des Christenthums, — der Liebe und Verträglichkeit — Abtrag, ohne welche kein sittlicher Verein auf die Dauer besteht. Das meiste, was Luther in der Sache that, war Stückwerk, und trug offenbar den Stempel einer eben gereizten Leidenschaft, und eines gelehrten Eigendünkels, was mehr abstoßt, als anzieht. Zu einiger Entschuldigung mag dienen, daß alles darauf angelegt schien, seine Leidenschaft aufzuregen, und ihm keinen andern Ausweg zu lassen, dem Gedränge zu entkommen, als den Ausweg gewaltsamer Trennung von einer Kirche, deren Entartung er zu rügen gewagt hatte. Die Reformation, wie man sie verlangte, und wofür Luther anfangs wirkte, war ursprünglich auf keine Aenderung des katholischen Lehrbegriffes, sondern nur auf Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche, welche die öffentliche Gottesverehrung entstellten, und auf die Hemmung der Zuchtlosigkeit gerichtet, welcher Geistlichkeit und Volk sich ohne Scheu hingegeben hatten. Aber das hohe Strebeziel wurde durch das Odium theologicum verrückt. Jeder, welcher Parthey nahm,

stellte sich auf den Wartthurm, der nach dem unbekannten Lande zeigt, und deklamirte mit Erbitterung gegen jeden, der nicht mit ihm die gleiche Ansicht theilte. Gewohnt, von Jenseits mit einer Zuversicht zu sprechen, als ob sie vor ihrer Menschwerdung dort gewesen wären, maßten sichs die angeblichen Zionswächter, die durch Schulsysteme verschobenen Herrn Theologen an, das Göttliche zu zerlegen, wie nachher Newton das Licht, und Haller ein Cadaver. Je unbegreiflicher die Dinge waren, worüber man mit einander zankte, und folglich je weniger Einer den Andern verstand, oder oft auch verstehen wollte, desto hitziger und hartnäckiger wurde der Kampf, und desto mehr kam man auseinander. Jeder wollte, was im Widerspruch lag, besser wissen, Keiner nachgeben. Die Ehre, als Sieger aus dem Kampfe zu gehen, spornte Jeden mehr, als die Liebe zum Heiligsten, wofür sie als Sprecher vortraten. Ich erinnere mich dieser unbescheidenen Eiferer für Gottes Sache nie, daß mir nicht im Geiste der Mann vorschwebte, der einst zu Leipzig seinen Guckkasten herum trug, und ausrief: „Das Leiden Christi auf eine andere Manier"!! — Für Beweise mußten oft hämische Spötteleien und grobe Lästerungen gelten, wovon es in den damahligen Streitschriften wimmelte. Wo man mit solchen Waffen gegen einander ins Feld zog, da mußte im Meinungskriege die Liebe untergehen, und Kirchentrennung erfolgen. Der von höherer Macht gewaltsam Ausgeschiedene war nothgedrungen, sich mit seinem Anhang als besondere Kirche zu constituiren, was nur durch ruhige Berathung der Partheyen mit einander, und durch gefälliges Entgegenkommen derselben hätte verhütet werden können, woran aber bei Roms steifer Widersetzlichkeit gegen die billigsten Forderungen, und bei Luthers Raschheit in Verfolgung seiner Zwecke nicht wohl zu denken war.

Hätte Leo X. sich die Lehre besser gemerkt: ingenia generosa doceri cupiunt, cogi non ferunt, und Luther nicht so hastig über die bekannte Regel sich weggesetzt: tardius ambulando etiam longum iter perficitur; mancher Sturm wäre unterblieben, über dessen Verwüstungen die Nachwelt weint.

Bei Besserungsversuchen sollte man nichts übereilen, sondern vorerst das Volk in Geduld dafür empfänglich machen, das sonst einem besoffenen Bauer gleicht, der vom Pferde gefallen ist. — Helft ihm wieder hinauf — er fällt bald wieder von der andern Seite herunter. Unvorbereitete Reformen entarten leicht zu Revolutionen, wobei sich die Grenzen nicht bestimmen lassen, wie weit alles wirken soll. Der Erfolg liegt nicht immer im Willen dessen, der dazu den ersten Stoß gibt. Ein so unverzeihlicher, als unbegreiflicher Mißgriff war es, daß man sogleich von der Reform der Sitten ablenkte, und dem dogmatischen über das praktische Christenthum den Vorzug gab. Sogar Bauern wissen: es sey besser, sein eignes Feld fleißig anbauen, als die Feldmarken des Dorfes auswendig zu wissen. Das hätten doch wohl auch die damaligen Hüter der christlichen Stiftshütte wissen sollen. Geschichte und Erfahrung sprechen dafür, daß keine Sekten aufkommen können, so lange die Religion der Moral nahe genug bleibt. Swifts sterbender Vater mit seinem Testamente, und mit den drei Röcken sagt treffend, was man damals hätte thun sollen. Auf beiden Seiten wurden die Schranken der Mäßigung überschritten. Rom, das gewohnt war, die Religionsangelegenheiten mit den Interessen des päbstlichen Hofes zu vermengen, und ihnen aufzuopfern, anstatt dem Strome andringender Reformation selbst ein Bett zu graben, um seinem Lauf Richtung zu geben; ließ es unvorsichtig ge-

schehen, daß die Reformation sich nach und nach selbst ein Bett wühlte, und wollte nachher, um den Fehler wieder gut zu machen, den Strom gewaltsam zurückschwellen, ohne zu bedenken, daß es sich ohne große Gefahr, in der Flut unterzugehen, nicht wohl thun lasse. Es hätte längstens wissen sollen, daß man durch Feuer und Schwert, und Bannstrahl den Gedanken nicht tödten könne, und daß man den Brennstoff beseitigen müsse, wenn der angelegte Funke nicht zünden soll. Luthers Hitze, mit welcher er im Sturmmarsche gegen Mißbrauch und Vorurtheil auszog, hat die ruhige Bildung mehr zurückgedrängt, als ihr Vorschub gegeben; er hätte der im Stillen arbeitenden Zeit weniger vorgreifen, und ihr mehr überlassen sollen. Aber wer will der Natur die Bahn vorzeichnen, wenn ihre großen Kräfte aufgeregt sind, und der Flamme sagen: zünde nicht, wenn ihr nach allen Seiten brennbarer Stoff nahe liegt? — Was Luther vollbrachte, gehört mehr auf Rechnung der reifen Zeit; früher hätte die Flamme, die er anfachte, seinen Leib auf dem Scheiterhaufen verzehrt. Als er am 31. Oct. 1517 nach gewöhnlichem Magisterbrauch gegen Ablaßunfug seine Thesen ans schwarze Brett zu Wittenberg schlug, welche nichts enthielten, was nicht dermalen noch ein katholischer Lehrer sagen durfte, konnten weder er, noch sonst Jemand ahnen, daß diese Thesen der Anfang des Ausbruches der Reformation werden sollten, wozu der Gährungsstoff seit Jahrhunderten sich angehäuft hatte. So unwillkührlich als gewaltsam wurde er in Verhältnisse hineingezogen, welche Veranlassung zum schnellern Ausbruch der Reformation wurden. Da Druck Gegendruck erzeugt, und Luther keine Lust hatte, sich erdrücken zu lassen, so konnte er mit seinem Anhange nur in der Trennung seine Rettung finden. Schon die stückweise Aus-

bildung seines nachmaligen Lehrbegriffes beweiset, daß er großen Theils Treibhausfrucht der Nothwehr war. Er wollte anfangs nichts weiter, als der Religionswissenschaft die Fesseln abnehmen, und das ursprüngliche Recht des Selbstdenkens und des freien Forschens in der Schrift geltend zu machen; es lag wenigstens im Anfange nicht in seinem Sinne, seine Ansichten andern als Glaubensnorm aufzudringen; er wollte nur die Bahn brechen, damit andere sein angefangenes Werk fortsetzen, und mit stets zunehmender Erkenntniß jede Menschensatzung bekämpfen möchten, die sich göttliches Ansehen anmaßt. Nach seiner Absicht sollte die christliche Religionslehre progressirt seyn, und nicht in eine bestimmte Summe von Sätzen eingebannt werden; menschliche Autoritäten sollten abgeschaft werden, und im Gebiete des Glaubens nur das gelten, was auf Gründen der Vernunft und Offenbarung beruht. Daß seine Anhänger nicht auf sein Verlangen achteten, sondern bald wieder einen Schlagbaum vor die Bahn zogen, die er gebrochen hatte; daß sie aus seinen Schriften sich ein Bekenntniß ihres Glaubens sammelten und zusammensetzten, und sich sogar zur Festhaltung desselben auf ewige Zeiten mit einem Eide verpflichteten; daß sie dadurch von Neuem allen weitern Berichtigungen des Christenthums einen Riegel vorgeschoben, und ihre symbolischen Bücher als das Non plus ultra aufstellten; daß sie nur die Autoritäten wechselten: daran war nicht er Schuld. Er bemerkte es mit Unwillen, und sagte daher: „ich wollte, alle meine Bücher wären zu Pulver verbrannt. Meine Absicht war, den Leuten Lust zu machen zur Schrift, woraus ich geschöpft habe; aber nun sehe ich, daß sie an meinen Büchern hangen bleiben, und die heilige Schrift liegen lassen. Darum wiederhole ich es: ich wollte, daß sie alle zu Pulver verbrannt wären."

Ist's ein Wunder, wenn die Reformation, welche von Luther den Namen führt, wenn überhaupt der Protestantismus bald einem Kranken glich, der an der Auszehrung der Excesse starb? — Die Protestanten holten zwar das Licht des Evangeliums, das man unter den Scheffel gestellt hatte, wieder hervor; aber sie stellten es nicht auf den Tisch, sondern unter den Tisch: wie konnte es die neue Kirche erhellen? — Die Vergleichung des Protestantismus nach seiner Entartung mit einem Gasthofe, an der Landstraße vom derben Pabstthum zur gesunden Vernunft angelegt, ist nicht uneben. Die ersten Wanderer errichteten ihn an den Stellen, die sie wegsam gemacht hatten, damit die Reisenden darin ausruhen könnten; aber die meisten Reisenden betranken sich darin, und blieben unter den Tischen liegen, ohne daß es ihnen so bald zu Sinne kam, daß der größte Theil des Weges noch zu machen sey.

Anstatt mit Luther und seinen Anhängern einzig auf Abstellung der Mißbräuche, auf würdigere Gottesverehrung, auf erbaulichern Wandel der Geistlichkeit und des Volkes, auf Zerstörung verderblicher Vorurtheile ꝛc. mit vereinter Kraft hinzuwirken, zerwarfen sich die Freunde der Reformation, und verwickelten sich in Meinungskriege, welche, weil sie mit unversöhnlicher Erbitterung geführt wurden, und die Liebe an der Wurzel tödteten, fast ganz Europa aus seinen Angeln hoben. So hart Luther, Calvin, Ullrich Zwingli, und alle, so es mit ihnen hielten, denen zusetzten, welche ihre alten kirchlichen Verhältnisse zu zerreißen keine Lust zeigten; so unverträglich waren sie unter sich selbst. Jeder wollte allein den Stein der Weisen gefunden haben; jeder allein als Matador gelten, dessen Ansichten alle in stiller Demuth sich fügen sollten. Hier trat Luther selbst wieder aus der Bahn, die er in

der obigen Stelle den Seinigen vorgezeichnet hatte. Vorzügliche Veranlassung zu oft blutigen Fehden, und unwürdigen Ausfällen aufeinander, wurde die Lehre vom Abendmale. Jeder deutete die Einsetzungsworte anders, und verfolgte jene, welche sie in einem andern Sinne nahmen. Wer kennt nicht die ärgerlichen Auftritte zwischen Luther und Calvin, weil sich beide nicht zur gleichen Ansicht vereinigen wollten oder konnten. Es kam so weit, daß man mit denen alle kirchliche Gemeinschaft aufhob, die nicht gleichen Sinnes waren. Man hätte doch wohl Männern, die sich berufen glaubten, die Kirche zu verbessern, Höheres zutrauen sollen, als eine so ganz verkehrte Handlungsweise, wodurch das heilige Mahl, das der zu seinem Andenken stiftete, der alle Menschen mit Liebe umfaßte, und allgemeine Menschenliebe zum Grundgesetz seiner Sittenlehre, zum Unterscheidungszeichen seiner Schüler machte, zur giftigen Quelle des Haders, des Hasses und der Trennung entartete, was ewig nie geschehen wäre, wenn man mehr auf den Zweck der Anstalt, und auf den natürlichen Sinn der Worte des göttlichen Stifters: „thut das zu meinem Andenken" geachtet hätte.

Nachdem einmal die Reformation eine solche Richtung genommen, mußte sie nothwendig in fast allseitiger Beziehung ungemein verderblich werden, bis man wieder allmählig zum Bessern einlenkte, und auf dogmatische Controverse weniger Gewicht legte. Sie wurde verderblich für den menschlichen Geist überhaupt, dem sie sich auf der Bahn seiner weitern Ausbildung gewaltsam entgegen warf, und ihm einen hundertjährigen Stillstand gebot; verderblich für die Wissenschaften, deren Fortschritte sie hemmte, indem alles Forschen sich in den öden dürren Steppen einer seelenlosen, auf dialektischen und scholastischen Spitzfindigkeiten ruhenden Theologie verlieren mußte;

verderblich für die Verfassung der Länder, weil sie den Despotismus reitzte, seine mörderischen Versuche auf die Freiheit der Völker zu wagen; verderblich für ganz Europa, weil sie dessen Staatssystem völlig verrückte, das Interesse der Religionspartheyen zur Hauptbasis jeder Politik machte, und endlich die schönen, obschon noch schwachen Bande zerriß, die sämmtliche Staaten von Europa in einen allgemeinen Völkerbund vereinigen sollten; verderblich insbesondere für Deutschland, dessen Eintracht in kirchlicher Trennung unterging, und mehr noch für die katholische Kirche, welche ganz wieder von Rom unter Vormundschaft genommen wurde, und unbeweglich am Platze bleiben mußte, welchen sie nach erfolgter Trennung einnahm, ohne einen Schritt vorwärts thun zu dürfen, so sehr auch das Bedürfniß drängen mochte. Gleich dem Gott Terminus der alten Römer stellte sich der Pabst mit der unterhabenden Kirche an dem Orte auf, der seinen Absichten zusagte, dem Protestantismus fest gegenüber, und machte es sich zum Grundsatze, nie und unter keinem Vorwande zu weichen, und seine Stellung unter dem heftigsten Andrang der Feinde zu behaupten. Er konnte und durfte auch nicht weichen, weil die Zeit hinter ihm einen Abgrund gegraben hatte, in den er unvermeidlich hätte fallen müssen. Um seinen Anmaßungen fortdauernde Haltung zu geben, und Vortheile nicht fahren zu lassen, auf welche der Glanz seines Hofes beruht, und ohne welche so manche Andere seines zahllosen Gefolges zu Rom hätten hungern müssen, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als beharrlich jede Reform von Oben nach Unten, worauf so allgemein als laut gedrungen wurde, von der Hand zu weisen.

Selbst, als es ihm nicht mehr möglich war, sich fernerer Zudringlichkeit zu erwehren, und der geistliche

Congreß zu Trient das Universalmittel werden sollte, allem Uebel in der katholischen Kirche abzuhelfen, und die lang ersehnte Verbesserung der Geistlichkeit in Haupt und Gliedern auf die Dauer zu bewirken: gelang es der römischen Arglist, den heiligen Geist für sich zu gewinnen, und ganz ins Interesse des heiligen Vaters zu ziehen, der von einer Reform seines Hofes ungern reden hörte, und viel lieber noch seine Macht höher gesteigert hätte. Da der heilige Geist meistens bei Synoden auf Seite der Mehrheit war: wurden alle Vorkehrungen getroffen, sich für den Pabst dieser Mehrheit zu versichern, was keine sonderlich schwere Aufgabe war. Anstatt wie zu Costnitz und Basel nach Nationen stimmen zu lassen, fand es die römische Politik dem eigenen Interesse zuträglicher, nach Köpfen die Stimmen einzusammeln. Dadurch gewann der Pabst das entschiedene Uebergewicht, der nun durch die Mehrzahl Italischer Bischöfe den Synodal-Beschlüssen eine beliebige Richtung gab, und klug über nichts von Bedeutung entscheiden ließ, wozu nicht durch hin- und hergehende Eilboten Befehle eingegangen waren. Das verleitete einen Augenzeugen, witzig zu bemerken, daß die versammelten Väter nichts ohne den heiligen Geist angeordnet hätten, der von Zeit zu Zeit im römischen Felleisen herüber gekommen wäre. Jahre gingen durch Feierlichkeiten, durch Berathungen über dogmatische Zwiste, nach allen erdenklichen Formen der Schule geführt, durch Verfügungen über Nebendinge ꝛc. verloren, daß fast keine Zeit mehr übrig blieb, genügenden Entscheid über das zu geben, worüber eigentlich die christliche Kirche in Partheyen zerfiel. Das Ablaßwesen wurde am Ende nur flüchtig berührt, und von dem, was im Widerspruch lag, nicht einmal der Hauptbegriff aufgestellt. Auch mit den Reformationsanträgen der Höfe wollte es nicht vorwärts.

Wenn das Geschäft im besten Gang war, wußten es die Sprecher für die Sache des päbstlichen Hofes auf Schlangenwegen dahin zu bringen, daß unerwartet ein Schlagbaum fiel, und die Agenten der Höfe sich zur Ruhe begeben mußten. Den derbsten Schlag versetzte der katholischen Kirchenfreiheit der Cardinal von Lothringen, Karl, ein Prinz von Guisi, der reichste Prälat in Frankreich, der aus Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl an seinem Könige zum Verräther wurde, und gegen die erhaltenen Aufträge und Weisungen nachgiebig war. Ohne seine gefällige Handbietung hätte jener Mühe gehabt, aus dem Gedränge zu kommen. So mußte es dahin kommen, daß die prunkvoll begonnene Synode, auf welcher in dem Zeitraum von 1545 — 1563 fünf Päbste geängstiget wurden, einen nicht unerträglichen, sondern sogar einen einträglichen Ausgang für die Sache der Päbste nahm, deren bisher widersprochene Anmaßungen dadurch legitim und constitutionell wurden.

Erst durch dieses Concilium von Trient ist die Trennung vollendet worden, die man auf gelindern Wegen noch hätte verhüten können. Alle Annäherung der Partheyen waren fortan gleichsam unmöglich, weil die Katholiken durch Synodalbeschlüsse auf den gegebenen Lehrbegriff und auf die neuen kirchlichen Anordnungen eingebannt worden sind, und den Protestanten nichts weiter übrig blieb, als entweder unbedingt und ohne die mindeste Widerrede diesen Synodalbeschlüssen zu huldigen, oder einen eigenen Kirchenverein zu bilden, und sich für immer von der katholischen Kirche abzulösen. Den größten Einfluß auf die Synode zu Trient, und auf das steigende Ansehen derselben in den verschiedenen Staaten, behaupteten unstreitig die Jesuiten, und namentlich Lainez, Salmeron und Canisius, die in der Eigenschaft päbstlicher Theologen vor-

traten, und als feine Köpfe und geübte Scholastiker sich mit Erfolge jeder Verbesserung der Begriffe, und jeder Abstellung von Mißbräuchen zu widersetzen wußten. Es gelang ihnen, die meisten Glaubensdekrete nach ihren Schulmeinungen zu modeln, und die Entscheide über Kirchenverbesserung so zu lenken, daß die Hoheit des römischen Stuhls nicht nur ohne Nachtheil durchkam, sondern noch fester gestützt wurde. Der Pabst stand von der Zeit an wieder als unbeschränkter Kirchenmonarch da, ohne dessen Willen die Bischöfe nichts von Bedeutung vornehmen durften, und was einst Cyprian bey Anlaß der Kirchenversammlung von Karthago im J. 256 so deutlich und bestimmt gesagt hatte, durfte fortan ohne Gefahr der Verketzerung kaum leise wiederholt werden: „Es gibt ja keinen „Bischof der Bischöfe. Niemand darf nach Art der strengen Beherrscher seine Mitbischöfe in Schrecken versetzen, „und sie zum Gehorsam zwingen. Keiner soll den andern „richten. Man muß das Urtheil Jesu Christi erwarten, „der den Bischöfen die Leitung der Kirche anvertraut, und „ihre Gesinnungen und Thaten richtet."

Das glücklich Begonnene bald überall in Ansehen zu bringen, war den Jesuiten die leichteste Aufgabe von der Welt, nachdem es ihren Umtrieben in so kurzer Zeit gelungen war, sich überall vorzudrängen, Schulen und Universitäten mit Lehrern, Kirchen mit Predigern und Beichtvätern, Fürsten und ihre Geliebten mit Gewissensräthen, und Unglaubige und angebliche Ketzer mit Missionarien zu versorgen, und fast allgemein den gesunden Menschenverstand unter Vormundschaft zu nehmen. Als Männern, die sich bey den Päbsten durch Eifer und Brauchbarkeit in Erhöhung ihres Ansehens, an Höfen und unter den Großen überhaupt durch ihre gelinde, allen Leidenschaften schmeichelnde Sittenlehre, bei Gelehrten aller Confessionen durch wissen-

schaftlichen Fleiß, beim Pöbel durch Andächtelei, Mirakel und Bruderschaft, bey Jedermann durch artiges, gefälliges Benehmen, angenehm, wichtig und unentbehrlich zu machen wußten, war es ihnen möglich, das Schwerste durchzusetzen, besonders nachdem einmal ihre Bemühungen so weit gediehen waren, die Gesammtheit der Mönchsorden in Schatten zu stellen, und vorzüglich durch ihre Uebermacht die bisherigen Lieblinge der Päbste und des vornehmen und geringen Pöbels, die Bettelbrüder niederzuhalten. Daß die Bischöfe von Trient in Portugall, in den Staaten Italiens, selbst zu Venedig, ohne Schwierigkeit Eingang fanden, ist leicht erklärbar. Von allen Königen war der von Portugall, Johann III. der erste, der die Jesuiten gnädig aufnahm, und sich ihrer zur Beförderung des Handels in Ostindien und zu Entdeckungsreisen gebrauchen wollte: wie durfte er es wagen, sich den Synodalbeschlüssen von Trient zu widersetzen, wofür sich jene so kräftig verwendeten? — Für die Italischen Staaten gibt Roms Nachbarschaft Aufschluß, und der Umstand, daß gar viele inländische Bischöfe an der Synode Theil nahmen, welche in des Pabstes Löhnung, und unter dem Befehl seiner Legaten standen. In Spanien und Frankreich unterlag die Annahme größern Schwierigkeiten, die aber endlich doch durch Jesuiten allmählig beseitigt wurden, die den für ihre Gerechtsame besorgten Königen auf gewohnten Schleichwegen schon beizukommen wußten. In Deutschland erhielten nur die dogmatischen Beschlüsse Zustimmung. Als nach Beendigung der Synode der Cardinal Comendonus auf dem Reichstage zu Regensburg auf allgemeine Annahme drang, erklärte ihm der Mainzische Erzbischof Daniel unumwunden, daß das nicht seyn könne, und man sich einzig auf den dogmatischen Lehrbegriff einlasse. Indessen gelang es doch den Jesuiten bald, den fehlgeschlage-

nen Versuch, die Tridenter Decrete zum Reichsgesetze zu erheben, dadurch zu ersetzen, daß sie unmerklich das Volk daran gewöhnten, und endlich ohne viel Bedenken an öffentlichen Schulen darüber Vorlesungen hielten.

Kein Mittel blieb unversucht, die Tridentinischen Lehrsätze und Beschlüsse immer mehr in allgemeine Aufnahme zu bringen. Das erste war der römische Katechismus vom J. 1566. in welchem alle Lehrbestimmungen der Synode niedergelegt wurden; daran reiheten sich wenige Jahre darauf das neue Römische Brevier und Meßbuch. Bald wurde auch, um den Synodalbeschlüssen mehr Halt zu geben, eine strengere Bücherpolizei eingeführt; es kamen von Zeit zu Zeit Verzeichnisse verbotener Bücher zum Vorschein, mit angefügten Drohungen, wodurch die Freiheit des Lesens merklich beschränkt wurde. Man legte so recht alles darauf an, den Geist in Fesseln zu legen, und die Religion zum blinden Glauben, zur gedankenlosen Gottesdienstlichkeit von Neuem hinabzudrücken. Gewissenszwang kam wieder an die Tagesordnung. Worüber man vorher frei und laut sprechen durfte, das durfte nachher kaum leise berührt werden, wenn man der Gefahr und den Folgen der Verketzerung entgehen wollte. Kirchlicher Allfanz, willkührliche Gebete, lächerliche Andächteleien, prunkende Spielwerke, Ablaßmißbräuche, Bruderschaften unter allerlei Benennungen und Symbolen, Umzüge mit allen Theaterdecorationen verbrämt ꝛc. nahmen furchtbarer, als je, wieder überhand. Alles wurde von Neuem darauf angelegt, die Einbildungskraft des großen Haufens zu berauschen, ohne zu bedenken, daß dem Menschen die Religion, nicht durch erborgten Flitterglanz, sondern durch sich selbst ehrwürdig seyn müße; daß zu viel Gepränge dem Volke Kopf und Herz verschiebe, das gedankenlos dasteht, gafft, und staunt, und schon vom bloßen Mitmachen seine Se-

ligkeit erwartet; daß übertriebene Feierlichkeit die Aufmerksamkeit zerstreue, den Geist in dumpfe Gedankenlosigkeit versenke, und endlich die letzten Reste frommer Gefühle erdrücke. Man entfernte sich geflissentlich immer mehr von aller Aehnlichkeit mit den Protestanten, um gegenseitige Annäherung vollends unmöglich zu machen, und die Trennung zu verewigen.

Wenn einerseits die protestantische Kirche kunstarm und schmucklos dastand, und das todte Wort, die Predigt, Alles ersetzen mußte, was nur dann möglich war, wenn große Redner auf die Kanzel stiegen: so stellte sich ihr anderer Seits die katholische Kirche mit zu viel Schmuck beladen gegenüber, daß die Augen der Menge mehr geblendet, als ihr Herz für wahre Andacht erwärmt wurde. Dadurch erweiterte sich die Kluft zwischen den getrennten Kirchen so sehr, daß man an der Möglichkeit bald verzweifelte, darüber einst wieder eine haltbare Brücke zu bauen. Mochte man nachher immerhin auf beiden Seiten den begangenen Fehler fühlen, und wieder nach dem Alten einzulenken suchen: Vorurtheile und Mißbräuche, welche die Länge der Zeit in der Meinung des Pöbels geheiliget hat, lassen sich nicht so leicht wieder beseitigen.

Es fehlte zwar nicht an vielen Versuchen, dem gesunkenen Kirchenwesen wieder aufzuhelfen; die aber fast nothwendig an so vielen Gebrechen und Hindernissen ohne Erfolg abprellen mußten, da es dazu einerseits den Landesbischöfen meistens an Kraft, und den Regierungen anderer Seits am Willen fehlte. Die beharrlichsten Hindernisse waren die erneuten Ansprüche des Römischen Hofes auf Oberherrschaft in Kirchensachen nach dem Sinne der Decretalen, und das Verbot der Volkssprache in der Liturgie.

Am kräftigsten spricht sich die Unbescheidenheit in

Steigerung der Pabstgewalt in der bekannten Nachtmalsbulle aus, die eine Niederlage aller päbstlichen Anmaßungen ist. Nach ihrem Inhalt ist die höchste Gerichtsbarkeit der Fürsten über ihre Staaten der Aufsicht und Leitung der Päbste unterworfen; keiner darf, ohne Hochverrath an der Kirche zu begehen, angebliche Ketzer in Schutz nehmen, oder mit ihnen Bündnisse schließen; keiner im Nothdrange ohne eingehohlte Genehmigung von der Landesgeistlichkeit Steuren heben; keiner sichs anmaßen, apostolische Breven vor ihrem Vollzug der Prüfung und dem hoheitlichen Placet zu unterwerfen. Ohne Nachsicht und Gnade sind Alle in den Bann verfällt, die den Römischen Stuhl einer allgemeinen Kirchenversammlung unterordnen. Das Herz des denkenden Christen mußte sich schmerzlich verwundet fühlen, die größte irdische Tyrannei von Neuem wieder mit dem Nimbus der himmlischen Gewalt umflossen zu sehen, und wahrzunehmen, wie sie selbst, in eisernen Formen starrend, alles mit ihren Ketten umschlang, und wie auf der einen Seite Willkühr, und auf der andern blinder Gehorsam wieder völlig an die Tagesordnung kamen; es mußte sein Rechtsgefühl empören, mit anzusehen, wie von herrschsüchtigen Päbsten, noch in neuerer Zeit, das Heiligste zum Leitzaum der Könige und Völker herabgewürdigt wurde, und wie man oft zu Rom das mit der kältesten Gleichgültigkeit behandelte, wofür man seinen Eifer nach Außen durch Bann und Interdict offenbarte; es mußte sein Gemüth in Aufruhr bringen, von Männern zu hören, die sich durch Eifer für die Ehre der katholischen Kirche, und durch Haß gegen die Ketzer mit vielem Geräusche auszeichneten, auf denen schwerer Verdacht der Gotteslängnung lag, und von deren Aufführung man wenig Erbauliches wußte.

Das päbstliche Ansehen war von Neuem so weit ge-

diehen, daß der Pabst ohne Bedenken wieder als Herr des Episcopats, der nach Willkühr den ernannten Bischöfen die Bestättigung verweigerte, und als oberster Hirt vortreten durfte, der das Gewicht seines Hirtenstabes schwer Jeden fühlen ließ, der nicht schaafsartig seiner Weisung sich fügte. Das römische Panier erhob sich wieder siegreich in allen katholischen Ländern, und Jeder, der vor ihm nicht tief sich neigte, nicht willig seine Amtspflichten und Rechte der Uebermacht opferte, nicht in aller Unterthänigkeit sich zum bloßen Gewaltträger des Pabstes, zum apostolischen Vikar erniedrigte, bekam einen harten Stand, und mußte sich auf Neckereien aller Art gefaßt halten. Der Pabst gefiel sich so recht auf einem Throne, dem die Trümmer des Episcopats zur Unterlage dienten. Durch Verweigerung der Bestättigung wußte er selbst die Fürsten in eine Art von Abhängigkeit zu ziehen, indem er sie nöthigte, entweder fügsame Männer als Bischöfe zu ernennen, oder sich Bischöfe von Rom zu erbitten. Es fehlt nicht an Beispielen von Königen, die dadurch in große Verlegenheit kamen. Nicht ohne Erfolg bedienten sich die Päbste einige Male gegen die Könige in Frankreich und Spanien dieses Zwangmittels. Mit mehr Festigkeit und Würde benahm sich einst der König von Portugall, in dessen Reiche von dreizehn Bischöfen nur noch Einer übrig war, weil der Pabst, der den Herzog von Braganza aus Gefälligkeit gegen Spanien nicht für den König erkennen wollte, beharrlich den ernannten Bischöfen die Bestättigung versagt hatte. Vergeblich erhob dagegen die verwaiste portugiesische Kirche laut ihre Klage in einem Buche Rolatus ovium 1649; der dem Könige zürnende Oberhirte achtete auf dieses Blöcken der Schaafe nicht, bis dem Könige der glückliche Gedanke einfiel, das Gutachten der Theologen seines Reiches einzuholen, und demselben Folge zu geben. Da dieses Gutachten

dahin ausfiel, daß, nachdem sich die Nothwendigkeit, Bischöfe zu haben, aus dem göttlichen Rechte, die römische Bestättigung derselben aber nur aus dem menschlichen herleite; man diese, wenn der Römische Hof auf seiner Weigerung bestehe, vermissen könne: fand man zu Rom für gut nachzugeben, um ein Beyspiel zu verhüten, dessen anderwärtige Nachahmung leicht dahin hätte führen können, künftig das Kirchenthum auch ohne Römische Theilnahme zu ordnen, oder wenigstens mit Umgehung Roms auf das alte Recht zu recurriren, und die Bestättigung der Bischöfe beym Metropoliten einzuhohlen, und dann davon dem Pabste Notiz zu geben.

Man suchte zuweilen gegen Roms Eingriffe durch Concordate seine Rechte zu verwahren, ohne einzusehen, daß Concordate ein verkehrtes Mittel sind, der päbstlichen Willkühr ein Ziel zu setzen. Man soll und kann über das nicht concordiren, was an sich recht ist, und über Zufälliges muß man da verfügen, wo das Bedürfniß vorwaltet. Nirgends in der Welt läßt man sich die Hausordnung durch Andere machen; dazu steht das unveräußerliche Recht allein dem Hauseigenthümer zu. Concordate waren von jeher mehr geeignet, Mißbräuche festzuhalten, als abzustellen; die Päbste waren über die Mittel nie verlegen, dadurch ihre Ansprüche geltend zu machen. Noch jedes Concordat war eine verborgene Falle, in welche sie die Fürsten zum großen Nachtheil ihrer Landeskirche zu locken wußten; durch jedes hat Rom gewonnen, das sich gleich bleibt, und keinen Fuß breit vom Isidorischen Trugsystem abweicht. Oft mußten die Nationalkirchen noch froh seyn, daß es ihnen bey solchen diplomatischen Verhandlungen gelang, ihre ursprünglichen Rechte, als päbstliche Indulte, zu retten. Wie hätte auch Rom bey einseitigen Verträgen verliehren können, dem es Grundsatz

ist, durch keinen Vertrag sich binden zu lassen, und das sich das Recht beylegt, sogar Andere von der übernommenen Pflicht zu entbinden? — Man erwarte doch von Rom nicht, daß es sich herbey lassen, und dazu die Hand bieten werde, gegen eigenes Interesse die Nationalkirchen einmal wieder aus ihrer Schmach herauszuheben! Die Nationalkirchen müßen einmal zeigen, daß sie mündig geworden sind, und ohne Dazwischenkunft eines Fremden sich selbst zu helfen wissen. Man muß nicht erbetteln, was man selbst zu nehmen das unveräußerliche Recht hat. Jede Kirche muß das Mittel zur Selbsterhaltung in sich tragen. Man wird meistens verkürzt, wenn man bessere Einrichtung an fremde Verfügung stellt. Der neueste Beweis liegt im Baierschen Concordat, wobey die politischen Köche das Häfelein zu viel überlaufen ließen. Man irrt, wenn man unserer Zeit in Unterhandlung mit Rom Besseres zutraut. Die Wiederherstellung der Jesuiten, die Einführung der Inquisition, die Erklärung gegen die Bibelgesellschaften, die gewaltsame Scheidung der Schweitz von Konstanz ohne Zustimmung der Landesregierungen, und die empörende Willkühr der Römischen Curie in der Sache des Edeln von Wessenberg, sind Cometen am Himmel der Kirche, die zwar an sich nicht furchtbar sind, aber doch auf keine gute Zukunft deuten, wenn man Vorgänge der Art zu wenig beachtet, und man fortfährt, sich gegen die gebieterischen Umstände der Zeit zu sträuben. Die Subsistenzbasis der Römischen Curie bringt es so mit sich, daß sie nie von neuen Versuchen abläßt, über die Nationalkirchen das Geistesjoch zu werfen, und sie als Dratpuppen ans Leitband zu nehmen. Mag immerhin der Ausführung solcher Versuche in unserm Zeitalter ein Berg von Hindernissen entgegen stehen: es kömmt da alles auf die Richtung an, welche in dem heu-

tigen verhängnißschweren Augenblicke dem Laufe der kirchlichen Dinge gegeben wird. Ist einmal der Strom im verderblichen Laufe, welche menschliche Macht reicht hin, ihn aufzuhalten? — Man blicke zurück in die frühern Jahrhunderte, und betrachte den anfangs unscheinbaren, dann mächtig emporsteigenden, zuletzt Alles überragenden Bau der päbstlichen Herrschaft! Sollte es unter begünstigenden Umständen unmöglich seyn, daß sich die Zeiten erneuern? Was wird nicht alles möglich, wo Lehr- und Lernfreiheit gebunden ist, und wo selbst die Großen sich die Hand bieten, die gute alte Zeit wieder heraufzuführen? Die Blicke der Politik haben einen ganz andern Sehwinkel; sogar unter dem Schleier der Religion verbarg sie schon oft das Gängel-Band, um daran nach Willkühr die Völker zu führen. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß Höfe in dumpfer Geistesbefangenheit und Unwissenheit des Volks ihr Heil suchten, und zu dem Ende das päbstliche Ansehen vorschoben. Es ist zwar nicht zu fürchten, daß man uns zu Eicheln zurück bringen werde, da wir den Ackerbau nun einmal kennen; so arg wird es wohl nicht mehr werden, wie es unter P. Innocenz III. war; aber wäre es nicht schon schlimm genug, so man aus politischer Convenienz uns zwingen wollte, nur mit welschen Augen zu sehen, und nur von welschen Führern uns zum Himmel den Weg weisen zu lassen? —

Das kirchliche Leben ist kein Gänsespiel, wo man durch einen umgekehrten Schnabel nur so ohne weiters wieder auf den alten Weg verwiesen werden kann; und doch sollen wir zur verlebten Zeit und zur Barbarei des Mittelalters wiederkehren, der wir mit Mühe entkommen sind! Wir sollen wieder auf die kaum errungene kirchliche Selbstständigkeit verzichten! Wir sollen von Neuem wieder das Opfer römischer Umtriebe werden! — Man

glaube ja nicht, daß diese Umtriebe so ganz gefahrlos und einer öffentlichen Anregung unwerth seyen; schon der bisherige Erfolg widerlegt diesen Glauben. Unsere größte Gefahr kommt von Innen. Es gibt im Lande eine nicht kleine Parthey von Finsterlingen — theils Schwachköpfe, theils Verschmitzten, deren unaufhaltsames Streben ist, Roms Dictate wieder in Ansehen zu bringen. Viele mit aufrichtigem Sinne — als Opfer der eigenen Beschränktheit oder der fremden Bearbeitung — predigen den blinden Gehorsam gegen Alles, was von Rom kömmt, unfähig den Unterschied zu fassen zwischen gesetzmäßiger und angemaßter Obergewalt. Andere, meistens die Lenker der ersten fröhnen niedriger Selbstsucht, indem sie für Rom das Wort nehmen. Von dort aus erwarten sie für sich kirchliche Gewalt, und so, hoffen sie, werden jene Nachtpflanzen wieder gedeihen, welche sie einst so sorgfältig gepflegt haben, und die zu ersterben drohten im verhaßten Sonnenglanz. Diese Menschen gehen herum im Volke mit gleißendem Blick und Worte, und verkünden Heilsgefahr, weil man nicht mehr an päbstliche Unfehlbarkeit und Allmacht glaubt, weil nicht das Mönchthum mehr blüht, weil man da und dort kirchliche Allfanz abstellt, weil Priester zu denken, und mitunter bey Amtsverrichtungen sich der Volkssprache zu bedienen wagen ꝛc. Sie setzen alles in Bewegung, um ans ersehnte Ziel zu kommen. Sie sprechen im Tone der Orakel; ihr Mund sprüht Lästerungen gegen Jeden, der nicht ihre Farbe trägt, und nicht gutmüthig allem huldigt, was dem Gehirn ihrer Genossen entkrochen ist; Wortverdrehungen, falsche Berichte, hämische Angebereien, alles muß ihnen als Mittel dienen, ihr Vorhaben durchzusetzen; keine Mittel sind ihnen zu schlecht, ihren Anhang zu verstärken; sie sammeln, erschleichen, erkaufen, erpressen Unterschriften, und kehren das Mögliche vor, ihrer Be-

hauptung Gewicht, und der schlimmen Sache, die sie führen, Folge zu geben. Muß nicht das Herz widerlich ergriffen werden, der guten Sache gegenüber so viele Heuchler wahrzunehmen, die mit verklärten Blicken affectirte Heiligkeit über Verfall der christlichen Kirche seufzen, und verübte Lieblosigkeit arglistig mit dem Zauber himmlischer Sanftmuth übertünchen, um desto sicherer den Verrath an vaterländischer Kirchenfreiheit zu vollenden, und sich dadurch einen Ehrenplatz zu verdienen? — In die erste Klasse gehören aufgehobene Bettelmönche, einst Matrosen im Schiffe in Petri, und andere weiland Mönche mit und ohne Kutten, Männer beschränkten Kopfes, die gewohnt sind, blindlings nachzubeten, was ihnen einst der P. Lector eintrichterte, und mit fanatischem Ingrimm über alles herzufallen, was nicht in ihrem Schulcompendium steht. An sie reihen sich Stifts- und Domherrn, die einst vom Fette des Landes schwelgten, ohne dafür Weiteres zu thun, als täglich einige Stunden im Chore zu vergähnen, und die nun grämlich darüber sind, daß aus der päbstlichen Tiare eine so schöne Perle fiel. Auf diese folgen alte Consistorialräthe, die jede Abweichung vom alten Schlendrian für Hochverrath an der Kirche verrufen. Nach ihnen kommen Geistliche, die sich ihre Berufswissenschaften zu Rom holten, Bedlamköpfe, die es nicht leiden wollten, daß Jemand an der päbstlichen Allmacht zweifle. In die gleiche Klasse gehören Geistliche, die es zwar gut mit der Religion und Kirche meinen, aber arm an Geist und Wissenschaft sind, und darum wohlzuthun glauben, wenn sie an die unwissende Mehrheit sich anschließen, und andächtig ins Gebelle dogmatischer Spürhunde einfallen. Mit diesen sind die geistlichen Faullenzer und Ausschweiflinge nicht zu vermengen, die mit ihrem Eifer für die Sache des Pabstes nichts weiter erzielen wollen als ihre Unwissenheit

mit dem Mäntelchen der Orthodoxie zu bedecken, und die Aufmerksamkeit der Welt von ihrer Schlechtigkeit abzulenken. Ihnen ist alles zuwider, was außer den Grenzen ihres theologischen A B C liegt, und sie schreien nur, daß man nicht darauf achte, wenn sie gewissenlos ihre Tage verschlafen, verspielen oder vertrinken, und ihr heiliges Amt auf eine Art verwalten, daß die Engel darüber weinen möchten.

Das Heer dieser Schreier, die sich alles eigenen Vernunftgebrauches begeben, und leidend dem Zug ihrer Wortführer folgen, hätte an sich wenig zu bedeuten, wenn nicht kampflustige Sachwalter päbstlicher Willkühr an dessen Spitze sich stellten, und durch das: Numerus sumus ermuthiget, die Welt zum Kampf für die päbstliche Hoheit und gegen die Freiheit der Nationalkirchen aufposaunten. Sie sind ungemein schreibselig, und kennen alle Schleichwege, um darauf nach allen Richtungen ihre Geisteskinderlein auszusenden, damit sie jammernd Jedem an den Rock sich hängen, dem der römische Pferch zu enge ist, und den die Lust anwandeln möchte, einen Ausweg zu suchen, um sich außer demselben freier zu bewegen. In diese Klasse gehören weiland Klosteräbte, die sich noch gerne ins Kirchenregiment einschwärzen möchten, weil sie über Mönche nicht mehr zu befehlen haben; aber im Gefühl eigener Schwäche damit das Deficit zu decken suchen, daß sie andere dingen, die um Lohn für sie schriftstellern, und genug zu thun glauben, wenn sie in eigener hohen Person die Spedition der Makulatur übernehmen. Unmittelbar hinter ihnen kommen die alten Jesuiten, die bereits mit einem Fuße im Grabe stehen, und noch ihre Freude daran haben, wenn sie nach Weise ihrer Väter Verwirrungen anrichten, Zwiste erregen, Kirche und Staat verhetzen können. Stillwandelnd und ungesehen, wie der Marder, der brütende

Tauben Nachts im Neste würgt, belauschen sie Jeden der fürs Bessere ein freies Wort spricht, um vor aller Welt ihn als einen gefährlichen Neuerer zu bezeichnen, oder wohl gar seinen guten Namen durch den Vorwurf der Ketzerei zu morden. Als bejahrten Männern, welche sich in den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht mehr finden können, seitdem sie den Kreis ihres Wissens, worauf sie noch stolz sind, geschlossen haben, ist ihnen jede Geistesüberlegenheit eine tiefe Kränkung, die ihre Galle aufreizt; jeder mit hellem Geiste, der gegen ihr Gutachten ins heilige Amt kömmt, ist ihnen ein Feind der Kirche, jede Lehre, die von ihrem vorigen System abweicht, eine gefährliche Neuerung, eine verdammliche Ketzerei, wider die man alle Welt zur Rache aufrufen müsse. Nichts ist ihnen unausstehlicher, als Aufklärung, der sie alles Schlimme, das der Zeitendrang herbei führt, auf Rechnung schreiben. Sie können das hellere Licht nicht ertragen.

So wie das Heer der Nacht vom trüben Himmel flieht,
Wenn auf der Berge Haupt die Morgensonne glüht;
So sieht man fliehend sie, wenns tagt, einander drängen,
Um nicht am Lichtstrahl sich den Fittig zu versengen.

Geschmeidig wie Handschuhe von Hundsleder, glatt wie ein Aal, geduldig wie ein Verliebter, besonnen wie ein falscher Spieler, und mit der stets lächelnden Miene des Höflings, wissen sie unter allerlei Gestalt mit Erfolg die übernommene Rolle zu spielen, daß kaum das hellste Auge ihre Absichten durchzuschauen vermag. Mögen ihre Gründe noch so unhaltbar seyn: das gen Himmel gerichtete Auge, das andächtige Seufzen über Verfall der Religion, das seeleneifrige Deklamiren gegen angebliche Feinde der Kirche sind Bolzen, die beym Pöbel, der in allen Ständen sich findet, sicherer als die bündigsten Beweise, zum Ziel treffen.

Nicht weniger geschäftig sind so manche andere Geistliche, daß Deutschland das Ruhekissen der päbstlichen Tiare, die terra obedientiae bleibe. Sie bieten zu dem Ende den ganzen Vorrath ihres Wissens auf, das Herkommen festzuhalten, und jede Neuerung, jede zeitgemäße Einrichtung, jeden Schritt vorwärts, als einen Vorboten des neu beginnenden Heidenthums zu verrufen. Was einige aus Geistesschwäche thun, weil sie meinen, außer den Grenzen ihres Wissens liege keine Wahrheit, thun andere aus Interesse. Sie sehen in der Bigotterie eine Stufe zum Emporkommen; es schmeichelt ihrer Eitelkeit, als römische Gänse, welche für die Sicherheit des Kapitols zu schnattern die Bestimmung haben, an besseres Futter gestellt zu werden; sie sind lüstern nach dem Ruhm, vor dem Volke als tapfere Kämpfer für Tempel und Altar zu gelten, und dafür von allen Bundesgenossen laut ausgerufen zu werden; sie haben die Decoration des apostolischen Sporns im Prospecte, welche sie gern im Knopfloch zur Schau tragen möchten, um vor aller Welt als Männer zu erscheinen, auf welche der Senat des römischen Hofes Gewicht legt. Dieser Sporn, oder auch nur ein Körnchen Weihrauch des Lobes aus dem Vatikan haben für sie einen unwiderstehlichen Reiz; hing es von ihnen ab, sie würden dafür den Pabst zum Gott auf Erden machen.

Ehrgeiz und Schmeichelei paaren sich gerne, und versteigen sich oft zur unnatürlichen Höhe. Ein Beyspiel der Art gab im J. 1608. ein Jakobinermönch, Namens Thomas Caraffa, der seinen Thesen nachstehende abentheuerliche Dedication vorsetzte: **Paulo V. Vicedeo, pontificiae omnipotentiae conservatori acerrimo.** Eine ähnliche Sprache erlaubte sich Fagnan in seinem Commentar zu den Decretalen: „**Papa coeleste habet arbitrium — est major apostolo, nec Pauli nec Petri praeceptis**

adstringitur. Papa omnia potest, extra jus, supra jus et contra jus. Papa facit jus, quod non est jus; potest enim immutare naturam rei. De absoluta potestate potest rerum substantiam mutare, et de eo; quod nihil est, aliquid facere etc". Etwas milder, obgleich noch arg genug, drückt sich der Verfasser der Glosse über das Proaemium Clement. aus, wo es heißt: „Papa nec Deus est nec homo, quasi inter utrumqs neuter". Wahrlich der gesunde Menschenverstand stehet bey einer solchen Sprache still, und staunt über die Möglichkeit und Frechheit, sie einerseits zu führen, und anderseits gefällig zu genehmigen. — Es fehlt dermalen nicht an niedrigen Seelen, die gerne eine solche Sprache erneuern möchten, wenn sie hoffen dürften, damit Eingang zu finden. Alle Hoffnung möchte ich ihnen schon darum nicht absprechen, weil das Publikum noch fast überall einem Thiere mit langen Ohren ähnlich ist, das sich gerne mit Disteln sättiget. Je unvernünftiger etwas ist, desto mehr ist die Menge dafür, weil es schwer ist Vernunft zu haben.

Wo man es so treiben durfte, konnte es nicht befremden, daß P. Paul V. auf den Staat Venedig Bann und Interdict zu legen wagte, weil dieser, ohne das Immunitätssystem zu beachten, einen Geistlichen ergreifen ließ, der Strassenraub und Blutschande verübt hatte; daß nach ihm ein anderer Pabst die Abtei von St. Gallen von der Bezahlung aller Schulden ledig und los sprach, die nicht zum Nutzen des Klosters wären eingegangen worden, was freilich die unangenehme Folge nach sich zog, daß dem Stift, wenn es auf diese päbstliche Freiheit nicht verzichte, Niemand mehr leihen wollte. S. Versuch einer pragm. Geschichte staatsrechtlicher Kirchenverhandl. der Eidsgenossen I. B. 96.

Daß Rom von einmal angenommenen Grundsätzen so leicht nicht abgehe, bewährte Pabst Pius VI. der noch in seinem Werke: **Sanctissimi D. N. Pii P. VI. responsio ad Metropolitanos Moguntinum, Trevirensem, Coloniensem et Salinb. super Nuntiaturis** p. 29. behauptete: Kaiser und Reich könnten ohne Dazwischenkunft des päbstlichen Ansehens nicht einmal in weltlichen Dingen gültige Gesetze abfassen; p. 37. der Pabst könne seine Nunzien eben so mit geistlicher Gerichtsbarkeit in alle Christenwelt senden, wie weltliche Fürsten ihre Statthalter in ihre Provinzen; p. 62. man könne einem Pabste, wenn er durch sich oder durch seine Abgesandten Völker wider ihre Regenten aufrufe, nie der Empörung beschuldigen, wohl aber diesen Völkern, wenn sie den Aufruf nicht beachten, den verdienten Vorwurf machen, daß sie gegen den heiligen Stuhl im Aufstande seyen; p. 69. der Kirche stehe es allein zu, über die Aechtheit oder Unächtheit der Kinder Entscheid zu geben; p. 77. die Kirche habe ausschließend die Macht, über Ehehindernisse Dispensen zu ertheilen; p. 80. das Placetum regium sey eine Neuerung, welche sich mit der ursprünglichen Kirchenordnung durchaus nicht vertrage; p. 142. Landesherren seyen nicht befugt, ungehorsame Geistliche mit Geldstrafen zu belegen. Er war vom Glauben an päbstliche Allmacht noch so eingenommen, daß er sogar in einem Breve vom 14. Febr. 1787 im Gefühle seiner Machtvollkommenheit alle Kirchengüter und Gefälle der protestantischen Kirchen in der Pfalz dem Churfürsten schenkte. Das Breve ist in Heinr. Phil. Konr. Henke's Archiv für die neueste Kirchengeschichte im ersten Quartal 1794 wörtlich eingerückt. Da es eine so merkwürdige Urkunde ist, mag eine Hauptstelle daraus hier stehen: „**Nos omnia et singula bona ecclesiastica cuiuscunqs qualitatis, quantitatis et valoris in Ducatu Palatino,**

aliisqs ditionibus Tibi, ut Electori Palatino, subjectis consistentia praeteritorum temporum confusione occupata — Tibi Tuisqs heredibus ac successoribus, qui ad catholicae ecclesiae unitatem jam redierunt, vel in posterum redierint, — unacum fructibus perceptis — de speciali dono gratiae plenarie remittimus, condonamus, cedimus et relaxamus, ut cum ipse, tum illi, de bonis praefatis, tanquam de suis propriis, tam inter vivos, quam ex causa mortis, aut alias quomodo libet disponere possitis etc." Rom gefiel ſich ſo recht, noch in der neueſten Zeit zuweilen ein Müſterchen ſeiner Machtvollkommenheit aufzuſtellen, und ſein gewohntes: Divide et impera zu ſpielen, ohne zu bedenken, daß ſich die Zeit ſo wenig zurückſtellen, als überrennen laſſe. Dieſer Machtvollkommenheit wußte es ſich ſeit einigen Jahren beym Concordaten-Unfug trefflich zu bedienen. In allen Verhandlungen zeigte es ſichtbare Ueberlegenheit, der ſogar der hohe Geiſt des Preuſiſchen Miniſters Hardenberg einigermaßen huldigte. Die vornehmen Negozianten ſollten beſſer die Geſchichte kennen, um zu wiſſen, wie die Päbſte zu allen Zeiten nur auf Erwerbung neuer, oder auf Erweiterung alter Kirchenrechte zum entſchiedenen Nachtheil, wie des Epiſcopats, ſo der weltlichen Staaten ausgiengen. Wie einſt der heilige Stuhl nicht mit dem ſich begnügte, was ihm das Aſchaffenburger Concordat großmüthig geſtattet hatte, und in ſeinen Anmaßungen trotz aller Klagen der deutſchen Regierungen unaufhaltſam immer weiter ſchritt: ſo wirds bleiben, bis die letzte Stufe dieſes Stuhls zuſammenbricht. Dauer uſurpirter Herrſchaft, in der Kirche wie im Staat, beſteht nicht neben Nachgiebigkeit. Rom kann und wird ſeinen Brodkorb nie aus der Hand laſſen; wenn es der Welt nicht nöthig iſt, ſo iſt es die

Welt ihm. Es muß, wenn es nicht untergehen will, am errungenen Ansehen sich festhalten, es muß auf dem Herkömmlichen bestehen; es muß sich oben halten, um das Heer seiner Consumenten fremden Völkern an Atzung stellen zu können. Sein Verfahren bleibt sich im Wesen immer gleich. Es hält Andere neben sich nieder, um oben auf zu bleiben. Wenn es einst Bißthümer vervielfältigte, weil viele Schwache einem Starken nicht gleichkommen: so vervielfältiget es nun apostolische Vikariate, um als Universalis zu gelten.

Um das Gedeihen eines bessern Kirchenwesens zu hemmen, that die lateinische Kirchensprache von jeher gute Dienste. Das Verbot der Volkssprache in der Liturgie ist seines Urhebers, Gregors VII. würdig. Einen kühnern Eingriff in die Rechte der Völker hätte er nicht machen können, weil die Sprache mit zu den Gütern gehört, die sich kein freies Volk nehmen läßt, besonders in einer so wichtigen Sache, als die Religion ist. Eigene Sprache, besonders bey der Gottesverehrung, giebt eigene Denkart den Völkern; sie ist das eigenthümliche Kleid des Nationalgeistes, in welchem sich das Volksleben frei und mächtig bewegt, was Rom nicht will. Es zieht darum die lateinische vor, weil der Calcul nicht fehlt, daß sie sich früher oder später durch Mummerei in eine Fessel des Geistes verwandeln werde. Es giebt wohl nichts Ungereimteres, als eine Kirchensprache, die das Volk nicht versteht. Wie soll der Christ erbaut werden, wenn der Priester seine Gebete, seine Vorlesungen in einer Sprache hält, die jenen ganz unverständlich ist? Wer würde es nicht abgeschmackt finden, so ein Geistlicher vor einer deutschen Gemeinde lateinisch predigte? und es sollte weniger abgeschmackt seyn, mit einer deutschen Gemeinde lateinisch zu beten, oder ihr lateinische Vorlesungen zu halten? —

Man sollte doch einmal von der dummen Grillenfängerei ablassen, daß die lateinische Sprache die heilige Sprache der Kirche, und das vorzüglichste Mittel der Einheit sey! — Eine Sprache mag noch so heilig seyn: sie wird den Menschen nicht weiser, besser und heiliger machen, wenn er den, welcher in dieser Sprache mit ihm redet, nicht versteht. Und beruht denn kirchliche Einheit auf Einheit der Sprache? — Lateinische Liturgie mag wohl dem Pabste als ein Bindband seiner Universalherrschaft über die katholische Kirche gelten; aber das ist es eben, was man mit aller Kraftanstrengung abwenden sollte. Pabst Benedict XIV. sprach sich in seiner Bulle vom J. 1755 freisinniger aus, als er die liturgischen Bücher der Illyrier, die in ihrer Mutterspracbe verfaßt sind, unter seinen Augen neu auflegen ließ. Seine denkwürdigen Worte: ut omnes catholici sint, non, ut omnes latini fiant, est necessarium, sollten sich viele seiner Nachfolger zur heilsamen Beschämung merken! Doch wer möchte nicht einige dadurch entschuldigen, daß sie nothgedrungen ihre Einsichten verbergen mußten, sobald sie dem Interesse des Römischen Stuhls zu weit aus dem Wege lagen? Witzig wurde von einem Schriftsteller der neuern Zeit die Römische Curie einem Paternosterwerk in der Hydraulik verglichen, immer hin und her, immer auf und ab, immer einschöpfend und ausschöpfend zugleich; wehe jedem, auch wenn er Pabst wäre, der in der Hauptstadt der Christenheit sich weigerte, ans einträgliche Prunkwerk Hand anzulegen! —

Man fürchtet sich zu Rom gar sehr vor dem Emporkommen der National-Kirchen. Man will dort keine Spanische, keine Gallikanische, keine Deutsche ꝛc. sondern einzig nur eine Römische Kirche. Der Grund ist leicht zu errathen. Es scheint zu Rom in Vergessenheit gekom-

men zu seyn, daß die Eintheilung der Kirche nach Nationen schon zu Nicäa durch einen Synodalentscheid geheiliget, und bis zur Zerstörung der christlichen Kirche in Asien und Afrika durch die Sarazenen mit großem Nutzen für die Kirche selbst erhalten worden sey; daß sogar schon in den heiligen Urkunden der Kirchen zu Korinth, Thessalonich, Ephesus, Smyrna, Pergamus ꝛc. gedacht werde. Nach solchen Vorgängen, gegen welche man wohl wenig wird einwenden können, sollte man doch zu Rom nicht gleich in gichterische Zuckungen gerathen, wenn sichs Franzosen und Deutsche vermessen, ihren Nationalkirchen die Prädikate: deutsch und gallikanisch zu geben. Man wird ja doch nicht wähnen, daß das christliche Frankreich oder Deutschland schon darum ein Erbgut der Römischen Kirche sey, weil sich von Rom aus das Christenthum über diese Länder verbreitet hat? —

Die Eintheilung der Kirche nach Nationen thut der kirchlichen Einheit keinen Abtrag. Der Beweis liegt in der Geschichte. So lange sich im kirchlichen Leben Nationalität erhielt, war's dem päbstlichen Despotismus unmöglich emporzukommen. Eigentliche Einheit kann der christlichen Kirche nur in einem Sinne beygelegt werden, insoferne man darunter die Gesammtheit der Menschen versteht, welche die christliche Religion bekennen. In diesem Sinne giebt es nur eine Kirche, wie es nur ein Christenthum giebt. Anders ist es, wenn man unter Kirche eine Gesammtheit der Menschen versteht, die durch Gleichheit des Glaubensbekenntnisses und des Cultus vereinigt sind. In diesem Sinne können so viele Kirchen seyn, als es Verschiedenheiten christlicher Ansichten und Gebräuche giebt, wofür man sich öffentlich erklärt. Möchte man sich mehr damit begnügen, nur Christ zu seyn, was bey verschiedener Glaubensgenossenschaft möglich ist! — Unwiderstehlich

dringt sich mir hier das Beyspiel des Valentin Tschudi auf, der 1555. als Pfarrer zu Glarus starb, und gewiß in Richtigkeit der Ansicht Tausende seiner Zeitgenossen hinter sich zurückließ. Bekanntlich war er zur reformirten Lehre übergetreten, erwies sich aber auch durch Messelesen denjenigen seiner Pfarrkinder, die beym katholischen Glauben bleiben wollten, fortdauernd gefällig. Oft that er zuerst dieses, und predigte unmittelbar darauf wieder den Reformirten. Als Mehrere über diese sonderbare Duldung stutzten, gab er den merkwürdigen Bescheid, der seiner Freisinnigkeit wegen es verdient, auf die Nachwelt gebracht zu werden: „Haltet ihr es, sprach er einst, für unmöglich, am Morgen katholisch, am Abend reformirt, und durch den ganzen Tag ein Christ zu seyn?" Wie würde man dermalen, wo man mit der Aufklärung so breit thut, ein solches Benehmen, und eine solche Sprache aufnehmen! Heiligung durch Tugend, wie sie Jesus lehrte und übte, ist des Christen höchstes Strebeziel, das bey aller Ungleichheit der Confession und des Cultus erreichbar bleibt. Dieser Gedanke thut meinem Herzen wohl, was mir genügt, um mir ihn nicht rauben zu lassen. Sollte es denn nur ein Fahrzeug geben, um darauf im Meere der Zeit mit Sicherheit der seligen Ewigkeit entgegen zu steuern? Vermessener Sterblicher, überlasse es doch dem Willen des Ewigen, dir an's hohe Ziel deiner Bestimmung den Weg vorzuzeichnen, und schiebe Andern an der Himmelsthür nicht gleich den Riegel vor, weil sie nicht, wie du, denken und beten!

Allein seligmachend kann nur die Religion, aber keine Kirche seyn. Wer seine Kirche für allein seligmachend hält, der erblickt in Jedem, der nicht, wie er, glaubt, einen Feind Gottes, einen Verächter des Heiligsten, einen frechen Spötter über Wahrheit und Tugend, einen Verwor-

fenen. Nun muß Unduldsamkeit an die Stelle des Wohlwollens treten; nun wird christliche Liebe gegen Andersdenkende zur Inconsequenz; nun ist der Verfolgungssucht Thür und Thor geöffnet. Ueberlasse man doch dem Vater im Himmel das Urtheil über die Seligkeit seiner Kinder! Wie klein müßte er in unsern Augen erscheinen, und wer könnte ihn herzlich liebhaben, wenn von etwa tausend Millionen Menschenwürmlein, welche auf seiner Erde herumkriechen, er $^{8}/_{10}$ der ewigen Verdammung Preis gäbe, und kaum $^{2}/_{10}$ beseligte? — Wie doch, — von etwa tausend Millionen Menschen werden $^{2}/_{10}$ Muhamedaner und $^{6}/_{10}$ sogenannte Heiden — angenommen, die Juden nicht mit eingerechnet; wie klein müßte die Zahl der Auserwählten werden, wenn man von $^{2}/_{10}$ Christen die Nichtkatholiken, und von den Katholiken diejenigen abzieht, welche durch schlechte Aufführung ihre Christenwürde entehren? — Wann wird es endlich einmal zur Ehre des gesunden Menschenverstandes aufhören, in den Köpfen der Theologen zu rappeln? Wann wird man einmal vom Wahn abkommen, diesen oder jenen Kirchenweg für den einzigen Himmelsweg zu halten? — Viele tausend Wegweiser zum Himmel sind von Theologen aufgestellt worden, bevor Salzmann seine Anweisung schrieb, den Himmel auf Erden zu finden: und wir könnten noch Gefallen daran haben, wenn Pfaffen von Neuem wieder, wie einst Moses, ein Gehäge um Sinai machen, ihren Berg zu heiligen?

Mag immerhin das Christenthum in verschiedenen Formen erscheinen; mögen der Kirchen neben einander mehrere seyn; mögen Katholiken und Protestanten in Meinungen und Gebräuchen merklich von einander abweichen; mögen jene es vorziehen, ihr Auge mehr auf das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren Gottes zu richten, und an der Leiter der Empfindung sich zum Uebersinnlichen zu erheben,

und auf weihrauchduftenden Altären die Gedächtnißfeier dessen zu begehen, der einst am Kreuze für unser Geschlecht sein Leben verblutete; während diese ihre Blicke auf die väterliche Gottheit selbst, und auf den Geist richten, der aus Jesu Worten und Thaten spricht, und sich auf den Flügeln der vom Licht der Offenbarung erhellten Vernunft zur überirdischen Welt empor schwingen, und den sinnbildlichen Vorhang himmlischer Wahrheit mit bescheidener Hand selbst lüftend, sinnend und anbetend vor dem Allerheiligsten niederknien, und aus freier Liebe seinem ewigen Dienste sich weihen: bei aller Verschiedenheit des Bekenntnisses und des Cultus bleiben beide, der freisinnige Protestant, wie der gefühlvolle Katholik, Kinder eines Vaters im Himmel; beide beten kindlichfromm zu demselben Gott; beide suchen ihr Heil im Christenthum, und erstreben in der Nachfolge Jesu das gleiche Ziel. Im unermeßlichen Gebiete der christlichen Religion ist weder das tief durchgedachte Glaubenssystem, noch der mit sinnvollen Gebräuchen verbrämte Cult alles; weder der schulgerechte Philosoph, noch der gemüthliche Aesthetiker sind schon darum auch die besten Christen. Geistige und ästhetische Bildung im traulichen Bunde leisten allerdings sehr viel; aber das gottergebene Herz gibt doch allein den Ausschlag. In jeder Glaubens- und Kirchengenossenschaft kann es gute Menschen geben, und der beste Mensch hat immer auch die beste Religion. Jesus hat das Christenthum zum Gemeingut für alle Menschen gemacht; und die Bekenner seiner Lehre sollten mit einander hadern über den ausschließlichen Besitz dieses Gemeinguts, oder wohl gar über die beiden Schaalen der Muschel, welche die kostbare Perle des Christenthums verschließt? sie sollten engherzig der Rechthaberei die Liebe opfern? — Unbesonnene! möchte ich ihnen mit dem freisinnigen Witschel zurufen:

Warum legt ihr eifernd Schloß und Riegel
An der Liebe freien Himmelssaal?
Schämet euch, ihr streitet um den Glauben,
Und verkennet eure erste Pflicht!

Wer im Glaubenseifer von andern sich trennt, und liebelos ihnen den Himmel abspricht, macht's, wie Moses am Fuße des Berges, als er zürnend das Gesetz zerbrach. Gute Seelen wird Jenseits eines Gottes Himmel einschließen, was immer dagegen unbescheidene Glaubenseiferer einwenden mögen, die auf Andersdenkende nur darum so sehr erboßt sind, weil sie eigentlich nicht wissen was sie thun. **Pater, ignosce illis!** —

## 12. Liebe und Freundschaft.

Liebe ist herzliche Zuneigung; ist freier innerer Drang sich an das Gute, Schöne und Vollkommene anzuschließen; ist Seelenvereinigung, die nothwendig und ausschließend auf die Vorstellung des Guten, Schönen und Vollkommenen gegründet ist. Sie verbindet und führt zusammen, was durch Natur und gleichartige Vorzüge ꝛc. mit einander verwandt ist, und was sich im wilden Kampf der Leidenschaften entzweit.

Der Seele fehlt der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt. Nur am Strahl der Liebe entfaltet sich die reine Blüthe des menschlichen Lebens. Menschenleben ohne Liebe, sagt Göthe, ist wie ein gemahltes Feuer, das weder Licht noch Wärme giebt. Ein Herz voll Liebe ist eine unversiegliche Quelle, aus welcher Seegen und Wonne strömt. Keine Wunde, von der Hand des Schicksals geschlagen, brennt so heftig, die nicht vom Balsam geheilt würde, welchen darein die Liebe träufelt, und keine Kränkung ist so groß, die nicht in der Liebe merkliche Milderung fände. Wer aufrichtig und innig liebt, kann alles vergeben, und ertragen. Durch die Liebe allein ist der Mensch im Stande, über erlittenes Unrecht großmüthig sich wegzusetzen, und ruhig im Mittelpunkt des empörten Alls sich zu behaupten. Der leiseste Widerspruch zwischen dem Geist und Herzen verstummt, wo Liebe vermittelt.

Wahre Liebe läßt keine Vergleichung zu: in ihr giebt es kein Größeres und Größtes; sie ist überall, wo sie ist, das Größte, das Höchste, oder sie ist nicht Liebe.

Sie ist keiner Theilung fähig; sie ist, wo sie ist, ganz, einzig untheilbar. Sie ist nicht wandelbar; sie besteht ewig, und ihr himmliches Feuer erlischt nicht in den Fluten der Zeit. Sie kann so wenig aufhören, als Gott, der die Liebe selbst ist. Die Kraft der Liebe ists, was uns mit aller Welt in engere Verbindung zieht, und zu einer einzigen Gottesfamilie alle Menschen vereint.

Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Schiller.

Der Mensch, in dessen Herzen die heilige Liebe wohnt, verliehrt den Muth nie, so sehr auch Leiden aller Art auf ihn einstürmen:

Liebe trägt sich selbst, und hält
Ihren Fittig unter Blitzen
In sich fest und ohne Stützen,
Wie des Himmels Sternenwelt.

Bouterweck.

Liebe, rein aufgefaßt, ist keine bloße Empfindung, keine sinnliche Aufwallung von Mitleid, Theilnahme, Gutmüthigkeit, sondern wohlwollende Gesinnung, auf feste Grundsätze gebaut. Gefühle sind nicht das Element, in dem dauerhafte Tugend wohnt. Gefühle bringen Anwandlungen, Grundsätze allein reine Tugend hervor. Kaltes Eisen ist fester, als glühendes; Entschluß und Muth mit Kälte unbeweglicher, als rasches Feuer. Gefühle sind Sterne, die blos bei hellem Himmel leiten, aber nicht mehr leuchten, so bald eine schwarze Wolke sie umzieht. Allzulebhafte Gefühle sind ein Seelenrausch, und verwirren das Urtheil.

Liebe, von allem Zusatz der Sinnlichkeit rein, ist

der höchsten Aufopferung fähig, und mit jeder einzelnen Tugend verbunden; durch sie wird selbst das Sinnliche geläutert und verklärt. Sie gewährt dem Herzen eine so erhabene Ruhe, die der Lohn wird jeglicher Lebensmühe; frei und lebendig tritt sie hervor in dem Maaße, in welchem die niedrige Selbstsucht zurückgedrängt wird. Das Getöse der Welt betäubt sie nicht, und die beängstigenden Sorgen der Erde erreichen sie nicht; sich jeder Fessel der irdischen Knechtschaft entschwingend, erstrebt sie in heiliger Stille jene innigere ursprüngliche Gemeinschaft mit dem Himmel, welche allein auf die Dauer beseligt.

Der Liebe höchster und würdigster Gegenstand ist Gott, der die Liebe selbst ist, und von dem alle Liebe ausgeht. Wahre Vereinigung mit Gott ist allein durch die Liebe möglich. Nur wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm. 1. Joh. IV. 16. Gott ist Vater; und das Kind sollte nicht innige Liebe zu ihm haben, nicht in allen Dingen sich ihm wohlgefällig zu machen suchen! —

Ohne Liebe zu Gott, unserm Vater im Himmel, ist Tugend ein Name ohne Bedeutung.

Wenn bei der Uebung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir Alles fehlet.
Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen;
So thue noch so gute Thaten;
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Gellert.

Diese bessere Liebe, durch welche der Mensch mit Gott gleichsam in Eins zusammenschmilzt, verträgt sich nur mit einem Herzen, das ganz rein ist; und wird vom klein-

sten unmoralischen Zusatze vernichtet. Die heilige Flamme muß endlich ersticken unter dem Schlamm der Sünde, in welchen sich das menschliche Herz durch die Sinnlichkeit hinabziehen ließ. Durch Läuterung von allem Zusatze tritt sie aus allen Schranken der Zeit, und nichts vermag ihren ewigen Fortbestand zu unterbrechen.

Die Freude, sie schwindet, es dauert kein Leid;
Die Jahre verrauschen im Strome der Zeit;
Die Sonne wird sterben, die Erde vergehn:
Doch lautere Liebe muß ewig bestehn.

Matthisson.

Wie zu Gott, so wird der Mensch auch zu Seinesgleichen durch die sanften Bande der Liebe hingezogen. Durch diese Liebe offenbart sichs, daß wir in Gott mit einander verbrüdert sind, und daß wir alle im Himmel einen Vater anerkennen. Durch die Nächstenliebe bewährt sich unsere Gottesliebe. Man kann nicht zugleich den allgemeinen Menschenvater lieben, und sein Kind hassen; der kränkt ihn, welcher Zwietracht in seine Familie bringt. Der Mensch ist sein Ebenbild.

Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab,
Als Liebe: diese war der Menschen erste Kette;
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öffnet unser Herz beim Anblick fremder Noth;
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemißtes Brod;
Sie steckt die Fackeln an, bei deren holden Scheinen,
Zu beider Seligkeit, zwei Seelen sich vereinen;
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost.
Ja auch dem Himmel zu, geh'n ihre reine Flammen;
Sie leitet uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen.

Haller.

Ohne Liebe zu einander würde unser Leben Werth und Reiz verlieren. Wir sind doch wohl zu etwas Besserm da, als Wochen- und Jahrelang neben einander zu stehen, ohne mit dem Herzen Anderes zu bewegen, als unser Blut. Unser Herz ist so recht zum Sitz der Liebe geschaffen: und wir sollten unserer Natur so entarten können, daß wir uns unter einander auch nur eine halbe Stunde kränken! — Es sollte in der gefährlichen Decembernacht dieses Lebens uns noch unmöglich seyn, die einzige warme Brust von uns abzustoßen, in der ein Herz, wie das unsrige, liegt! — Wünschen wir doch lieber, was allein unserm Herzen Ehre macht, daß alle Menschen nur einen Hals, nur einen Busen haben möchten, um sie alle mit einem einzigen Arme zu umschließen!

Wo ungeheuchelte, reine, thätige Liebe zu einander wohnt; wo alle mit einander wetteifern, sich wechselseitig durch Wohlthun das Leben zu verschönern: da ist der Himmel. Ohne diesen Himmel in uns ist ein örtlicher, der außer uns über und hinter den Sternen liegt, keiner Erwähnung werth. Wir müssen die Seligkeiten des Himmels im liebenden Herzen dahin mitbringen, wohin nach diesem Erdenleben Gott uns ruft. Der wahre Himmel ist von Raum und Zeit unabhängig, und muß mitten in der dunkeln Erdennacht, wie ein funkelnder Stern, im eigenen Herzen stehen. Diesen Himmel kann der Mensch überall, auch auf Erden, sogar in Ketten haben, weil die Liebe überall zu Hause ist. Der Lieblose ist aller Orten, selbst wenn Auserwählte um ihn einen geschlossenen Kreis bilden, ein Verworfener, weil in seinem Herzen eine wahre Hölle brennt.

Matthisson hat ein wahres Wort aus seinem Herzen gesprochen:

Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

Des Menschen Seligkeit quillt aus der Tiefe seines eigenen Herzens; sie ist die Frucht der Liebe. Daher Schiller:

Auf, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Nur durch Liebe wird dem Menschen das Erdenleben erträglich, und sogar erfreulich. Die Dornen, mit welchen hienieden unsere Lebensbahn belegt ist, werden weniger fühlbar, wenn wir sie in die weichen Rosenblätter der Liebe einwickeln. Im Reiche der Liebe ist Alles beseligend.

Die Liebe macht zum Goldpallast die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel;
Enthüllet uns der Gottheit leise Tritte,
Giebt uns des Himmels Vorgefühl,
Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter;
Sie bettet uns auf Rosenau'n;
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit schau'n.

Hölty.

Die edelste Menschenliebe ist jene zarte, tiefe Achtung, welche verwandte Seelen in einen traulichen Herzensbund zieht, — die Freundschaft, in welcher der Druck der Hände und der Lippen sehr entbehrliche Bestandtheile sind. Freundschaft in der reinsten Bedeutung des Wortes ist geistige Verwandtschaft, auf Gleichheit der Herzen, der Zwecke und Tugenden gegründet; sie ist die möglichste Uebereinstimmung in Gesinnungen und Bestrebungen, verbunden mit Wohlwollen und Liebe. Wahre Freundschaft be-

steht nach Cicero nur unter den Guten. Wer einen Freund und seine Liebe ewig fesseln will — fessle durch neue Vollkommenheiten seine Hochachtung. Freundschaft, die des Namens werth ist, findet nur da statt, wo zwei Seelen in eine verfließen, und wo der Eine im Andern sein zweites Ich erblickt. Wie schön ist das Bild des Freundes, von Gellerts Meisterhand gezeichnet! —

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unsre Sorgen theilt, betrübt bei unserm Grame,
Mit uns in unserm Unglück weint,
Der, eh' wir bitten, hilft, und liebt, doch uns nicht schmeichelt,
Ja, träf' ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt.
Wie selten, ach! ist dieser Freund!

Ohne innige Theilnahme gleichgestimmter Seelen an den Freuden und Leiden dieses Lebens besteht keine wahre Freundschaft. Was man Alltagsfreundschaften nennt, sind im eigentlichen Sinne nichts als Bekanntschaften. Es giebt eine gewisse Art Menschen, die im letztern Sinne mit Jedermann leicht Freundschaft machen, aber sie eben so leicht auch wieder zerreißen. Wahre Freundschaft ist unsterblich, wie unsere Seele. Anders ist es mit der falschen Freundschaft; sie gleicht einer Sonnenuhr, die nur brauchbar ist, so lange die Sonne scheint. Freundschaft, schrieb einst Friedrich der Große an Voltaire, darf nicht dem Barometer gleichen, das bei trüber oder heiterer Luft bald sinkt, bald sich hebt; ich möchte hinzusetzen: auch nicht der Schwalbe, die nur bey uns bleibt, so lang der Sommer dauert. Freunde können sich wohl auf Augenblicke entzweien; aber das Zerwürfniß ist von keiner Dauer. Zwei kräftige Freunde sind wie zwei Uhren, welche in ihren kleinen Perpendikularschlägen wechselnd abweichen und zustimmen, aber bey dem ordentlichen großen Ausschlagen in einer Stunde zusammentreffen.

Einen Vertrauten zu haben in allen Lagen des Lebens ist ein tiefes Bedürfniß aller zartfühlenden Herzen. Was wäre ohne Freundschaft das Leben? —

Freundschaft ist das höchste Glück
Dieses Erdenlebens;
Zög' die Gottheit sich zurück,
Lebten wir vergebens.

Wer ohne Freund ist, geht wie ein Fremdling über die Erde, der Niemanden angehört; selbst die Liebe ist halbes Glück nur ohne Freund. Ein Leben ohne Freund ist halber Tod. Freundschaft bleibt die Krone des Lebens, weil sie uns noch, wenn es rings um uns her stürmt, in einem andern befreundeten Wesen unsern eigenen Werth verbürgt, und dem Genusse unseres Daseyns einigen Reiz verleiht. Noch der Unglücklichste, der von aller Welt verlassen ist, dem aber noch ein treuer Freund übrigt, kann sein Gemüth mit dem Gedanken erheitern:

Wie viel hat mir das Glück geschenkt?!
Es gab mir einen Freund,
Der's mit mir hält und mit mir denkt,
Der mit mir traurt und weint.

Ich wollte lieber gar nicht leben, als leben ohne einen Freund, an dessen Brust ich mich im Drange der Noth sicher legen darf.

O der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund
Zum Trost erscheint;
Ein Freund, der willig ist,
Die Thränen, die er weint,
In seinen Busen aufzufassen.

Wieland.

Nichts geht über das Glück der Freundschaft; sie ist

des Lebens größter Schatz, aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß. Daher Pfeffel:

Die Freundschaft ist die beßte Blume,
Die hier auf Gottes Erde blüht;
Und die sich frisch erhält zum unvergeßnen Ruhme,
So viel auch Neid und Stolz des Giftes um sich sprüht.
Ein Thor daher, wer auf den Wegen
Des kurzen Lebens sie nicht pflückt,
Nicht unter lauten Herzensschlägen
Sie fest an seinen Busen drückt.

Sie gleicht, nach Alxinger, einem Park, der schattig, angenehm und kühl ist,

Damit er die, so von der Sonnenhitze
Der großen Welt ermüdet sind,
Auf eine Zeit erquick' und schütze.
Beglücket, wer aus ihr in diesen Park entrinnt!

Dürftig ist der Mensch nicht, so lang er im Besitz eines redlichen Freundes ist; sein ganzes Leben ist Reichthum, so lang im reinen Genuß heiliger Freundschaft sein Herz schlägt. Anders ists mit dem Menschen, der aus dem Rosengarten der Freundschaft verwiesen ist; sein ganzes Lebensglück ist dahin.

Sei ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreu'n?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und, wenn du fehlst, dein Warner seyn? —

Gellert.

Die allgemeinste Beschwerde, in der sich alle Welt vereint, ist die, daß man nur selten einen wahren Freund finde. In der Wahl eines Freundes kann man also nicht behutsam genug seyn. Bey dieser Wahl muß der Verstand

den Ausschlag geben, wie im Benehmen gegen den Gewählten das Herz. Um in dieser Wahl glücklich zu seyn, muß man seinen ersten Blick auf entschiedene Rechtschaffenheit richten, da ein wahrer Freund die Stelle des zweiten Gewissens einnehmen soll. Man muß aber da die Forderung nicht gar zu hoch steigern, weil Menschen keine Engel sind, und als der beste der gilt, der am wenigsten Unarten und Fehler an sich hat. Denke da Jeder, wie einst Gellert:

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler haben;
Drum dulde sie bei seinen gröss ern Gaben
Und mild're sie mit sanfter Hand! —
Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
Begeistert dein's, wenn's minder rühmlich dächte,
Und sein Verstand wird dein Verstand.

Die Freundschaft kennt keinen Stand, wie die Seele kein Geschlecht. Es ist indessen doch selten rathsamer, mit Jemanden in freundschaftliche Verhältnisse zu treten, der zu hoch steht, weil der höhere Stand Ehrfurcht heischt, mit welcher sich nicht ohne alle Gefahr die Vertraulichkeit des tiefer stehenden Freundes paart. Durch Abhängigkeit wird das schöne Gleichgewicht zwischen Freunden unterbrochen. Man kann den nicht mehr mit brüderlicher Gleichheit lieben, in dem man seinen Obern zu verehren hat.

Bey der Wahl eines Freundes, wenn er die Probe halten soll, muß mit der Rechtschaffenheit auch das Alter und die Erfahrung gewogen werden. Jugendliche Gefühle, welche leicht verbrausen, sind selten geeignet, dem Freundschaftsbunde zur haltbaren Unterlage zu dienen. Wer noch jung ist, und vom lebendigen Gefühle des Bedürfnisses getrieben, nach einem Freund sich umsieht, wird also wohl thun, wenn er seinen Blick auf einen Mann gedie-

genern Alters und bewährtern Erfahrungen wirft, um denselben ins Interesse seines Herzens zu ziehen. Die Freundschaft eines solchen Mannes sind erquickende Tropfen ins jugendliche Leben; sie dämpfen, wenns Noth thut, den feurigen Willen, und verwahren gegen Unbesonnenheiten.

Wer einen wahren Freund fand, der sey vertraulich mit ihm, ohne ihm überlästig zu werden! Er behandle ihn mit zuvorkommender Liebe und Diensteifer, und, wenn er fehlt, mit zarter Schonung! er sey in seinen Foderungen an ihn nicht unbescheiden! er fodere von ihm Herz, Liebe, Rath und Treue; aber er verlange von ihm nicht, daß er Alles leisten, in Allem aushelfen soll! er stoße ihn nicht durch Eigenmuth ab, und borge, um vom Freunde unabhängig zu bleiben, und nicht in Fall zu kommen, mit ihm zu brechen, von Fremden das Geld, wenn Verlegenheit ihn drängt! Fähig soll Jeder seyn, dem Freunde Geld, Gut, Leben — Alles — zu opfern; aber nur im Nothfalle werde dieses Opfer gebracht!

Der verdient den ehrwürdigen Namen des Freundes nicht, der die Foderungen der Freundschaft seiner Launen und seinen eigennützigen Wünschen nachsetzt. Von Dornen können wir keine Trauben lesen; wir müssen also auch von Leuten, die ein Spiel ihrer Launen, und ganz in eigennützige Entwürfe verwickelt sind, keine seelenvolle Freundschaft erwarten. Der Eigennützige denkt zu viel an sich, um sich im Ernste mit dem zu befassen, was des Freundes ist. Freunde müssen groß genug seyn, sich gleichsam selbst zu vergessen, wo des Andern Glück auf dem Spiele steht, sie dürfen daher auch nicht zudringlich seyn. Es liegt in der Natur der Freundschaft, sich im Glücke bitten zu lassen, und nur im Unglück ungerufen zu kommen.

Freunde müssen so recht ein Herz und eine Seele seyn, und in und für einander leben, so lange des Lebens Gluth durch ihre Adern dringt. Jedem ist der Spruch des Edeln v. W — g heilige Regel, mit Flammenzügen ins Herz geschrieben:

Mag Berg und Thal uns trennen!
Was Sympathie
Vereinigt hat, das können
Nicht trennen sie.

Nur eine Seel' empfindet
In dir und mir;
Der Tod! — auch er entwindet
Mich nicht von dir.

Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben; nichts ist also dem Freunde unausstehlicher, und nichts fällt ihm so schwer aufs Herz, als der Gedanke an die Möglichkeit, einst noch mit seinem Freunde zu brechen, welche leider nur schon zu oft durch Mißverständnisse, oder böswillige Einflüsterungen in Wirklichkeit überging. Mit ruhiger Besonnenheit verwahrt er sich daher gegen den Stachel der Verläumdung, wie gegen den Betrug des eignen Herzens. Er traut nicht leichtgläubig Berichten, welche die Treue des Freundes verdächtigen; er prüft genau alles, was unselige Mißverständnisse erzeugen könnten; er erklärt sich vorerst mit seinem Freunde, und verlangt von ihm selbst Aufschluß über Beschuldigungen, welche gegen ihn vorliegen; er will sich durch voreiliges Benehmen nicht in Gefahr setzen, einen Freund zu verlieren, an dem er bisher mit ganzer Seele hing. Hat er aus Gründen, gegen deren Gewicht nichts einzuwenden ist, mit dem bisherigen Freunde rein gebrochen, und ist zur Aussöhnung alle Hoffnung dahin: so hört er, auch geschieden von ihm, nicht auf, ihn zu lieben, redet von ihm mit ehrender Achtung, und hilft

ihm unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, der ihm ungesehen zur Seite geht; hütet sich aber — nicht nur aus Menschenliebe, auch aus heiliger Scheue vor der Freundschafts-Leiche — ihm auch nur ein Zeichen, ein Blatt, und ists möglich, einen Augenblick Gegenwart mehr von sich zu geben, weil die Zeichen sowohl voriger Wärme, als jetziger Kälte, unnütz und hart den Schmerz des Bruches wieder gebähren. Es ist unedel, und verräth niedrige Rache, so geschiedene Freunde, die einst so innig einander liebten, nun einander wehe thun wollten.

Wie nichts über das Glück wahrer Freundschaft geht; so ist dagegen auch keine Maske gefährlicher, als die verkappte Freundschaft. Gegen einen erklärten Feind weiß Jeder sich zu verwahren; desto sicherer treffen die Streiche des falschen Freundes, weil er sie in vertraulicher Nähe führt. In jeder Gestalt ist Verstellung empörend und verächtlich; über alles aber, wenn die schwärzeste Bosheit sich ins Gewand heiliger Freundschaft hüllt, um sicherer den Dolch ins unverwahrte Herz des angeblichen Freundes zu stoßen. Der Mann von Ehre verabscheut Winkelzüge, und hält es unter seiner Würde, sich auf jedes Lüftchen wandelbarer Zeitumstände, wie eine Wetterfahne umzudrehen, um vom Freunde sich wegzuwenden, weil er sich an den Strahlen seiner Glücksonne nicht mehr wärmen kann.

Freundschaft, als Bund gleichgestimmter Seelen, untersteht weder der physischen Macht, noch dem Gebote schwankender Willkühr. Man kann wohl in der politischen Welt zum Freund und Alliirten geschlagen werden; aber in der gemeinen Welt hat man noch kein Beispiel, daß Jemand im engern Sinne des Wortes zum Freund wäre geprügelt worden. Liebe erträgt keinen Zwang, und es liegt schon in ihrer Natur, frei sich nach eigener Neigung zu ergießen.

Menschenliebe, welche durch Freundschaft so zart sich ausprägt, offenbart sich noch in verschiedenen andern Formen, z. B. als Gattenliebe, als Aelternliebe, als Kindesliebe, als Geschwisterliebe, als Liebe im engern Sinne des Wortes, oder als Geschlechtsliebe, welche, naturgemäß aufgefaßt, im Streben nach geistig-körperlicher Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes besteht, auf ein festes Interesse der Herzen gegründet, und durch den Vertrag der Ehe geheiligt. Hier mit Umgehung aller andern Formen nur von der letzten noch ein Wort, um schädliche Mißbegriffe zu beseitigen!

Liebe in dieser Bedeutung genommen ist die stillste, wenn sie im Werden begriffen ist. Wo ihre Flamme lichte Funken umherwirft, da verglüht sie auch bald, was sie mit jeder zu heißen Leidenschaft gemein hat. Die eigentliche Ursache dieser Liebe liegt nicht im schönen Gesichte, nicht im anmuthigen Körperwuchs, sondern im Herzen der Liebenden. Nicht Zerbrechliches und Vergängliches fesselt das menschliche Herz. So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter ist, wird sie auch ihr Grab. Wo wilde Triebe der Liebe Stelle einnehmen, erfolgt unvermeidlich der Raub der Unschuld, wodurch die eigentliche Liebe an der Wurzel getödtet wird.

Geschlechtstrieb und Liebe sind so wenig einerley, als Leidenschaft und Tugend: man darf also diese verschiedenen Begriffe nicht vermengen. Liebe soll den Geschlechtstrieb veredeln, aber nicht von ihm blind sich führen lassen. Die natürliche Ordnung wird verkehrt, so Sinnlichkeit sichs anmaßt, der Liebe den Weg zu weisen. Leider ists wahr:

Nicht viele kennen wahre Liebe,
Die Anmuth zeugt, und Tugend weiht;

Sie ist kein Freibrief wilder Triebe,
Nicht eine Magd der Ueppigkeit.

Haller.

Die Liebe, wenn sie rechter Art ist, gewährt hohen Lebensgenuß:

Sie gleichet einer Myrthenlaube;
Am Eingang rieselt sanft ein flüssiger Kristall,
Der Schmerzenslethe heißt. Es singt die Nachtigall
Im Schatten dieser Laub', es girrt die treue Taube;
Doch ist darin für zwei nur Raum.

Alxinger.

Liebe ist unter allen Neigungen des menschlichen Herzens die schönste, so lange sie in ihrer Richtung vom Guten nicht abschweift, und Unschuld der heiligen Glut die Weihe giebt. Sie ist eine schwellende Blüthe voll unendlicher Sehnsucht, die früh und spät wacht, und nie schlummert; mit ihrer Befriedigung beginnt ihr Verwelken. Soll sie sicher fortbestehen, so muß sie sich selbst ein ewiges zartes Geheimniß bleiben; wo sie sich begreift, verschwindet sie.

Da eine ungemein zarte Linie die erlaubte Liebe von der unerlaubten scheidet: so kann man nicht behutsam genug seyn, sein Herz gegen Betrug zu verwahren:

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freier,
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.
Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen,
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Gellert.

Nur reine Liebe darf der Liebe Blumen brechen. Entwürdigung durch sinnliche Lüste sticht diesen lieblichen Blumen die Wurzel ab, und es bewährt sich, was Bronner von der verbotenen Liebe sang:

Entwürdiget sinkt der Gelüste Knecht
Hinunter zum Affengeschlechte;
Wer Gottes Funken in sich nicht ehrt,
Begibt sich der heiligsten Rechte.
Besitzt euch doch ganz, eh' ganz ihr euch gebt,
Sonst kämpft ihr mit Sorgen und Reue;
Nur Angetraute berechtigt der Bund
Zur Hoffnung dauernder Treue.
Unseliges Paar, das früher es wagt,
Sich jeden Genuß zu gewähren,
Als ihm die sichere Gewißheit lacht,
Sich ewig anzugehören! —

Das Geständniß einer Liebe, deren Zweck und Heiligung nicht der Bund der Ehe seyn kann, ist der Anfang vom Tode dieser Liebe selbst, ist sicherer Vorbote dieses Todes, denn schon in dem Geständniß liegt der Grund der Vernichtung für die Hochachtung, ohne welche keine wahre Liebe besteht. Man kann sich wechselweise weder achten noch lieben, wenn das Schwelgen in thierischen Genüssen als höchstes Strebeziel gilt.

Ohne die Liebe fehlt dem Menschen der höchste Lebensreiz; eine Wahrheit, in welcher gewiß alle empfindsame Seelen zusammenstimmen. Niemand hat sich darüber so zart, als Körner, ausgesprochen:

Dem hat nie das Leben freundlich begegnet,
Den nicht die Weihe der Liebe gesegnet.
Doch der Liebe Glück so himmlisch, so schön,
Kann nie ohne Glauben an Tugend bestehn.
Drum, wenn im Leben nichts Heiliges bliebe,
Ich will nicht verzagen, ich glaube an Liebe.

Auch Gleim fand das Leben ohne Liebe werthlos und lästig:

Brod hat mir Gott und Wein dazu gegeben!
Wenn er mir nun noch Liebe gibt,
So fehlt mir nichts. Was hat man von dem Leben,
Wenn man nicht liebt? —

Den Mangel der Liebe ersetzen weder Reichthum und Lebensgemächlichkeit, noch Ansehen und Ruhm.

Gegen süße zarte Liebe
Was ist Lorbeer, was ist Kranz? —
Wenn er dreimal ewig bliebe,
Gegen süße zarte Liebe,
Nichts ist alles Ruhmes Glanz.

Herder.

Liebe, wenn sie in die Tiefe des Herzens gedrungen, und mit Tugend verschwistert ist, kennt wenige Bedürfnisse, und ist über alle Vorstellung genügsam.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge.

Salis.

Liebe mit ihren Freuden verschönert jedes Menschenleben, und ohne sie ist das Leben des Fürsten freudenleer. Jede Lebensbeschwerde wird leichter durch das Bewußtseyn, daß ein gleichgestimmtes Wesen Antheil nimmt. Einzig in der Liebe findet der Mensch Ersatz, Erheiterung und Trost, wenn im Gewirre des Lebens ihn zuweilen trübe Wolken des Unmuths umziehen, und vorzüglich an ihrem wärmenden Strahl gedeiht Bildung zur reinen Humanität. Wenn alles um uns her sich vereint, uns das Aufstreben zum Höhern zu erschweren: so ist es dagegen zarte, innige, heilige, aufopfernde Liebe, welche uns

wieder neuen Schwung giebt, und den herbsten Leiden die Waage hält. Liebe, durch welche zwei Herzen in eines verfließen, scheut kein Opfer; ihr ist, wenns Noth thut, sogar Sterben für einander Lust und Wonne. Liebenden ists himmlische Seligkeit, Hand in Hand, selbst auf rauhen Wegen, dem hohen Ziele entgegen zu gehen, das von der Vorsehung ihnen ausgesteckt ist. Ihrer herzlichen Liebe holdes Bild ist ein schönes Rosenpaar, vereint an einem Stiele. Die Vereinigung bleibt, selbst nach ihrer Entblätterung.

Ueberall auf Erden ist das Reich der erfreuenden Liebe; nur zeigt sie sich nicht allenthalben unter gleichen Formen. Sobald die Blume ihren Wuchs erreicht hat, blühet sie, die Blüthezeit richtet sich also nach der Periode des Wuchses, und diese nach der sie emportreibenden Sonnenwärme. So ists mit der frühern oder spätern Menschenblüthe; ihre Zeit hängt gleichfalls vom Klima ab, und von allem, was zu ihm gehört. Sonderbar weit sind auf unserer kleinen Erde die Zeiten der Mannbarkeit nach Lebensarten und Erdstrichen verschieden. Die Perserin heurathet im 8. und gebiert im 9. Jahre. Unsre alten Deutschen waren dreißigjährige Männinnen, ehe sie an die Liebe dachten. Die Morgenländerin ist ein Kind, wenn sie verheurathet wird: sie blühet frühe auf und ab. Sie wird vom bejahrten Manne also auch wie Kind und Blume behandelt. Ists ein Wunder, wenn der Morgenländer die Vorzüge seines Geschlechtes bald mißbrauchte, und auf den Einfall kam, einen solchen Blumengarten, einen Harem für sich anzulegen, und wenn das Weib frühzeitig zum ersten Zankapfel männlicher Begierden erniedrigt würde? — Dank dem göttlichen Stifter des Christenthums, welcher der Liebe die Fesseln der Thierheit wieder abnahm, und ihr die ursprünglichen Rechte zurückgab!

Dadurch wurde es dem Weibe wieder möglich gemacht, in der Ausbildung zur Humanität mit dem Manne gleichen Schritt zu halten, und der Gewinn für öffentliche und häusliche Erziehung ist unverkennbar.

# 13. Vernunft und Philosophie.

Vernunft ist des Menschen Vorzug, sie ist, wie schon anderwärts gesagt wurde, der Geist Gottes im Menschen. Wer dem Menschen die Fähigkeit abspricht, das Göttliche durch die Vernunft zu erkennen, erniedrigt ihn unter die Thierheit. Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseyns, als der Gebrauch seiner Vernunft; eine durch beharrliches Nachdenken und Forschen selbst errungene Wahrheit bewirkt oft, daß ihm alle Sichtbarkeit schwindet. Er vergißt sich selbst; er verliert das Maas der Zeit und seiner sinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft, und er denselben verfolgt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß durch eine einzige lebendige Idee, die des Menschen Geist ergriff, die größten Qualen des Körpers stumpf gemacht wurden, und daß der Mensch in hohen Gedanken vertieft und gleichsam verloren, Leben und Tod nicht achtete, und wie im Himmel sich fühlte, während von allen Seiten die herbsten Leiden auf ihn eindrangen. Das gemeinste Werk wird uns schwer, sobald es nur der Körper verrichtet, und umgekehrt: des Geistes Kraft findet das Schwerste leicht, wenn durch lebendige Vorstellung reine Liebe dazu im Herzen aufgeregt ist. So richtig als schön hat sich darüber Cronegk ausgesprochen:

Ein Weiser bleibet groß, wenn Erd' und Himmel bricht;
Ihn decken kann der Fall, doch ihn erschrecken nicht.
Er kennt der Lüste Wahn, sie reitzen ihn vergebens;
Ganz still durchschleichet er den dunkeln Weg des Lebens.

Den Blitz, den Andre scheu'n, erhellt nur seine Bahn;
Ihm dient sein furchtbar Licht, das ihn nicht schrecken kann.

Wie über die Stürme der Erde der Blick der Sonne siegt, so über gefürchtete Leiden des Menschen Vernunft. Wer stets der Vernunft Gehör giebt, ist ein Weiser, dessen Gemüth kein Unfall aus seinem Gleichgewicht zu heben vermag. Darüber ist mit Cronegk Jeder einverstanden, der des Weisen Thun und Treiben zu beobachten Gelegenheit hat. Wo der Mensch mit den Forderungen seiner Natur im Einklange ist, da ist keine Möglichkeit gedenkbar, ihm seine Seelenruhe zu rauben:

Ruhig seyn, wo Wogen uns umziehen,
Wenn die Nacht den Horizont umhüllt,
Wenn des Unglücks schwarze Blumen blühen,
Und nur Jammerton die Welt erfüllt;
Ruhig seyn, wenn Freuden uns umschweben,
Wenn des Glückes Silberblick uns glänzt,
Leicht dahin fließt, wie ein Bach, das Leben,
Nur mit Rosen uns das Schicksal kränzt;
Also Alles gleichen Muths ertragen,
Uns im Glück nicht übermäßig freu'n,
Uns im Unglück nicht zu sehr beklagen,
Heißt in wenig Worten — weise seyn.

Ge. Heinr. v. Wilde.

Gott hat den Grundstoff einer allgemeinen Vernunft in uns gelegt, wie er den Vögeln die Federn, und den Bären den Pelz gegeben hat; und dieser Grundstoff ist so unvertilgbar, daß er immer vorhanden bleibt, trotz allen Leidenschaften, die ihn bekämpfen, trotz allen Tyrannen, die ihn im Blut ersäufen wollen, und trotz allen Betrügern, die ihn durch den Aberglauben zu vertilgen streben. Der Mensch ist nur durch Vernunft, was er heißt; ohne sie giebts keine Tugend. Je vernünftiger der Mensch wird,

desto leichter wird es ihm auch, besser zu werden; jemehr seine Grundsätze überdacht sind, desto fähiger ist er, dem Guten treu zu bleiben. Wer Pflichten genau erfüllen will, muß vorerst ihre Forderungen kennen. Man kommt im Gebiete der Sittlichkeit nicht vorwärts, wenn nicht das Licht der Vernunft den Weg erhellt. Könnte es mit dem Gebiete der Religion anders seyn? —

Die Vernunft war von jeher das Orakel, das durch die Weisen sprach. Sie ist die erste Offenbarung Gottes, ohne welche keine Andere möglich ist. Wer Gott und Göttliches erkennen will, muß an sie sich halten, und auf ihre Ausspröche achten.

Die Menschen, welche die Vernunft
Vom Dienste Gottes gänzlich trennen,
Die reißen sich die Augen aus,
Damit sie besser sehen können.

Brookes.

Damit wird nicht gesagt, als müßte jeder Mensch gerade so, als wenn er der Erste wäre, der mit dieser großen Angelegenheit sich befaßte, alle seine Gotteserkenntnisse von der ersten an bis zur letzten, blos durch Anwendung eigener Vernunft unmittelbar und aus der Natur abstrahiren. Auf diesem Wege würde auch der Fähigste und Fleißigste nicht sonderlich weit kommen. Das wäre eben so, als wenn für die Menschheit ein Haus erbaut werden sollte, wozu Jahrtausende gehören, und wozu jeder einzelne Mensch immer wieder den Grundstein legen müßte. Der Nachfolger darf und soll den gelegten Grund und die bereits vorräthigen Materialien benutzen. Wenn das Jahrtausende hindurch geschieht, wird das Haus endlich doch fertig.

Die Vernunft ist von Rechtswegen die höchste Instanz und Richterin sogar in Glaubenssachen; denn sie

muß ja die Gründe für eine wahre Offenbarung, und die Merkmale derselben angeben. Sie ist die älteste heilige Urkunde, die Ueberzeugung gewährt, und hätte man diese recht gelesen, oder lesen wollen: nie hätte das Sinnliche das Geistige, nie das Zufällige das Wesentliche, nie die Form die Sache, nie das Festhalten an Lehrmeinung die Religion so ganz verschlungen, daß es einen Gottesdienst ohne Gott, einen Glauben ohne Moral und Tugend gab; nie hätten Schwärmerei und Fanatismus so viel Unheil in der Welt gestiftet. Vernunft läßt sich aus dem Gebiet der Religion so wenig wegweisen, als Liebe aus dem Gebiet der Tugend. Das Heiligste gedeiht nur, wo Vernunft und Offenbarung sich schwesterlich umarmen.

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höhern Welten;
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
Also Vernunft: die Erderleuchterin hellet die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt.

Salis.

Man kann es nicht zu oft wiederholen: Nichts, was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen. Kein Monarch ist so groß, und kein hoher Priester so heilig, daß er kraft seiner Majestät oder Heiligkeit Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre, — geschähe es auch erst nach seinem Tode — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Ob Entscheide, von der Mehrheit geistlicher Congresse über irgend eine Meinung erlassen, eine Ausnahme machen, dürfte um so schwerer zu erweisen seyn, da der Geist Gottes im Menschen es von jeher nie mit

der Mehrheit hielt. Göttlich denken und heilig leben zeugen allein unfehlbar von der Einwirkung des heiligen Geistes, der es immer lieber mit wenigen Auserwählten zu thun hatte.

So unentbehrlich dem Menschen in jeder Beziehung die Vernunft ist: so muß man sie doch nicht über Gebühr erheben. Durch allzu hohe Schätzung derselben entzweit sich der Mensch nicht selten mit den übersinnlichen Darstellungen des Christenthums, und verwirft, was seiner Vernunft nicht begreiflich ist. Er will alles wissen, nichts glauben, und bedenkt wohl nicht, daß so Manches in der Wirklichkeit vorhanden ist, was über alle menschliche Fassungskraft geht. Der Geist des Menschen erkennt und begreift nicht einmal sein eigenes Daseyn und Wirken. Das Wort Geheimniß ist für den denkenden Menschen so gar abstoßend nicht, als Viele sich einbilden. In einem gewissen Verstande des Wortes ist fast alles, was wir sehen, ein Geheimniß für uns; überall treffen wir auf Erscheinungen, die wir uns nicht zu erklären vermögen. Wie unser eigenes Daseyn, so ist das Wachsthum in der ganzen Pflanzenwelt ein Geheimniß. Der Gelehrteste ist nicht im Stande zu erklären, wie es zugeht, daß eine mit Erde bedeckte Eichel sich zu einem Eichbaume entwickelt; der größte Naturforscher weiß nicht, auf welche Art der Saame, den wir in den Acker streuen, sich bis zu einer solchen Vermehrung entfaltet, und uns für unser kleines Capital so reichliche Zinsen giebt. Aber die Thatsache liegt doch vor Augen, und wir wissen, so viel uns zu wissen nöthig ist. Das Gebiet des Wissens hat keine Grenzen; nicht so die menschliche Fassungskraft. Wer alles Erkennbare umfassen will, ist dem Kind ähnlich, das ans Ufer des Meeres sich setzte, um es mit seinem hohlen Händchen auszuschöpfen.

Wie es ein entehrender Wahn ist, daß nur der Glaube im höhern Lichte wandle, die Vernunft aber, ein durch Hochmuth gefallener Geist, in der Finsterniß regiere; so ist es eine nicht minder schädliche Irrlehre, daß nur die Vernunft giltigen Entscheid gebe, und der Glaube für denkende Menschen entehrende Zumuthung sey. Beide müssen sich traulich die Hand reichen, und in der rechten Ueberzeugung sich als eins bewähren. Ohne diese Einigung ist Partheiung unvermeidlich. Der Weg des verständigen Glaubens ist der erste Weg zur Wahrheit. Kinder können nicht selbst forschen und prüfen; nur durch stillen Glauben an das Wort ihrer Eltern und Erzieher ꝛc. gelangen sie zur Einsicht und Erkenntniß. Den größten Theil dessen, was der Mensch weiß, hat er auf Glauben angenommen, ehe er noch im Stande war, selbst zu untersuchen, und das Wahre vom Falschen zu scheiden. Der Weg der Ueberzeugung durch eigenes Nachdenken und Prüfen ist so langsam als schwierig, und wir würden es nicht sonderlich weit bringen, wenn wir nicht an bereits gemachten Erfahrungen Anderer, die vor uns da waren, gleichsam fortspinnen dürften. Wie fähig und einsichtvoll auch ein Mensch sey: er hat weder Geisteskraft, noch Länge des Lebens genug, um selbst alles zu erforschen und nach seinem wahren Werth zu würdigen. Da die wenigsten Menschen weder Zeit noch Gelegenheit haben, alles selbst zu untersuchen, so müssen sie sich schon damit begnügen, Manches auf das Wort Anderer hin für wahr anzunehmen, und sich darauf zu verlassen. Dadurch wird begreiflich, warum Jesus und seine Apostel bey Umsetzung ihrer Heilslehre den kürzern Weg des Glaubens vorzogen. Der Glaube ist dem Menschen der Flügel, mit welchem sich seine Vernunft erst himmelan zu schwingen vermag. Mag er bey widersprechenden Meinungen und Entschei-

dungen zuweilen ins Gedränge kommen, und verlegen werden, woran er sich zu halten habe; ihm bleibt stets ein sicherer Ausweg: er würdige endlich jede Meinung nach ihrem Einfluß auf das Gemüth. Sieht er, daß eine Meinung ihn weder besser noch schlimmer mache, daß seine Rechtschaffenheit und Ruhe dabey weder gewinne noch verliehre: dann darf er, auch wenn andere Entscheidungsgründe mangeln, ohne alle Bedenklichkeit annehmen, daß sie nicht ins Gebiet des Glaubens gehören, und er kann sie ohne Gefahr unentschieden lassen. Was nicht bessert, ist keine Sache des Christenthums. Der Vernunft liefert der Glaube Stoff, daß sie ihn zum Geisteseigenthum verarbeite. Sie verlangt nicht, wie ein Gefäß, blos Anfüllung, sondern, wie Brennholz, einen gewissen Zunder, der die Erfindungskraft und die Liebe zur Wahrheit entzünde.

So unzulässig es ist, die Vernunft über Gebühr zu erheben; so unschicklich ist es, so man sie fast für gar nichts will gelten lassen. Gewisse Leute unserer Tage belieben sehr verächtlich von ihr zu urtheilen und zu reden; man könnte ihnen Recht geben, wenn sie blos die ihrige meinten. Die Menge hat es von jeher gerne gehört, wenn die Vernunft gedemüthigt wurde, weil es schwer ist, sie zu haben. Man erhebt nicht gern, was man an sich vermißt. Es ist sonderbar und doch wahr: so lange die Welt steht, sah man die Vernunft nie anders als verfolgt, und es hat allen Anschein, daß es noch eine Weile so bleiben werde. Auf jeden Fall dürfte sich so gar bald der Spruch nicht bewähren: **la raison finira par avoir raison.** Indessen kann und wird ihr Sieg nicht ewig ausbleiben: das Wahre muß endlich über das Falsche, und das Gute über das Böse siegen, was nur durch die Vernunft möglich ist, ohne welche es keine Ueberzeugung giebt. Selbst

der schulgerechteste Dogmatiker muß eingestehen, daß Offenbarung ohne Vernunft keinen verständigen Sinn gebe. Licht ohne Auge, und Aug' ohne Licht frommen dem Menschen gleich wenig. Ohne Vernunft ist der Mensch ein Blinder, der es bleibt, auch wenn man ihm das hellste Licht in die Hand giebt. Licht kann nur dem Sehenden zünden.

Die Vernunft, als lebendige Geisteskraft, wodurch der Mensch ist, was er heißt, muß sich in seinem Wissen und Handeln offenbaren; dadurch allein behauptet er die Würde seiner Natur. Vernünftig seyn, und Unvernunft im Benehmen zur Schau tragen, ist ein offenbarer Widerspruch. Der Vernunft höchste Frucht ist Weisheit, die zugleich das Wissen und Handeln umfaßt, ist eigentliche Philosophie des Lebens. In der Natur dieser Philosophie liegt es, die reinen Vernunftkenntnisse durch Begriffe nicht blos zu entwickeln, sondern mehr noch sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände anzuwenden, die in der Erfahrung gegeben sind. Ohne Anwendung ist Philosophie mit den erhabensten Lehren des ehrwürdigen Namens nicht werth.

Philosophie ist nur in so fern eine solche, als sie auf freies Forschen, und auf selbstständige und zwanglose Ueberzeugung sich gründet, und geeignet ist, dem menschlichen Thun eine vernünftige Richtung zu geben. Rein aufgefaßt kann sie, wie die Vernunft selbst, nur Gutes bewirken. Alles Schlimme, das man ihr zuweilen vorwirft, gehört auf Rechnung des Mißbrauchs, vor welchem das Heiligste nicht sicher ist. Durch Mißbrauch kann dem innern Werth einer Sache kein Abtrag geschehen. Wahre Philosophie und Christenthum stehen einander eben so wenig gegenüber, als reine Vernunft und Offenbarung.

Christenthum ist die höchste Philosophie des Lebens, wie göttliche Offenbaruug Erguß der reinsten Vernunft ist.

Dadurch wird nicht in Abrede gestellt, daß durch Mißbrauch der Philosophie schädliche Irrthümer verbreitet werden können. Allein dieses Loos theilt sie mit allen menschlichen Bestrebungen. Es scheint gar nicht unsere Bestimmung auf Erden zu seyn, im reinen Lichte zu wandeln. Selbst die göttlichen Offenbarungen konnten von den Menschen nicht ungetrübt bewahrt werden, und der Irrthum wird oft mit leidenschaftlicher Hitze gegen die Wahrheit in Schutz genommen. Das ist aber vorübergehend; denn die Erfahrung lehrt, daß kein in die Sitten und das Leben tief eingreifender, dennoch wirklich schädlicher Irrthum, von angeblichen Philosophen ausgedacht, sich lange erhalten, oder auch nur ein großes Publikum gewinnen konnte. Der unbestechbare Wahrheitssinn empörte sich immer dagegen, und der dem Gefühle widerstehende und irre geleitete Verstand vermochten sehr wenig gegen den gesunden, durch keine Sophistik geblendeten Wahrheitssinn.

Philosophie, so lange sie ihrer Natur nicht entartet, führt zur Kenntniß des menschlichen Geistes, und kann schon darum den Völkern keinen Nachtheil bringen. Viel weniger noch kann sie, was man ihr so oft in neuerer Zeit vorwarf, Revolutionen begünstigen, denn Revolution entsteht nur dadurch, daß diejenigen, denen vorzüglich die Leitung der Völker anvertraut ist, den menschlichen Geist verkennen, und sich eine Behandlung der Nationen erlauben, die geradezu dem Charakter des menschlichen Geistes zuwider ist, und daher empören muß. Unter einer vernünftigen Regierung ist keine gewaltsame Staatsumwälzung ge-

denkbar. Ein Fürst, der zugleich Philosoph ist in der reinen Bedeutung des Wortes, weiß für die Zufriedenheit seiner Völker zu sorgen, daß sie nie in Versuchung strafbarer Widersetzlichkeit kommen. Vernunft ist seine Wegweiserin, von langer Erfahrung gelenkt. Wie hoch sein Rang auch sey: mit wohlwollender Weisheit wird er stets, wie die öffentliche Meinung, so die jedesmaligen Bedürfnisse seines Landes beachten, und nie sich durch das Gefühl seiner Hoheit zu übermüthiger Willkühr verlocken lassen. Mag auch zuweilen das rasche Gespann vor dem Staatswagen Seitensprünge machen wollen: er hält die Zügel fest, daß es nicht vom Wege zum Ziel merklich abschweifen kann. Wenn daher Friedrich II. einst sagte: „Wenn ich eine Provinz recht empfindlich strafen will, lasse ich sie durch einen Philosophen regieren;" muß seine königliche Majestät wohl nur die Philosophie des Voltairs und der Encyclopädisten im Auge gehabt haben, die des Namens nicht werth ist, was man ohne Beweis glauben wird. Voltaire verdiente unter den Philosophen so wenig einen Platz, als unter den Heiligen.

So wenig gegen die gesunde Philosophie Gründliches eingewendet werden kann: so merkwürdig ist es doch, daß von jeher das Zeitalter der Philosophie gemeinlich das abnehmende Alter der Staaten und Reiche war. Die Philosophie blühete erst in dem letzten Jahrhunderte der Republiken von Griechenland und Rom. Athen hatte nur am Abend vor seinem Untergang Philosophen. Cicero und Lucrez schrieben nur im Gewirre der bürgerlichen Kriege von der Natur der Götter und der Welt. Traurige Wahrnehmung, wenn die Fackeln der Philosophie nur Trauerfackeln seyn sollten, das Leichenbegängniß der Reiche und Staaten, der Vaterlandsliebe und Tugend zu beleuchten! — Aber aus dem Zusammentreffen solcher Erscheinun-

gen ergibt sich noch kein haltbarer Beweis, daß sie, wie Ursache und Wirkung, nothwendig verbunden waren. Wohl mag das Verderben der Zeit den philosophischen Geist aufgeregt haben, daß er allgemeiner und kräftiger sich aussprach. Aerzte sind nie regsamer, als in den Zeiten einer Epidemie; Theologen nie eifriger, als bei andringender Irrlehre; sollte es mit Philosophen anders seyn, wenn um sie her alles sie drängt, ihre Stimme zu erheben?

Wahr ists, mit der Philosophie ward seit einigen Decennien viel Unfug getrieben. Vor der Kantischen Epoche waren die metaphysischen Gegenstände der Mittelpunkt und Kern alles Philosophirens. Gott, die Welt, und alles, was den Menschen angeht, und so weit es ihm zu erkennen Bedürfniß ist, zu begreifen, war das Ziel des philosophischen Strebens. Die Theologie hatte da noch, wie fast in allen christlichen Jahrhunderten, zu viel Einfluß auf das philosophische Forschen; ihr trug die Philosophie überall demüthig die Schleppe nach. Man philosophirte nicht frei und selbstständig genug; sondern schielte meistens seitwärts auf den Kirchenglauben hin, um die Resultate seiner Forschungen damit in Einklang zu bringen. Wer das unterließ, kam gar leicht in den Ruf eines Ketzers, oder wohl auch eines Freidenkers und Atheisten, wie z. B. Spinoza und Lessing ꝛc. Kant bestimmte die Grenzen der Philosophie genauer, und erweiterte sie; durch ihn kam sie zur Ehre, der Theologie die Fackel vorzutragen. Aber bald folgten die philosophischen Systeme so rasch, wie die Schatten einer Zauberlaterne, auf einander, daß man in Verlegenheit kam, an welches man sich halten sollte. Eifersüchtig auf einander, suchte eines das andere niederzuhalten, und hatten oft kaum die Dauer einer Pariser — Mode. Keiner der Matadoren war noch im

Stande, seinen Lehren und Meinungen eine allgemeine überzeugende Kraft zu ertheilen, denselben allgemeinen Beifall zu verschaffen, und sie zum System auch nur einer schnell vorüberfliehenden Zeitgenossenschaft zu erheben. Auf den Meister stellte sich bald ein ehrsüchtiger Schüler, auf diesen ein anderer, und so fort, und gruppirten sich in kurzer Zeit zu einer lebendigen Spitzsäule, daß der letzte in seiner Höhe nach Luft schnappen mußte. Gott war erschöpft — desgleichen das All — sogar das Nichts, worüber Niemand mehr hinaus kann — und die Philosophie, die im Allgemeinen alles besondere Wissen umfassen sollte, sank zur Wissenschaft des absoluten Nichts herab. Mit vielen hohen, unverständlichen, künstlich zusammengestellten Worten wurde — Nichts gesagt; das All des reichen Wortvorrathes diente gleichsam zur Emballage des — Nichts. Wickeln doch Zeitungen zuweilen treffliche Wahrheiten in Lügen, wie etwa Goldstücke in Papiergeld; und von den transcendentalen Aequilibristen, die auf Stelzen dunkler Redensart ihre angebliche Weisheit zur Schau stellen, sollte ungleich weniger — Nichts — geschehen! Die Erscheinung ist sonderbar, aber durch die Tagesgeschichte bewährt. Das Sonderbarste an der Sache ist, daß die Ichs und Nichtichs, im gleichen Eifer für ihre Systeme, das lebende Publikum umgehen, und allein an den Richterstuhl der Nachwelt appelliren, ohne auch nur die Möglichkeit zu ahnen, daß die Nachwelt erst recht über sie lachen werde. Wie die drei Päbste, welche im Jahre 1409 auf einmal da waren, durch ihr gegenseitiges Vorwerfen den Ruf päbstlicher Heiligkeit ins Fallen brachten; so scheint es das Ansehen zu gewinnen, daß die drei so schnell einander nachrückenden Päbste der Philosophie: Kant, Fichte und Schelling, in Beziehung auf ihre und ähnliche Systeme zum großen Nachtheil alles vernünftigen

Forschens fast das Gleiche bewirken werden. Es ist bereits ein Streben nach allen philosophischen Richtungen hin bemerkbar, daß der unbefangene Denker aus dem hochgelehrten Abracadabra kaum mehr den Ausweg findet. Fast jeder philosophische Grübler bricht sich eine eigene Bahn, läuft von einem eigenen Punkte des Umkreises aus, und geizt nach der Ehre, durch höhere transcendentale Flüge Andere tief unter sich zu lassen, und Vielen unsichtbar zu werden.

Wohin das endlich führen werde, läßt sich ohne prophetischen Geist vorsehen: die so unnatürlich gewordene Naturphilosophie dem Bereiche des gesunden Verstandes der Mehrheit entrückt, wird bald an die Stelle der Wahrheit und des Glaubens einen verheerenden Scepticismus setzen, und an uns die Forderung machen, an allem zu zweifeln, nur an ihrer Weisheit nicht. An ihr Wort- und Bildergewand von räthselhafter Dunkelheit, das sie als Schutzmittel für Wahrheit und Freiheit der Gedanken umnimmt, damit sie von der Zwingherrn Haß gegen Ideologie nicht verzehrt werde, oder auch an ihren Schlepp, aus hohen Phrasen gewirkt, werden sich mitunter Andere hängen, die, empfänglich für Schwärmerei, nach Allem hastig greifen, was dem Mysticismus Nahrung bietet. Bey weitem die Meisten werden im verworrenen Wortkram das Non plus ultra menschlicher Weisheit ahnen, und andächtig nachbeten, was sie nicht selbst verstehen; ihre Geistesarmuth wird sie ins Gebiet der Berufswissenschaft hinüber begleiten, und zeitlebens ihr pflichtmäßiges Wirken lähmen. Philosophie, um gemeinnützig zu werden, muß dem Verstande Aller nahe bleiben, die von der Vorsehung die Bestimmung haben, in einen Beruf zu treten, der wissenschaftliche Bildung heischt. So unermeßlich ihr Feld ist, so zahllos sind ihre Kämpfe mit Irrthümern

und Vorurtheilen. Mag die Ausbeute des philosophischen Forschens noch so erheblich seyn: ein Frömmler an der Spitze eines Staates hat schon oft in wenigen Tagen wieder zerstört, was die Philosophie kaum durch vieljährige Arbeiten aufgebaut hat.

# 14. Wahrheit, Irrthum.

Wahrheit und Recht sind die ewigen Pfeiler, auf welchen die sittliche Ordnung der Dinge ruht; diese kann nie wirklich werden, nie das Reich Gottes zu uns kommen, wenn diese Grundsäulen erschüttert werden. Ohne Wahrheit fehlt es am nöthigen Licht, unsern Lebensweg zu erhellen:

Was uns die Wahrheit lehrt, soll unserm Leben
Ein unverwerflich festes Zeugniß geben!

Conz.

Es kann unmöglich im Ernste gemeint seyn, was einst Friedrich II. schrieb: „Die Menschen sind nicht für die Wahrheit geschaffen. Ich sehe sie wie eine Heerde Hirsche in dem Parke eines großen Herrn an, die keine andere Beschäftigung haben, als das Gehege zu bevölkern und anzufüllen.“ Es war vermuthlich bitterer Spott, womit der gekrönte Philosoph das unwürdige Benehmen mancher Großen gegen das Volk rügte. Niemand wußte wohl besser als er, daß Wahrheit ein Gemeingut für Alle sey. O wahrhaft unglücklich jeder Mensch, den nicht die Sonne der Wahrheit erleuchtet und erwärmt! Ihm ist das traurige Loos beschieden, im Finstern zu wandeln, und lebenslänglich die Freudigkeit zu vermissen, die nur die reine Erkenntniß des Wahren gewährt. Wo Irrthum und Vorurtheile hausen, blüht auf die Dauer kein Lebensglück. Wahrheit ist die Bestimmung jedes vernünftigen Wesens; sie ist der einzig sichere Weg zur Tugend: der einzige feste

Grund, worauf wir unsere Zufriedenheit und Ruhe bauen müssen.

Wahrheit verdient es also, daß wir sie suchen, und weder Zeit noch Mühe sparen, um sie zu finden. Wer das wirklich thut, der handelt als ein Weiser, als ein Mensch, der seine Würde fühlt, und gerne seiner Pflicht gehorcht. Aber dazu gehört hoher Muth und beharrliche Anstrengung, was den Meisten fehlt. Ein Theil der Menschen hat zu wenig Verstand, die Wahrheit in sich zu finden, ein anderer nicht den Muth, sie zu gestehen, und die Allermeisten haben weder Muth noch Verstand, und irren, und leugnen, und tappen, oder ruhen auch wohl das ganze Leben entlang bis zur Gruft. Wer vom Alten nicht befangen ist, redlich nach dem Neuen forscht, und dadurch rüstig seinen Wirkungskreis erweitern will: muß in seinem Mittelpunkte Zucht, Ordnung, Gemeinsinn, Religion und Alles, was mit der Sittlichkeit unzertrennlich verbunden ist, mit eiserner Beharrlichkeit festhalten, was hohen Muth und viel Mühe heischt.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Schiller.

So unermeßlich weit das Gebiet der Wahrheit ist, so giebt es doch keine neue Wahrheiten. Wahrheiten werden nicht erfunden, sondern gefunden: aus dem großen Vorrath der Verstandeskräfte, des reifen Nachdenkens und Urtheils, und einer Menge gemachter Erfahrungen, die ihre Richtigkeit bestätigen, gehen sie hervor. Wer eine bisher verkannte Wahrheit entdeckt, hat mehr erobert, als wer mit Waffengewalt ein Weltreich stiftete; denn

ein irdisches Reich wird früher oder später eingehen, was vom Reiche der Wahrheit nicht gesagt werden kann, das wie Gott, ewig ist. Reine, feste, unpartheyische Wahrheitsliebe ist stets besorgt, daß mit dem Kopfe das Herz gleichen Schritt halte. Kenntnisse und Gesinnungen sind nicht immer im Bunde, was dem Wahrheitsforscher Aufforderung ist, das Wahre nie anders, als in Beziehung aufs Gute zu würdigen, um nicht des Wissens Gut mit dem Herzen zu bezahlen. Erglüht fürs Wahre, scheut er keine Erkenntnißquelle; er denkt, wie einst Thümmel dachte:

Die Rose, die auf unsern Beeten blüht,
Zieht aus dem Dünger ihre Balsamkräfte;
Und aus dem stinkenden Gebiet
Des Truges und der Thorheit zieht
Die Wahrheit ihre Nahrungssäfte.

Wie das Licht durch den Schatten, so gewinnt auch das Wahre an Klarheit, wenn man ihm das Falsche gegenüberstellt.

Es gehört oft mehr Muth und Entschlossenheit dazu, die Wahrheit zu sagen, als sie zu erforschen, weil es Vielen verdrüßlich ist, sie zu hören, wäre es auch nur, weil sie nicht in ihren bisherigen und gewohnten Kreis paßt. Der Fall tritt besonders bey hohen Ständen ein, wo Mancher es eben so macht, wie einst der Statthalter Felix mit Paulus, den er, als er es gewagt hatte, ihm die Wahrheit zu sagen, mit den Worten entließ: ich will dich wieder rufen lassen, wenn ich dazu gelegnere Zeit habe. Wahrheit ist freilich nicht Verläumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den haßt man nicht; wem man aber vorlügt, und schmeichelt, den mißbraucht und verachtet man. Allein wie Wenige, selbst wenn sie auf höhere Bildung Anspruch machen, beherzigen das? — Sie hören

nicht gern, was ihre Eigenliebe verwundet; sie werden ungehalten, wenn man ihnen mit noch so zarter Schonung sagt, daß ihre bisherige Ansicht nicht rein war; man greift ihnen in's Aug', wenn man eines ihrer Vorurtheile berührt; sie nehmen es als eine empfindliche Kränkung auf, so Jemand eines Bessern sie belehren will; sie werfen ihre Ungnade auf den Freimüthigen, der zuerst es wagt, eine Wahrheit umzusetzen, die ihrer Einsicht, oder ihrem Interesse nicht zusagt, und schon mancher Wahrheitsfreund mußte das Wagniß mit seinem Lebensglück, sogar mit seinem Leben bezahlen. Das mochte den Herrn Fontenelle bewogen haben, zu sagen, daß, hätte er die Hände voll Wahrheiten, er Bedenken tragen würde, sie zu öffnen. Allerdings hat das Umsetzen religiöser, wie politischer Wahrheiten, seine großen Gefahren. Wasser und Feuer sind unentbehrliche, wohlthätige Elemente, die aber auch zur unrechten Zeit und am unrechten Orte verderblich und zerstörend werden. Mit dem Lichte der Wahrheit, das die Menschen erleuchten soll, ist's nicht anders; wer unbesonnen damit umgeht, kann Phaetons Schicksal haben, der den Sonnenwagen zu seinem und der Welt Verderben führte. Es ist bewährte Klugheitsregel, auf die Großen und auf das Volk anwendbar, mit Wahrheiten zur Zeit noch an sich zu halten, wofür die nöthige Empfänglichkeit fehlt. Indessen schützt die größte Besonnenheit nicht immer gegen Verfolgung; der Beweis liegt in der Geschichte Jesu, dem es gewiß daran nicht fehlte. Er kam in die Welt, die Religion einer allgemeinen Liebe zu predigen, wodurch die ungeheure Kluft zwischen Freien und Sklaven verschwinden sollte; das mißfiel den höhern Ständen, die es unter ihrer Würde fanden, mit den Geringsten im Volke unter dem gleichen Gebote der Liebe zu stehen. Es war edel, daß Jesus sich mit dem Winzer

und Säemann verglich, und mit Zöllnern und Sündern lebte: das machte ihm die Herrn und Pharisäer abgeneigt; hätte er sich mit Junkern verglichen und mit Pharisäern gelebt: er würde dadurch unfehlbar das Zutrauen der gemeinen Leute eingebüßt haben. Jesus brachte die großen Grundwahrheiten von einem Gott als Vater, statt des zornigen mosaischen National-Gottes Jehova, der die Hebräer zu stolzen, ungeselligen, engherzigen Wucherern machte, — von seiner alles umfassenden Vorsehung, — und von einem ewigen Leben nach dem Tode in Umlauf beym Volke, und öffnete dadurch Millionen eine nie versiegende Quelle des Trostes: das reizte gegen ihn den Unwillen Aller, die seither vom Volkswahn vortheilten. Das Volk kannte damals großen Theils nur Religion ohne Moral, das kleine Häuflein der Denker nur Moral ohne Religion; Jesus vereinigte beide: er lehrte Tugend als Frucht eines Gott ergebenen Herzens; er drang auf Gerechtigkeit gegen Unterdrückte, auf Achtung gegen Unglückliche, auf Schonung gegen Fehlende, weil Gott daran Wohlgefallen habe; er predigte Gleichheit vor Gott, dem, unabgesehen auf Stand, Amt, Vermögen, und andere irdische Vorzüge, der beßte Mensch der liebste sey, und vor dem Jeder gelte, was sein Herz werth ist: der Erfolg war, daß es seinen Feinden gelang, mit den höhern Ständen auch das Volk wider ihn aufzubringen, das gern alles verdächtiget, was vom Herkommen abweicht, und von partheyischen Richtern gegen ihn das Todesurtheil zu erwirken.

Mit Jesus theilten von jeher viele Wahrheitsfreunde das gleiche Loos:

Wer darf das Kind bey'm rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,

Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Göthe.

Alle, die für Wahrheit das Opfer zu werden stark genug waren, erhob die feste Ueberzeugung: aufrecht und nach dem Licht der Sterne hinsehend, habe Gott den Menschen geschaffen, daß er wahr sey und gerecht, und für Wahrheit sterben, sey ein Tod für die Welt. Dieser Ueberzeugung getreu, beharrten sie im Dienste der Wahrheit, sogar gegen die Befehle der Regierung, die ihr Ansehen mißbraucht, so sie sichs anmaßt, durch Gebote über Lehren zu entscheiden, die keinen Richter, als das geistig Ueberlegene, anerkennen. Zu allen Zeiten hat sich die Macht der Wahrheit dadurch geoffenbaret, daß sie ihre Freunde mit hohem Muth beseelte, nicht nur kühn den Gewaltigen der Erde unter die Augen zu treten, sondern sogar allen Schrecknissen des Todes furchtlos entgegen zu gehen. Ihr Lichtstral zündete mit wunderbarer Schnelligkeit, und überwältigte alle, welche dagegen sich zu sträuben den Versuch machten. Vor ihrer Allgewalt zitterten selbst übermüthige Tyrannen, auf deren Befehl das Blut der Bekenner in Strömen floß, und legten am Ende beschämt die bluttriefenden Waffen aus der Hand, mit welchen sie gegen die Wahrheit einen vergeblichen Krieg führten. Es ist fast keine wichtige Wahrheit, besonders im Gebiete der Religion, gedenkbar, die nicht von Tausenden mit ihrem Blute unterzeichnet wäre. Der Weg, den da unser Geist genommen hat, ist mit den Knochen der erschlagenen Vorfahren gepflastert, und mit ihrem Blute getränkt. Vom Sieg der Wahrheit über ihre Feinde zeugen die Jahrbücher der Geschichte durch alle Jahrhunderte. Dieser Sieg ist uns durch den Plan der Vorsehung verbürgt, nach welchem wir unser Heil

auf dem Wege des Wahren und Guten erstreben sollen. Das Ziel menschlicher Bestimmung muß erreichbar seyn, was es nicht wäre, wenn uns der Weg dahin verlegt werden könnte. Das Reich der Wahrheit kann wohl bestürmt, aber nicht zerstört werden.

Der Probierstein des Wahren und Falschen, des Gewissen und des Trüglichen, des Zuverlässigen und des Schwankenden, ist von Gott jedem Menschen gereicht. Wir tragen ihn in uns. Was unser ganzes Wesen in reinem Einklang mit uns selbst bringt; was da macht, daß wir uns und alles um uns her besser verstehen; was uns, wenn wir es annehmen und uns zueignen, das Dunkle aufklärt und das Geheimnißvolle deutet; was uns stärkt und erhebt, was uns tröstet und beruhiget, was nicht nur auf Augenblicke uns angenehm zerstreuet, sondern einen festen Grund uns darbietet, um das Haus unseres Friedens darauf zu bauen für alle kommenden Zeiten, und gegen jeden drohenden Sturm: das ist Wahrheit, das ist für uns Wahrheit. Sie besteht recht eigentlich in der vollkommenen Einheit unsers Wissens mit dem, was unsers Wissens Gegenstand ist. Der Begriff des Wahren umfaßt also das Richtige, das Angemessene, das Uebereinstimmende, das, was seyn soll, und was so ist, wie es seyn soll.

Das Wahre, das uns berührt, und dessen wir benöthigt sind, finden wir unfehlbar, wenn wir es so beharrlich als redlich suchen. Je aufmerksamer wir dabei sind; je tiefer wir in unser Inneres schauen; je sorgfältiger wir die günstigsten Augenblicke und die heiligsten Stimmungen unseres Herzens benutzen; je genauer und unpartheyischer wir alles vergleichen, was sich uns darbietet; je unbedingter, je kindlicher wir dem Rufe folgen, der uns von dem heiligen Richterstuhle in uns vernehmlich entgegen tönt:

desto gewisser und schneller finden wir Irrungen im Nothwendigen, in der Hauptsache sind dann nicht möglich; wenigstens können sie nicht von langer Dauer seyn. Sind wir einmal dahin gekommen, daß wir über uns selbst, über unsere Natur und Bestimmung, über unser Verhältniß zu Gott, zur Welt, und zu unsern Mitmenschen, über Zweck und Ausgang unsers irdischen Daseyns, über Tod, Zukunft und Unsterblichkeit Aufschlüsse haben, aus denen uns Licht und Kraft, Friede und Freudigkeit, Muth und Geduld, und jedes Heil des Lebens hervorgeht: dann erkennen wir, so weit dies von Menschen, die immer dem hohen Urbilde nur entgegen wachsen können, gesagt werden darf, — die Wahrheit. Der Christ, vom Lichte der Offenbarung umflossen, erkennt sie am reinsten; denn so, wie Jesus, hat die Geheimnisse des Menschenwesens Niemand vor ihm und nach ihm ausgesprochen. Ein Christ, und ein Eingeweihter der Wahrheit seyn, läuft auf eins hinaus.

So richtig das alles ist, so ist gleichwohl auch nicht zu läugnen, daß reine, feste, unpartheyische Wahrheitsliebe unter Menschen und Christen noch immer eine seltene Erscheinung sey. Es fehlt nicht an Menschen, welche alle Mittel anwenden, die Wahrheit zu unterdrücken; es giebt andere, welche vorsätzlich aus den niedrigsten Absichten sie verleugnen, verfälschen und zurückhalten; es giebt feige Sklaven, elende Lohndiener, verächtliche Heuchler, welche aus Menschenfurcht, aus Gewinnsucht, und ihrer eigenen bessern Ueberzeugung zuwider der Wahrheit entgegen arbeiten; bei weitem die Meisten sind träge, gleichgültig und kalt, wo es der Erforschung des Wahren gilt, und schon zum voraus gegen alles eingenommen, was ihren tief gewurzelten Vorurtheilen und Lieblingsneigungen widerspricht. Daher bey so Vielen der sichtbare Drang,

alles, was Wahrheit heißt, verdächtig und zweifelhaft zu machen: es sind Leute, welche nur für Eitelkeit und Vergnügen, nur für die Angelegenheit des Körpers Sinn haben, und alles übrige keiner Aufmerksamkeit würdigen; es sind Leute von oberflächlichen Kenntnissen, die bey keiner Sache auf den Grund gehen, und doch auf ihr sparsames Wissen nicht wenig sich einbilden; es sind Leute, die durch dreiste Behauptungen sich ein Gewicht geben, vom großen Haufen sich unterscheiden, und vor der Welt als starke Geister sich zeigen wollen; es sind gemächliche Leute, die auf's Wahrheitforschen gar keinen Fleiß wenden, und denen das Nachdenken und Prüfen zu lästig fällt; es sind Leute vom Sektengeiste geblendet und beherrscht, die gern alles unbedingt verwerfen, was eine andere Parthei für wahr hält, die knechtisch an den Worten ihres Meisters, oder an den Ausprüchen ihrer Sekte hängen, und lieber die Wahrheit, als ihre Vorurtheile fahren lassen; es sind Leute, die im Bewußtseyn, daß die Wahrheit nie allgemein beliebt sey, der vielvermögenden Mode des Zeitalters sich fügen, das Heiligste zu bespötteln, um nicht vor der leichtsinnigen Menge als Sonderlinge zu erscheinen; es sind Leute, denen es ganz einerlei ist, ob die Wahrheit erkannt oder nicht erkannt, geliebt oder gehaßt, befördert oder verhindert werde, und darum ohne sonderliches Bedenken einstimmen, wenn in loser Gesellschaft darüber losgezogen wird ꝛc.

Aus Allem ergiebt es sich, daß unsere Sinnlichkeit der Wahrheit größter Feind sey. Die Regungen, wodurch die Sinnlichkeit sich offenbaret, gehen nicht aufs Wahre, sondern auf Befriedigung. Was sie befriedigt, nennt der sinnliche Mensch angenehm, so sehr es auch die Vernunft mißbilligen mag. Wer uns täuschen will, wendet sich daher an unsere Sinnlichkeit, weckt Lüste in uns, und

nimmt sie für seine Absichten in Anspruch. Aus stürmischen Wallungen des Bluts müssen Wolken aufsteigen, die der Wahrheit Glanz verdüstern. Die Geisteskraft kann uns nicht himmelan treiben, das Wahre zu suchen, so lange die Leidenschaft uns über uns selbst verwirrt, und in den Staub uns hinabzieht.

Bey jedem Einzelnen hat die Sinnlichkeit ihr Eigenthümliches. Den Einen hindert am Verstehen und Befolgen des Wahren sein träges Gemüth, einen Andern sein lebhafter, beweglicher Sinn. Diesen stumpft niedrige Habsucht, jenen thierische Wollust ab, der Wahrheit Offenbarungen zu fassen und zu benutzen. Dort glaubt man aus Rohheit nicht, hier nicht aus Ueberbildung. Bey dem hemmt Armuth jeden Aufschwung des Geistes; jener kann vor lauter Wohlleben nicht zur Besonnenheit kommen. Bey Manchem entsteht der Kaltsinn gegen Wahrheit aus einzelnen, ihm schon frühe anklebenden, und bey ihm vorherrschenden Lastern; bei Manchem dagegen ist diese fürchterliche Entfremdung von Wahrheit und Recht mehr eine Folge späterer Eindrücke. Gewissenlose Eltern haben ihn verwildert aufwachsen lassen; verderbliche Anblicke haben sein Gefühl für das Gute im Keim erstickt; Schmeichler haben ihn bethört; Spötter haben das noch wankende Gebäude seiner Ansichten und Begriffe erschüttert; Furcht vor den Tonangebern in der Gesellschaft hat ihn bewogen, eher zu fragen, was man gern höre, als, was angenehm bey Gott mache; Umgang mit Menschen, deren höchstes Glück in dem Genusse des Augenblicks liegt, hat ihn eingewiegt in eine gleiche Sorglosigkeit über das Ferne, über das Unsichtbare und Ewige.

Soll das Licht der Wahrheit den Lebensweg erhellen, muß man sie verstehen; man kann einen Gedanken nicht richtig anwenden, wenn man ihn nicht begriffen hat. Ei-

nen Gedanken begreifen heißt aber mehr, als ihn blos Andern nachsprechen: der Geist muß ihn auffassen; er muß der Reihe unserer übrigen Vorstellungen und Kenntnisse sich anschließen, und mit ihnen übereinstimmen. Als bloße Gedächtnißhinterlage leistet er nicht, was er soll; wir können von ihm nicht ergriffen werden, wenn wir ihn nicht begreifen. Soll er als Lebensregel oder Triebfeder seine Kraft äußern, so müssen wir ihn mit unserer Geisteskraft zum Eigenthum verarbeiten, in eigene Ueberzeugung aufnehmen. Ohne diese Ueberzeugung schwankt der Mensch bey jedem Schritte, den er auf dem Wege thut, der ihn seiner höhern Bestimmung entgegen führen soll. Blos angelernte Wahrheit ist in Beziehung aufs praktische Leben des Namens nicht werth; sie ist, was ein Licht, das nicht zündet, oder was ein Feuer, an dem man sich nicht wärmen kann; sie ist dem Wegweiser an der Straße ähnlich, von welchem die Arme abgenommen sind. Das giebt Aufschluß, warum die Ausbeute dieser von Natur so ergiebigen Fundgrube meistens so gering ist. Bey der Mehrheit ist die Wahrheit blos angelernt: sie bleibt daher auf der Oberfläche des Herzens liegen, und kann schon darum keine Frucht treiben. Die Keime des Guten liegen in der Tiefe des Gemüths, wohin dringen muß, was ihr Entfalten bewirken soll.

Mit aller Mühe, die man darauf verwendet, das Reich der Wahrheit zu erweitern, und sich und Andere gegen Irrthum, Vorurtheil und Wahn zu verwahren, wird man nie ganz ans ersehnte Ziel kommen. Freie Untersuchung vermag viel, aber nicht alles, so lange der Mensch in die Grenzen einer sinnlichen Natur eingebannt bleibt. Zum Glück ist seine geistige Natur stärker, und dadurch seiner Wahrheitsliebe die Bahn zum Sieg gebrochen. Irrthum, der nicht vorsätzlich, nicht Folge der

Trägheit, sondern der Geistesbeschränktheit ist, kann nicht als Sünde aufgerechnet werden. Irren ist menschlich; nur der Allweise irrt nicht. Irrthum ist falsches Urtheil, das man für wahr hält; die Veranlassung dazu ist der Schein. Wie leicht ist es, den Schein für Wirklichkeit zu nehmen? wer will es jedem Menschen zumuthen, alle Scheingründe, welche für eine Sache sprechen, genau durch zu schauen? kann man es dem gemeinen Manne verargen, wenn er z. B. nicht glaubt, daß die Erde sich um die Sonne bewege, und darauf besteht, daß diese wirklich auf- und untergehe? — So manche Ursachen ausser dem Menschen, die nicht von ihm abhängen, geben seinen Gedanken und Urtheilen die erste Richtung, z. B. Erziehung, Unterricht, Lebensart, Umgang ꝛc.; würde es bey der großen Verschiedenheit dieser Ursachen nicht an ein Wunder grenzen, wenn alle Menschen in allen ihren Urtheilen zusammen träfen? Urtheil geht aus dem Verstande hervor; aber wer vermag es, alle Abstufungen der Verstandeskräfte zu berechnen? wie leicht gewinnt unter gewissen Umständen die Leidenschaft das Uebergewicht? — Freiseyn von allem Irrthum kann so wenig Vorrecht eines beschränkten Geistes seyn, als Freiseyn von Tod, Grab und Verwesung Vorrecht eines sterblichen Menschen ist.

Wie derjenige Mensch der schlimmste ist, der die meisten und größten Fehler an sich hat: so ist auch derjenige der beste, dem man die wenigsten und geringsten Fehler vorwerfen kann. So unvermeidlich indessen hienieden aller Irrthum ist: so ist doch die Forderung an den Menschen nicht unbescheiden, ihn allmählig zu besiegen, und des Wahren immer mehr in sich aufzunehmen; denn Wahrheit ist unentbehrliche Geistesnahrung. Um den Irrthum nach Möglichkeit zu besiegen, darf man sich aber im Kampfe mit ihm nicht übereilen; das Vorrücken zum Wah-

ren gedeiht nur langsam, besonders wo vorerst die Empfänglichkeit bearbeitet werden muß.

Nur selten wird der Irrthum schnell geheilt,
Der Weise sucht ihn stückweis zu besiegen;
Wer in dem edeln Kampf sich übereilt,
Der wird, o glaub' es mir, erliegen.

Pfeffel.

Man läßt in das Aug' des Menschen, dem der Staar gestochen worden, nicht auf einmal alle Lichtstrahlen fallen; sollte man beym Menschen, dem man den Staar des Vorurtheils stechen will, weniger behutsam seyn? — Lasse man zur Zeit noch die weniger gefährlichen und schädlichen Irrthümer auf sich beruhen, bis die gröbern beseitigt sind! zu rasches und gewaltsames Einreißen des Angebäudes hatte schon oft den Einsturz des Hauptbaues nach sich gezogen. Das wenige Wahre ist beym Volke mit Irrthümern zuweilen so verschlungen, daß es mit der größten Schonung oft kaum möglich ist, ohne Nachtheil den Knoten zu entwirren.

Viel besser für das Glück der Welt
Ist frommer Irrthum, der erhält,
Als kalte Weisheit, die zerstöret.

Pfeffel.

Am allerschlimmsten ist man mit solchen daran, bey welchen der Irrthum systematisch geworden ist. Erlaubt man sichs, am Lehrgebäude, in das er aufgenommen ist, auch noch so sanft zu rütteln: sogleich erhebt sich der Geist der Verketzerung, aus des Cerberus gelben Geifer erzeugt, um mit seiner ganzen Phalanx über den Verwegenen herzufallen, und ihm ein furchtbares Auto da Fe zu bereiten.

Mit dem Irrthum verwandt ist das Vorurtheil, aber mit ihm nicht einerlei. Vorurtheil ist jede Meinung,

die ich vom Werth oder Unwerth einer Sache fasse ohne vorangehende überzeugende Beweise. Alles, was so leicht weg, und ohne weitere Prüfung der Gründe, als richtig und entschieden wahr geglaubt wird, gehört in diese Kategorie, die Sache selbst mag an sich wahr oder falsch seyn. Wer eine vorgefaßte Meinung zu seinem Grundsatz, zur Richtschnur seines Handelns macht; wer, nachdem seine Denkkraft entwickelt ist, sich alles Selbstprüfens begiebt, und stets noch alles gutmüthig auf Treue und Glauben Anderer annimmt, denen er Kenntniß zutraut; wer mit dem Glauben sich begnügt, und gemächlich an das Gegebene sich hält, wo dem eigenen Nachdenken der Weg zur Ueberzeugung offen steht: dessen Geist ist befangen, ist noch nicht mündig geworden, und daher in beständiger Gefahr, durch Verschiebung ungeübter Urtheilskraft, den entehrendsten Irrthümern zu huldigen, und die größten Mißgriffe zu thun. Selbst Frömmigkeit schützt nicht immer gegen solche Mißgriffe:

Wer eine Sach' nicht kennt, schimpft oft aus Eigensinn;
Die Macht des Vorurtheils reißt auch den Frommen hin.

Cronegk.

Da jeder Mensch mehr oder weniger. beschränkten Geistes ist, so ist auch das Vorurtheil allgemeines Erbe, nur ungleich an einzelne Menschen vertheilt. Im Grunde war fast alles, was wir anfangs lernten und für wahr annahmen, Vorurtheil. Es bedarf oft einer langen Reihe von Jahren, bis der Mensch zum Selbstprüfen fähig wird; der Verstand der Meisten ist zu ungeübt, um sogleich höhere Wahrheit zu erfassen. So wenig sich Verstandesreife plötzlich einimpfen läßt, so unmöglich ist es, alles Vorurtheil gewaltsam zu zerstören. Es ist schon viel gewonnen, wenn es gelang, seine Macht zu schwä-

chen, und dasselbe in engere Schranken zurück zu drängen. Zu rasches Hinwegräumen der Vorurtheile ist meistens mit großer Gefahr verbunden. Man kann da nicht bedächtlich genug seyn; die beßte Sache mißlingt durch übereilten Eifer; man hat es da mit einer Festung zu thun, die sich mit Sturm nicht nehmen läßt. Man muß oft der Pflege der Zeit überlassen, was man zur Zeit noch nicht ohne Gefahr vernichten kann. Wozu das Einreißen, wo man nicht sicher ist, Besseres dafür aufbauen zu können? — Lasse man doch dem Schwachen die Krücke, ehe er Kraft gewonnen hat, ohne sie zu gehen! Auf Vorurtheilen beruht oft des großen Haufens ganze Sittlichkeit und Religiosität: man lasse sie also doch unmittelbar verschont, aber bringe durch verständigen Unterricht in Schulen, Kirchen und Schriften bessere Begriffe ins Volk! Die Mutter darf ihrem Kind nicht sagen: lege deine Puppe weg! Das Kind wird sie aus eigenem Antriebe weglegen, wenn ihm einmal das Licht der Vernunft aufgegangen ist. Anstatt beym Volke herrschende Vorurtheile geradehin zu bestreiten, thut man gewöhnlich am besten, wenn man sie blos mit Stillschweigen übergeht. Besonders erheischt es die Klugheit, Vorurtheile mit Schonung zu behandeln, welche gleichsam durch das Verjährungsrecht in der Meinung des Volkes geheiligt sind. Man kann das Recht, frei zu denken, in Anspruch nehmen, ohne der Vorurtheile öffentlich zu spotten, welche dem eingeführten Glauben eine etwas schiefe Richtung gaben. Der ungestümme Reformator zieht sich dadurch Verdruß zu, ohne der guten Sache einigen Vorschub zu geben. Wer Andere nicht beunruhiget, wird selten verfolgt werden. Es ist verlohrne Zeit, die man ohne vorangehende bessere Volksbildung gegen herrschende Vorurtheile verschwendet; Einwendungen dagegen vor einem noch ganz dummen Volke

sind so wenig an ihrem Orte, als eine lateinische Kraftrede vor Zuhörern, die kein lateinisches Wort verstehen. Wie gering ist fast noch überall die Empfänglichkeit für höhern Unterricht! Wie viele Menschen giebt es, die jedes Vernünfteln ermüdet! Wie viele, die sich so ganz dem Vergnügen hingeben, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, Höheres zu würdigen! Wie viele Ehrgeitzige, die allein mit ihren Entwürfen zu schaffen haben! Wie viele Habsüchtige, die vom Vorurtheil leben! Wie gar Wenige, die gern sich belehren lassen! — Wo es so aussieht, sind meistens noch alle unmittelbaren Angriffe auf Vorurtheile vergeblich, und man thut ohne Vergleich besser, wenn man unmerklich auf dem Wege bessern Unterrichts an sie zu kommen sucht. Was man nie berührt, und wovon man gänzlich schweigt, das kömmt bälder in Vergessenheit. Wiederholte Ausfälle regen gewöhnlich den Eigensinn auf, der gegen alles sich hartnäckig sträubt, was man ohne seine Zustimmung beseitigen will. Das mit Vorurtheilen bestrickte Volk hat viel Aehnliches mit einem Kinde, das desto straffer seine Puppe an sich zieht, je stärker sein Verdacht ist, daß man sie ihm nehmen wolle. Noch sind die Zeichen der Zeit nicht von der Art, daß man sich über die herrschenden Vorurtheile einen entscheidenden Sieg versprechen dürfte. Die Parthei der Freisinnigen hat gegenwärtig einen Augenblick der Bedrängniß zu überstehen, der durch begünstigende Umstände einige Dauer gewinnen kann. Wo Große und Pfaffen einander die Hand bieten, die Sache der Unvernunft und der Willkühr nicht fallen zu lassen; wo durch Schildwachen der Eintritt in den Tempel der Wahrheit verwehrt wird; wo noch alte Pergamente mehr gelten, als angebohrne Menschenrechte; Frohndienste und Wallfahrten mehr, als freiwillige Opfer, von treuen Bürgern auf den Vaterlandsaltar gelegt, als fromme Her-

zensergießung in der Heimath; wo falsche Politik es von Neuem wieder darauf anlegt, Unwissenheit und erdrückten Freiheitssinn als Grundpfeiler unter Thron und Altar zu stellen: da hat der Wahrheitsfreund zur Zeit noch trübe Aussichten, daß man ihm's wohl nicht verargen kann, wenn er voll Unmuths ausruft:

O warlich traurig ist's! man darf in unsern Zeiten
Die Wahrheit, aber nicht das Vorurtheil, bestreiten.

Die Vorurtheile stehen in so mancherlei Abstufungen über und unter einander, und sind in ihren Wirkungen so verschieden, daß es Unsinn wäre, gegen alle sich gleich zu benehmen. Es giebt gewisse Vorurtheile, die nur dann besonders schädlich werden, wenn man sie vernichten will. Die Athenienser stutzten der Siegesgöttin die Flügel, damit sie nicht davon fliege; die Spartaner legten den Mars an eine eiserne Kette, um ihn zum Bleiben zu nöthigen. Es giebt andere Vorurtheile, die nur äußerst langsam und still besiegt werden können, und welche man, um größern Schaden zu verhüten, noch stehen lassen muß, bis günstigere Zeiten und Umstände eintreten. Anders ist es mit solchen Vorurtheilen, die geradezu zur Immoralität führen; sie schonen, wäre Hochverrath an der Tugend. Auch Jesus schonte sie nicht. Zu den Vorurtheilen, gegen welche er am kräftigsten sich aussprach, gehören z. B. der Stolz auf die leibliche Abstammung von Abraham; der Glaube, daß Reichthum und zeitliche Güter die von Gott Geliebten bezeichneten; die Verdammung körperlich Gebrechlicher, als von Gott gestrafter Menschen; die Unthätigkeit für Leidende am Sabbat, und der gesammte damals herrschende Pharisäismus, der mit Gott durch fromme Aeußerlichkeiten sich abfand. Manches andere Vorurtheil, wodurch der Moralität weniger Abtrag geschah, ließ er, wie im Vorüber-

gehen noch stehen, ohne es jedoch im Geringsten zu begünstigen. Er gab vielmehr den Weisen Winke darüber, und stellte die Prämissen hin, aus welchen die Nachwelt einst den Folgesatz ziehen möchte, der das Einsinken des Vorurtheils in sich selbst ohne alles Geräusche bewirkte. Ich hätte euch, sprach er zu den Seinigen, noch Manches zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht ertragen; geflissentlich hüllte ich Manches in Gleichnißreden ein, ich sprach in Bildern, um nicht durch Darstellung der nakten Wahrheit den Befangenen Anstoß zu geben. Für den Wahrheitsfreund im Kampfe gegen Vorurtheile giebt es kein schöneres Vorbild; Jesu Beispiel ist ihm die sicherste Regel.

Wer es mit Vorurtheilen aufnimmt, gebe sich Mühe, sie ganz zu zerstören, und begnüge sich nicht mit halben Maaßregeln. Wenn man einen Baum niedergehauen hat, ist es gut, seine Wurzeln zu vernichten, damit nicht in der Länge der Zeit die Schößlinge ihn wieder ersetzen. Der Lehrer, der sich zu schwach fühlt, ein bestimmtes Vorurtheil wegzuräumen, beschränke sich aufs Stehenlassen, und hüte sich wenigstens, dafür das Wort zu nehmen. Nichts ist für den ehrlichen Mann so erniedrigend und abstossend, als so Jemand eingewurzelte Vorurtheile, da sie nun einmal da sind, in Schutz nimmt, sie wider seine eigene Ueberzeugung als ausgemacht der Menge vorträgt, und sich selbst das Ansehen giebt, sie erweisen zu wollen. Es dürfte leicht der Fall eintreten, daß ein Volk, das nun auf einmal sieht, wie lange es von seinen Führern vorsätzlich mißgeleitet wurde, aus stark erregtem Mißtrauen auch da nicht mehr glaube, wo es glauben sollte. Verbrecherisch vor Gott und Welt und Nachwelt ist die Scheinheiligkeit derjenigen, welche, um sich bei dem Volk in Ansehen zu setzen, und seine Gunst zu erjagen, mit großem Eifer für Lieblingsvorurtheile sprechen, so sehr ihr

Inneres widersprechen mag. Dieses verderbliche Otterngezücht ist dasselbe noch, was es zur Zeit Jesu war. Es mögte das Volk in Wahn und Blindheit, und in Geist und Herz tödtendes Herkommen niederdrücken, um bequemer über dasselbe zu walten, und von seiner Unwissenheit sicherer unverdienten Vortheil zu ziehen. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß in der Welt Vorurtheil und Wahn so leicht Eingang finden, und nicht selten an denen eifrige Schutzredner bekommen, die dazu aufgestellt sind, für die Wahrheit thätig zu seyn. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung, oft aus Gefälligkeit, zuweilen sogar durch bloßes Zusammenseyn mit einem Wähnenden, durch Theilnahme an seinen übrigen guten Gesinnungen auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit, wie sich das Gähnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Gemüthsstimmungen in uns übergehen, wie eine Saite der andern harmonisch antwortet. So schwer für den Lehrer die Aufgabe ist, wohlthätig dem Wahn entgegen zu wirken; so unverantwortlich wäre sein Benehmen, so er ihn begünstigte und in Schutz nähme. Die nachtheiligen Folgen sind nicht zu berechnen. Nachtheil ist im Gefolge jeden Wahns; keiner ist ganz unschädlich. Oft raubt ein leerer Wahn ein wirkliches Vergnügen. Ein Glück ist es, daß die Natur des Menschen meistens stärker ist, als angenommener Wahn, und daß sich fast noch überall der Wahn der Menschen mit dem Bedürfniß abzufinden weiß.

Von allem Wahn frei seyn ist ein Vorzug, dessen wenige Menschen und Völker sich rühmen können:

So manches Land, so mancher Wahn,
Es kömmt bey allen Nazionen
Der Vorzug auf den Ort nicht an;
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

Lichtwer.

Schon darum ist es ein vergebliches Beginnen, es mit allem Wahn aufzunehmen. Man greife da an, wo Gefahr und Schaden am größten sind, aber mit möglicher Behutsamkeit, Umsicht und Schonung! Wahn und Wahnsinn sind nicht so weit von einander, als man glaubt. So lange der Wahn sich gleichsam in einem Winkel der Seele aufhält, und nur wenige Ideen angreift, behält er seinen Namen; aber er entartet zum Wahnsinn, sobald er seine Herrschaft weiter ausdehnt, und durch lebhaftere Handlungen sichtbar erscheint. Ist es einmal so weit gediehen, oder grenzt auch nur der Wahn an Wahnsinn: dann ists bedenklich, auf ihn einen Ausfall zu wagen. Das Sturmlaufen frommt nirgends weniger, als wo es verjährtem Wahn gilt.

Gefährlich ists den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Schiller.

## 15. Aufklärung.

Zu keiner Zeit und in keinem Stande fehlte es ganz an Feinden des Lichts, und an Freunden der Finsterniß. Selbst unter Männern, die in hohen Aemtern stehen, sogar unter denen, die sich Lehrer und Führer der Christen nennen, findet das Licht Widerspruch. Sie gleichen so ziemlich der alten Schnecke, die ihre Jungen um Gotteswillen beschwor, daß sie sich ja nicht verlaufen, und muthwillig ins Unglück rennen. Manche bedauern im vollen Ernste, daß man die Dummheiten des Mittelalters nicht gleichsam in Spiritus hängen kann, um sie vor der moralischen Verwesung zu bewahren. Sie sollten vor dem Lichte weniger Scheue haben, da es eigentlich nur Schmetterlinge und Mücken sind, die daran ihre Flügel versengen; Fledermäuse und Eulen haben nichts zu besorgen, denn sie sind stärkerer Natur, verlöschen das Licht, und saufen das Oel aus der Lampe.

Die Macht des Vorurtheils muß groß seyn, daß selbst in gebildeten Ständen sich Männer finden, die sich und Andere bereden wollen, man gehe sicherer ohne Licht, und ein besserer Unterricht könne die geringern Volksklassen unzufrieden mit ihrem Stande machen; Männer, welche im Ernste zu besorgen scheinen, aus höherer Bildung des Volkes gehen gefährlicher Unglaube, Freigeisterei, Irreligiosität, Ungehorsam, und Ekel an niedriger Berufsarbeit hervor. Der Kurzsichtigste sollte es doch einsehen, daß das keine Früchte des gediegenern Unterrichts und der Wahrheit, sondern der Unwissenheit und des Irrthums sind. Wer

möchte glauben, der Landmann und gemeine Bürger werde darum arbeitsamer, wirthschaftlicher, und der Obrigkeit gehorsamer, weil er unwissend, abergläubig, roh, und in allem, was ausser seiner Werkstatt, ausser seinem Stall und Acker liegt, unbehilflich ist? — Die Erfahrung spricht für das Gegentheil. Schlechtes kann nur zum Schlechten führen, und weder dem Staat noch der Kirche kann Nachtheil bringen, was den Menschen verständiger und besser macht. Selbst die Religion kann durch Wachsthum menschlicher Einsicht nur gewinnen. Es ist hier nicht von einer Aufklärung die Rede, die man blos zum Gepränge erniedrigt.

Im Ernste wird doch wohl Niemand, der unbefangen urtheilt, behaupten, ein Land sey darum schlimmer daran, weil da alles mit Sachkenntniß getrieben wird. Man denke sich dagegen ein Land, wo noch der Bauer und Handwerker daran gewöhnt sind, alles so zu machen, wie es der Vater und Großvater gemacht haben. Vater Michel z. B. hat alle Wallfahrten besucht, allen Processionen beygewohnt, hat, statt seine Aecker mit Kühdreck zu düngen, einen Kapuziner ersucht, dieselben zu benediciren, und das Weitere dem lieben Gott überlassen; und der Sohn macht es nicht anders, weil er an Frömmigkeit nicht zurückstehen will, und alle Neuerungen haßt. Man denke sich ein Land, eine Gegend, eine Gemeinde, wo man absichtlich den Geist eigener Untersuchung eindämmt, wo das Selbstdenken als schwere Sünde gilt, wo man sich streng auf die Grenzen des Herkommens einbannt, wo man sich begnügt, die Lehren der Kirche der Jugend mühsam ins Gedächtniß zu trichtern. Herr Pfarrer Finsterwald ereifert sich für Orthodoxie; er schimpft gewaltig auf Ketzer; gegen jede Verbesserung im Jugendunterricht erwacht sein Ingrimm; er treibt gemächlich sein Amt als heiliges Frohnwerk der Kirche, in

deren Helldunkel ihm wohl ist; er kann sich bis zum Erbrechen ärgern, wenn irgend Einer seines Berufes vom Alten abgeht; er ist nie heiterer, als wenn er mit seinen Geistesverwandten neben dem gefüllten Humpen in sein Lieblingslied einstimmen kann:

Wir hangen fest am Alten,
Und wie's bis Dato war,
So wollen wir es halten,
Getreulich Jahr für Jahr.
Nach Neuerungen streben,
Fall' Keinem von uns ein!
Hübsch fest am Alten kleben! —
Soll unser Wahlspruch seyn.

Was frommen Neuerungen?
O hofft davon kein Heil!
Uns wird, sind sie gelungen,
Nur neue Last zu Theil:
Man ruft uns ungebeten
Aus unsrer goldnen Ruh',
Und neue Sorgen treten
Den alten Sorgen zu.

Sprecht! — schläfts im alten Neste
Sich nicht recht angenehm? —
Der ält'ste Rock der beste!
Denn der sitzt hübsch bequem.
Wer wollt' nicht frei von Wehen,
Zufrieden und beglückt,
Im alten Stiefel gehen,
Wenn ihn der neue drückt? —

Drum lebe hoch der Weise,
Der Sinn fürs Alte hegt,
Und im gewohnten Gleise
Sich ruhig fort bewegt!
Kein Streben nach Reformen
Belastet ihm sein Haupt;

Durch keine neue Normen
Wird ihm sein Schlaf geraubt.

Schwört Brüder, feste Treue
Dem alten Schlendrian!
Auf ewig sey das Neue
In Acht und Bann gethan!
Und will man reformiren,
So laßt mit lautem Nein
Uns kräftig protestiren,
Und stets die Alten seyn!

B — d — k.

Man denke sich ein Land, dessen Einwohner mit ihrem Vieh fast auf gleicher Linie stehen, und bey denen Stumpfsinn keinen vernünftigen Gedanken aufkommen läßt; man denke sich auch nur eine Gemeinde oder sogar eine einzelne Familie, wo noch hergebrachter Schlendrian allgemeine Regel des Gewerbens ist, wo Alle über Einen herfallen, der über die Schranken der Gewohnheit tritt, und wo jede noch so nützliche Entdeckung als Hochverrath am lieben Alten gilt; wo fürs Wahre und Gute nicht Gründe entscheiden, sondern wo diese verjährten Vorurtheilen weit nachstehen müßen: wie wäre es da auch nur möglich, daß auf die Dauer Volks- und Familienglück gedeihe? — Wo kein Geist waltet, erstarrt das öffentliche Leben. Das Flechtwerk zwischen geistiger und körperlicher Thätigkeit ist unentbehrlich, wenn menschliches Wohlseyn fest begründet werden soll. —

Es ist sonderbar, wie viele Große die Aufklärung der untern Stände für so gefährlich halten können. Fast allgemein gehen dermalen die Grundsätze, welche sie befolgen, auf das Wort zurück hinaus. Einen guten Feldherrn, sagt man, erkenne man am besten an seinen Rückzügen. In Lappland, nicht in Griechenland, bleibe es

den ganzen Sommer über Tag. Die Natur habe selbst deutlich angezeigt, daß rückgängige Bewegung nirgends ausbleiben könne, weil man allenthalben Gerippe von Mammuthen, Elephanten, und Hölenbären an Orten finde, wo längst die Art ausgestorben, und wieder auf Ratzen und Maulwürfe und Hasen zurückgegangen sey, und weil selbst die Meere vom Lande zurücktreten. Diese Herrn, welche sich nur ruhig und wohlbefinden, so lange die Menschen ihnen blindlings unterworfen sind, und schweigend ihren Befehlen sich fügen, und welchen schon der Gedanke unausstehlich ist, sie möchten bey zunehmender Volksbildung schärfere Beobachter und Beurtheiler ihrer Handlungen und ihres Werthes bekommen, müssen freilich eine gewisse Finsterniß sich zuträglicher finden, und es kann ihnen nicht angenehm seyn, wenn es sogar Leuten der niedrigsten Stände möglich gemacht wird, ihr Treiben und ihre Absichten zu durchschauen. Aber hätten sie nicht mehr Ehre davon, so sie das Volk durch Bildung sich näher rückten, und dessen Vertrauen durch redliche Fürsorge, die das Tageslicht erträgt, in Anspruch nehmen? — Ziemt es sich, daß eine freisinnige Regierung, der das öffentliche Wohl höchstes Gesetz ist, das Tageslicht scheue? —

Ich bedaure die Herrn, so sie im Ernste besorgen, das Volk möchte ihnen über den Kopf wachsen. Das geht so schnell nicht. Noch ist kein Volk in geradliniger Bewegung fortgeschritten. Viele giengen wieder dahin, wovon sie ausgegangen sind. Oft gab ein einziges Unternehmen, eine einzige Begebenheit der geraden Linie einen unerwarteten Nebenstoß. Wir leben in Zeiten, in welchen diese Behauptung sich bis zur Anschauung bewährte. Die höchste Bildungsstufe giebt keine Schutzbriefe gegen das Loos der Vergänglichkeit. Volksbildung gedeiht sehr langsam und fast unmerklich. Es braucht ungemein viel, bis

ein wohlthätiger Lichtstrahl der Aufklärung bis zu den niedrigsten Volksklassen hinab dringt. Ein einziges Beyspiel neuerer Zeit aus einem Lande, wo für Volksbildung viel geschah, sagt darüber alles. „Eine Gemeinde kam bey ihrer Regierung bittend um einen neuen wettergerechten Pfarrer ein, wie der Verstorbene war.“ Wo es noch so aussieht, darf der Mann im öffentlichen Amte nicht sonderlich eilen, um voran zu kommen; läßt er sich denn doch vom Volke, das unter seinen Befehlen steht, auf dem Schneckengange einhohlen, dann wird ihm, was ihm von Rechtswegen gebührt: verdiente Verachtung; und er hätte nie weiter, als bis zum Waibel, avanciren sollen.

Daß viele Geistliche gegen Volksaufklärung das Wort nehmen, ist leicht begreiflich: geistlich und geistig waren stets die größten Gegner, und daher bleibt die geistige Macht der beßte Cordon gegen die geistliche jenseits der Alpen. Viele Geistliche zog nicht das Herz ins heilige Amt, sondern die Hoffnung bequemen Lebens am Barren der Kirche: wie könnte man ihnen Anstrengung zumuthen, im bessern Geist ihren Beruf zu treiben? — Sie haben es immer schwerer mit einem Volke zu thun, das selbst liest und selbst denkt, als mit einem solchen, das nicht weiter denkt, als man es gerne denken läßt. Um nicht aus dem Geleise gewohnter Gemächlichkeit geworfen zu werden, schieben sie sich selbst gefällig als Conservatoren alter Orthodoxie vor, und sind nur dann geschäftig, wo es darum zu thun ist nichts Vernünftiges aufkommen zu lassen, was ihre Behaglichkeit gefährden könnte. Sie sehen wohl ein, daß ein helleres Licht die Dampfwolken der Mystik, in welche sie sich bisher einhüllten, zerstreuen, und sie selbst von bisheriger Strahlenhöhe herabsinken müßten, zur Kränkung und Schande, die sie sich ersparen möchten.

Sie wußten daher von jeher, wie Moses, ein Gehäge um Sinai zu machen, ihren Berg zu heiligen, und dem Volke das Hinansteigen zu verbieten, damit es der Herr nicht zerschmettere in seinem Zorn. Das Volk sollte die Herrlichkeit des Herrn immer nur sehen — von hinten! — Es verhielt sich zu allen Zeiten mit dem geistigen Licht, wie mit dem körperlichen: wie dieses von Allen geliebt wird, ausser von Blödsüchtigen und Verbrechern, so jenes von Allen, ausser von Schwachköpfen und Betrügern. Daß sich an die Eiferer gegen Aufklärung bejahrte Männer oft anschließen, welche sich in den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht mehr finden können, ist verzeihlich; — zu alt und unthätig geworden, um mit fortzuschreiten, und noch immer etwas Neues zu lernen — gefallen sie sich im geschlossenen Kreise eigenen Wissens, und schreiben gern alles Schlimme, das der Zeitendrang herbeyführte, auf Rechnung der Aufklärung, die ihnen unausstehlich ist. Es beleidigt ihre Eigenliebe, so in neuerer Zeit Ansichten umgesetzt werden, die mit ihren bisherigen im Widerspruche liegen, und es thut ihnen weh, dadurch das Gebäude von Meinungen, in welchem ihnen bisher so wohl war, nun auf einmal vernichtet zu sehen.

Wahre, nicht übertriebene, Aufklärung, unter was immer für einem Gewand, kann nur Segen bringen; das liegt im Begriffe der Sache. Aufklären heißt, sich Mühe geben, die Menschen richtig denken zu lernen; heißt hell machen, was vorhin dunkel war; heißt Licht über das verbreiten, was zu wissen frommt; heißt die Begriffe der Menschen berichtigen, und sie von Irrthümern und Vorurtheilen reinigen. Aufklärung ist Würdigung der Dinge nach Vernunftgründen, nicht nach alter Gewohnheit. Nicht Unglaube, Gebrauch des Glaubens; nicht was aus der Fremde neu kommt, sondern was den Menschen lehrt:

seyn, wie er soll, aus neuen Beweggründen, fester als zuvor: das ist Aufklärung. Dem Auge und der Vernunft des Menschen ist es gleich unbehaglich im Dunkel. Nur so lange der Mensch schläft, mag es Nacht seyn; wenn er wirken soll, muß es Tag werden. Ein helles, reines Licht und ein gesundes Auge in Wechselwirkung können nie gefährlich werden. Der Mensch beschränkten Wissens kann allerdings gut, fromm und tugendhaft seyn; aber jemehr doch sein Verstand erleuchtet ist, desto erhabener wird seine Gottesverehrung, desto reiner seine Tugend. Es ist freilich wahr, daß durch Aufklärung nicht immer Ruhe in's Herz komme, und mancher Aufgeklärte möchte wohl auf sich anwenden, was einst Virgil schrieb: **quosivi coelo lucem, ingemuiqs reperta**; aber damit wird doch nicht gesagt, daß Aufruhr des Herzens Frucht der Aufklärung sey, sondern nur, daß dem bewegten Herzen die Aufklärung nicht immer die Wage halte, und daß dadurch oft die Unruhe desselben nur noch fühlbarer und peinlicher werde.

Wenn die Aufklärung nicht so wohlthätig wirkt, als sie könnte und sollte, und wenn durch sie weder die grossen, noch die kleinen Menschen merklich an Besserung gewonnen haben: so kommt es zuverläßig nur daher, daß sie noch keine Selbstständigkeit erhalten hat, daß man in ihrem Laufe sie drängte, und mitunter eine schiefe Richtung ihr gab. Ihre Geschichte verwickelt sich ganz im Wirbel der Zeit. Sie läßt sich vor- und ruckwärts wälzen, und stimmt sich nach dem Ton des herrschenden Geistes; — denn es mangelt ihr das Nothwendigste, die Einheit. Aufklärung gegen Aufklärung. Ihre Wortführer sind so verschiedenen Sinnes, ihr Ton so leidenschaftlich und gebieterisch, ihr Streben so ungleich, daß man nothwendig an ihnen irre werden muß. Was einer baut, reißt der Andere nieder; während der Eine heller sieht,

sieht der Andere Alles; dann kömmt ein Dritter, der nur fühlt, ein Vierter, der nur glaubt; ein Fünfter, der erst untersucht, ob wir etwas und was wir wissen können? Dieses Schwanken war von jeher in allen Aufklärungsperioden sichtbar: in der ersten sollte Alles reformirt und verbessert werden; in der zweiten wurde Alles, das Verbesserte, wie das Alte, bezweifelt; in der dritten über das Eine, wie über das Andere gespottet; in der vierten wurden alle rechtliche und sittliche Begriffe, sogar die Sprache verkehrt, daß Lüderlichkeit und Zügellosigkeit sich wie ein Strom über alle Stände ergossen, und Aufstand die Weisheit des Tages wurde. Auf das Jahrhundert der Reformation folgte unmittelbar jenes des Descartes, Bayle und Spinoza; darauf das Zeitalter eines Voltaire, Lemettrie und der Encyclopädisten; auf dieses die schönen Zeiten der Französischen Revolution, und endlich die gegenwärtige Periode, in welcher ein philosophisches System das andere drängte. Ist's ein Wunder, daß noch in der neuesten Zeit des Einreißens und Bauens kein Ende wurde, und daß man bis dahin den ersehnten Ruhepunkt nicht fand? Mögen sich dermalen Viele mit ihrer Weisheit brüsten; so viel liegt am Tage, daß sie den Stein der Weisen noch nicht gefunden haben, und daß nicht alles Gold war, was die Sonne ihrer Aufklärung ausgekocht hat. Es ist ein großer Mißgriff, so man die Aufklärung in hohen philosophischen Systemen sucht. Aufgeklärt seyn und gelehrt seyn sagen nicht dasselbe. Wenn Freunde der Aufklärung behaupten, sie sey nothwendig und heilsam: so wollen sie damit nicht sagen, daß jeder ohne Unterschied alle im Umlaufe befindlichen Erkenntnisse besitzen müsse, sondern Jeder soll genau und deutlich wissen, was er in seiner Lage, und auf dem Standpuncte, auf welchen die Fürsehung ihn gestellt hat, bedürfe, um seine Pflichten

treulich erfüllen und seine Rechte behaupten zu können.

Nur wer mit eignen Augen siehet,
Und just für seinen Stand gelehrt,
Und weis' zu werden sich bemühet,
Der nennt mit Recht sich aufgeklärt.

Der Fürst, der seine Pflichten kennet,
Die Unterthanen Brüder nennet,
Die Menschheit auch im Bettler ehrt,
Durch Liebe herrscht, ist aufgeklärt.

Der Rath, der das Gesetz verstehet,
Den graden Weg des Rechtes gehet
Der Arglist und Gewaltthat wehrt,
Den nennt der Denker aufgeklärt.

Der Priester, welcher Duldung lehrt,
Und dürre Dogmen so behandelt,
Daß er sie in Moral verwandelt,
Der ist und machet aufgeklärt.

Der Bürger, der nach seiner Weise
Das Gute thut im engen Kreise,
Gesetz, Vernunft und Menschheit ehrt,
Ha! wäre der nicht aufgeklärt?

Der Landmann, der in seinem Stande
Vergnügt ist, und im Vaterlande
Ein nützlich Glied zu seyn begehrt,
Ist nicht gelehrt, doch aufgeklärt.

Sch — r.

Die Aufklärung muß Maaß und Ziel halten, und man muß sie in ihrem Laufe nicht drängen. Man verfehlt den Zweck, wenn man sie mehr durch Donnerschläge, als durch eine sanfte Morgenröthe herbeiführen will. Der Uebergang zu bessern Begriffen geschieht nicht plötzlich. Das Forciren im Gebiete des Wissens frommt nicht,

am allerwenigsten beym Volke. So sehr es zu wünschen ist, daß es mit der Aufklärung so weit und so tief getrieben werde, als immer möglich, bis in die entferntesten Länder hinein, und in die untersten Stände hinab: so ist doch das unzeitige und ewige Steigen derselben nicht rathsam. Man muß den Völkern kein reicheres Maaß von Kenntnissen ertheilen, als sie zur Zeit fassen können. Halte man doch die Weisen der ältern Schule in Ehren, die dem Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug bleiben, um auf beide einwirken zu können! — Man bitte den Himmel, daß diese menschlichern Weisen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreute und erwärmte, nie unter uns aussterben mögen! — Volksaufklärung kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichts langsam und stufenweise bewirkt werden. Mit der größten Anstrengung wird man es nie dahin bringen, daß im Volke die Erleuchtung allgemein werde; weil dazu die Mittel zu beschränkt sind, in den Händen einer zu kleinen Anzahl liegen, zu sehr vom Zufall, und, was noch schlimmer ist, von der Willkühr der Machthaber abhangen, und es fast noch überall am gesunden Auge fehlt, das ungeschwächte Licht ohne Gefahr in sich aufzunehmen. Es ist in der moralischen, wie in der physischen Welt: ein zu starkes Licht blendet, so lange noch das Auge blöde ist. Man kann also, wo es der Volksaufklärung gilt, nicht behutsam genug seyn; und meistens verfehlt man seinen Zweck, wenn man, statt mit einem milden Lichte, sogleich mit der allseitig sprühenden Fackel der Wahrheit unter das Volk zündet. Der Mensch fühlt sich nirgends unbehaglicher, als im Treibhaus der Halbwisserei, und der unbefriedigten Bedürfnisse; und wie selten gelingt es, durch Aufklärung Mehrere im Volke über die Grenzen des Halbwissens zu führen? Es ist schon

viel gewonnen, wenn man durch Unterricht diejenigen zu hellern Ansichten bringt, welche bedeutenden Einfluß auf die Uebrigen haben. Man hole nie zu weit aus, und beschränke sich auf das Nothwendige, wenn man eines gesegneten Erfolgs seiner Bemühungen sich freuen will. Wissen über Gebühr weckt bei gemeinen Leuten oft stolzen Dünkel. Wozu in Volksschulen auf dem Lande Naturlehre, Mathematik, Geographie? — Diejenigen, welche die Erde bauen, brauchen gerade nicht zu wissen, daß sie rund ist. Das mögen Gebildete wissen, und Mathematiker müssen es wissen. Ueberbildung beim Landvolke bringt kein Heil. Es weiß genug, wenn es über Gott und Religion geläuterte Begriffe hat, wenn es genau seine Bestimmung und Pflichten kennt, und so viel gelernt hat, um seinen Berufsgeschäften gewachsen zu seyn. Es zum Selbstdenken über das Heiligste potenziren wollen, unterliegt vielen Bedenklichkeiten. Die Schwachen thun immer am besten, so sie in Beziehung auf Religion sich fest an den sichern Stab des kirchlichen Bekenntnisses halten. Millionen auf denselben gestützt, sind zu allen Zeiten zur Kraft und zur Ruhe gelangt, während Millionen an dem Gängelbande der Schulweisheit auf Abwege geriethen, oder endlich gar in den finstern Abgrund des Verderbens hinabstürzten. Das Volk, dessen Geist durch so mancherlei Umstände fast nothwendig niedrig gehalten wird, befindet sich am besten, wenn man es nicht aus den Grenzen seines Horizonts heraushebt. Man sollte überall den Ursprung des Uebels weniger im Verstande, als im Herzen suchen. Wahrlich, das Herz hängt weniger von unsern bessern oder schlechtern Einsichten ab, als man gerne glauben möchte. Wie mancher Mensch verbindet mit dem hellsten Verstande das schwärzeste Gemüth, mit den größten Geistesgaben die rohesten Neigungen? Und wie oft findet

sich dagegen neben der größten Geistesbeschränktheit das edelste Herz, die erhabenste Denkart? Wie wahr ists, was einst Bürde schrieb!

Bildung hat uns äußern Glanz gegeben;
Drang sie auch in un'er Inn'res ein?
Führt sie uns auf sicherm Pfad durchs Leben?
Lehrt sie weiser, glücklicher uns seyn?

Mit Bürde theilt Schiller die gleichen Ueberzeugungen und Besorgnisse:

Sie geben, ach! nicht immer Glut
Der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen! —

Die größte Weisheit in allen Ständen ists, ein wahrer Mensch zu seyn, was bei mittelmäßigen Kenntnissen möglich ist. Um mit Einsicht gut zu seyn, bedarf es eben keiner hohen Geistesbildung. Mit Einsicht gut zu seyn ist allgemeine Menschenpflicht; anders ist es mit hoher Geistesbildung. Dahin sich aufzuschwingen ist hienieden den Meisten versagt. Hat eine Nation gute Sitten und Künste, hat sie Begriffe und Tugenden, die zu ihrer Arbeit und dem genüglichen Wohlseyn ihres Lebens hinreichen, hat sie Sinn für Religion, so hat sie die Aufklärung, die ihr genug ist, gesetzt, sie wüßte auch nicht eine Mondsfinsterniß zu erklären. Mit dem dürren Wissen ist in der Welt das wenigste abgethan.

Weit besser für das Glück der Welt,
Ist frommer Irrthum der erhält,
Als kalte Weisheit die zerstöret.

Pfeffel.

Aufklärung, im Gegensatz mit Dummheit und Aberglauben, wenn sie inner den Schranken der Mäßigung

bleibt, ist in jeder Beziehung eine unverkennbare Wohlthat für jedes Volk, und es ist gleich unweise und gewagt, ihr, wenn sie einmal bedeutenden Flächenraum gewonnen, entgegen zu arbeiten. Wer einmal von den Phantomen, womit unser Geschlecht in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder in sich aufzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn zu erbittern. Wer durch Verschlechterung des Volks sich den Weg zur Größe bahnen will, verfehlt sicher sein Ziel. Der Weg dahin liegt unstreitig nicht im Sumpfe, sondern auf trokkener lichter Höhe, wo man außer Gefahr ist zu versinken. Nur wo die Aufklärung nicht ist, was sie heißt, wo gelehrter Eigendünkel und geschwätzige Chalatanerie ihren Platz einnehmen, wo sie unbärtigen Knaben zum Spielball dient, die sich selbstgefällig als Reformatoren der Welt vordrängen: kommen bittere Früchte zum Vorschein. Entzündeter schlechter Thran, statt reinen Oels, dampft nur aber leuchtet nicht, und beengt die Brust fast bis zum Ersticken. Sieht man die Religion verachtet, die Moral ohne Stütze, die Gesetze ohne wirksame Kraft, die Erziehung der Jugend durch unaufhörliche pädagogische Versuche verschoben; sieht man, wie Verstand und sinnliche Triebe fast das einzige sind, was gebildet wird, wie der verpestende Hauch des geselligen und öffentlichen, sogar des häuslichen Lebens im väterlichen Hause, frühzeitig jeden Keim des Guten tödtet, vorsätzlich jede moralische Springfeder zerbricht, und gänzlich darauf hinwirkt, daß Verkehrtheit und Verruchtheit sich in dem Gebiete der jugendlichen Gedanken schon festsetze, ehe noch dieselben sich entwickeln konnten; sieht man alte Sitten und Gebräuche und Institute muthwillig zertrümmert, und an ihrer Stelle andere, die das Gemüth gänzlich leer lassen; sieht man

Religion, Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit zu greifenden Formen hinabsinken, oder zu bloßen Truggestalten entarten, mit welchen die Magie der Politik die Augen des Pöbels noch bisweilen zu blenden versucht: man hüte sich, diese traurigen Erscheinungen auf Rechnung der Aufklärung zu schreiben! Aufklärung ist mit Aufklärerei so wenig einerlei, als Andacht mit Andächtelei. Schlechtes kann nicht Frucht des richtigen Denkens seyn; wohl mag zuweilen das richtige Denken ein zu schwacher Damm gegen die Schlechtigkeit seyn. So viel bleibt auf jeden Fall wahr, daß es unmöglich leichter sey, einen unwissenden, als einen wohlunterrichteten Menschen auf Abwege zu leiten, und daß überhaupt der Mensch mit offenen Augen sicherer, als mit verbundenen, gehe.

Daß Viele der Aufklärung nur Böses zutrauen, gehört mitunter auch auf Rechnung der schiefen Richtung, die man ihr in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts gab, von der man noch bisher nicht ganz abkam. Die Ruderführer in den Cabineten und obern Staatsbehörden, denen das Finanzwesen aus begreiflichen Gründen das Höchste ist, betrachteten die dringend empfohlene Aufklärung der untern Stände nur aus dem Gesichtspuncte: daß die Menschen dadurch um so brauchbarere und fügsamere Stiftchen und Hölzchen in der Staatsmaschine werden sollten. Das physische Produciren, Erwerben und Geschäftigseyn, ward also die Hauptsache, und die erhöhte Kunstfertigkeit zu allerlei Zwecken, welche allenfalls die Regierung als nützlich in's Auge fassen mögte, nicht die freie menschliche Wirksamkeit für den eigenen Lebenszweck, schien daher höchste Aufgabe der durch Elementar- und Industrieschulen zu bewirkenden Volksveredlung zu seyn! — In den Unterrichtsanstalten jeden Namens kam nun Flickwerk auf Flickwerk, und die Menschen wurden da-

durch dergestalt aus ihrem einfachen Naturzustande gerissen, daß ihnen zuletzt auch das Heiligste und Ehrwürdigste, was ihre Väter noch in stiller Ehrfurcht anbeteten, gleichgültig werden mußte. Tieferdenkende und wohlmeinende Pädagogen erkannten freilich den in seinen Folgen nicht zu berechnenden Mißgriff, schrien dagegen, und schlugen andere Erziehungsmethoden vor; aber leider! waren sie selbst unter einander nicht einig, und der Wechsel der Erziehungsgrundsätze glich daher dem Wechsel der Moden so vollkommen, daß unter fortwährendem Stoßen, Rütteln und Manipuliren sowohl beym Unterrichte, als in der sogenannten physischen Erziehung vollends das jugendliche Leben aus seinem freien Naturspiele gerissen werden mußte. In den Mittelständen, so weit sie nämlich durch jene Normalmethoden schief in die Höhe geschroben wurden, begann sich bald ein pfiffiger Krämergeist auszubilden, der jenen vornehmen Finanzspekulanten scharf nachrechnete, und für eigenes Interesse spekulirte. Auf diesem Wege mußte es bald dahin kommen, daß fast Jeder die Welt wie einen Haspel betrachtete, der sich um sein werthes Ich drehen soll. Das menschliche Herz muß endlich in sich selbst verröden, wo alles darauf angelegt ist, dem Egoismus Vorschub zu geben. Sittliche Bildung kann neben dem ununterbrochenen Getriebe der Selbstsucht nicht gedeihen. Wo man's so treibt, wird Gewinnsucht bald allen Redlichkeitssinn erdrücken, und, was Bronner sang, wird sich bald allgemein bewähren:

Du Einfalt! ruft man der Redlichkeit zu,
Gewinn nur ist Vorzug und Ehre;
Betrug heißt Klugheit, Gewalt heißt Recht,
Gewährschaft leisten Gewehre.

Für die höhern Stände schien zwar das Ideal harmonischer Ausbildung aller intellectuellen und moralischen Fä-

higkeiten hinlänglich entdeckt zu seyn; allein eben durch die gewählten Mittel, recht systematisch das Ideal zu erreichen, ging fast bei Allen, welche auf dieser Bahn fortgestoßen wurden, die Einheit des großen Lebens und des hohen Gefühls verloren. Meistens lief Alles aufs Vielwissen und Emporkommen hin. Man schien nicht zu beachten: je mehr man an Oberfläche gewinnt, desto mehr gehe an Tiefe verloren. Wenn man Jeden als eine lebendige Encyclopädie vorschieben will, bringt man es höchstens auf halbe Bildung, welche für den Geist so täuschend und gefährlich ist, als Dämmerung einer Mondscheinnacht dem Auge und Schritt eines Wanderers. Man sieht, aber in eine Traumwelt hinein; die Gestalten haben andere Umrisse, die Fernen scheinen nahe. Mißgriffe müssen da an der Tagesordnung seyn, wo gründliche Kenntnisse entweder durch todtes Gedächtnißwerk, oder durch blendende Truggestalten erhöhter Einbildungskraft ersetzt werden. Ein mit unzeitigen Kenntnissen überfüllter Kopf, und wenn es auch goldne Kenntnisse wären, verengt das Herz, verdunkelt den Blick, und wird dem, der ihn trägt, eine kranke Last des Lebens. Durch zu vieles Theilen der Seelenkräfte kann der Geist nur verlieren, der ihres Vereins bedarf, um Hohes zu erstreben. Auf das Gerüst der Kunst gespannt, kann er's auf die Dauer nicht aushalten, und stirbt an der Auszehrung seiner Fähigkeiten. Streue man zu dicht auf den fruchtbarsten Boden allerlei Saamen: sein Aufwuchs wird unfehlbar in sich zurück faulen; sollte es mit der geistigen Aussaat anders seyn? Der Geist muß durch ewiges Eintrichtern allerlei Wissens endlich schlaff werden, wenn man ihm so gar keine Zeit läßt, das Eingetrichterte durch eigenes Nachdenken zu verarbeiten, und daraus nach Bedürfniß Nahrung zu ziehen. Hohe Schulen verlieren ihren Zweck, und wahre Aufklärung kann

durch sie unmöglich gewinnen, wenn sie sich damit begnügen, blos künstliche Dressiranstalten zu seyn, an denen Zöglinge abgerichtet werden, hochgelehrt zu schwatzen und mitunter vornehm die hochtönenden Worte: Toleranz, Liberalität, Humanität ꝛc. zu klappern. Man hätte sich in neuerer Zeit weniger von der bekannten Regel: non multa, sed multum, lossagen sollen?

Viel wissen und aufgekläret seyn ist nicht einerlei; zur wahren Aufklärung gehört, daß die Wahrheit, die man erkennt, der Gesinnung und That angemessene Richtung gebe. Der Mensch sey noch so gelehrt; er besitze eine Fülle von Kenntnissen: nur nenne er sich nicht aufgeklärt, wenn sein Handeln seinen bessern Einsichten nicht entspricht. Wer zwar Licht in sich hat, aber nicht darauf achtet, handelt unvernünftig: wer möchte den Unvernünftigen aufgeklärt nennen? Aufklärung ohne Besserung ist eine Brandfackel in der Hand des Wahnsinnigen, der sich ihrer nicht zur Erhellung seines Weges, sondern dazu bedient, Andere in Furcht und Schrecken zu jagen, und Unglück zu stiften.

Aechte Aufklärung steht im engsten Bunde mit der Religion, und nur gemeinschaftlich können beide zum Besten der Sitten und der Völker wirken. So eine Aufklärung muß und wird gedeihen; — das bessere Herz bleibe sich nur treu, und verstumme nicht vor der tauben Zeit! Es giebt keine wichtigere Aufklärung, als mögliche Reinigung und Berichtigung der Begriffe von Gott und der Bestimmung des Menschen, verbunden mit deutlicher Anweisung, zweckmäßig sie anzuwenden. Wer da weiß: es sey ein Gott, und dieser Gott sey unendlich vollkommen; er sey die reinste Liebe; er sey unser allgemeine Vater, geneigt, Alle zu beseligen; wer da weiß, was der Mensch, wozu er bestimmt, was seine Pflicht sey; wie

er sich in jeder Lage des Lebens, als Herr und Diener, als Vater und Kind, als Regent und Unterthan, als Vorsteher und Untergebener, als Reicher und Armer, als Gesunder und Kranker ꝛc. zu verhalten habe; wer da weiß, dem Guten gebühre Belohnung, und ihm sey für geübte Tugend Jenseits die Krone seliger Unsterblichkeit hinterlegt: dem ist die heilsamste Aufklärung zu Theil geworden, gegen welche durchaus nichts einzuwenden ist. Diese Aufklärung sucht die Religion zu erhalten, nicht sie wankend zu machen; die Menschen in ihrem Glauben zu befestigen, nicht in ihnen die Zweifelsucht aufzuregen. Sie läßt sich auf keine Grübeleien ein, sondern sie hält sich blos an die deutlichen, faßlichen und praktischen Wahrheiten, und verbreitet darüber das nöthige Licht. In Bestreitung der Irrthümer ist sie ernst und sanft zugleich, und benimmt sich mit ungemeiner Behutsamkeit, wenn sie Andern ihr Licht mittheilen will. Sie nimmt allemal auf die Empfänglichkeit kluge Rücksicht und schont die Schwachen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. Uebereilung ist ihre Sache nicht; wie die wohlthätige Sonne, bricht sie nicht auf einmal hervor, sondern schickt eine sanfte Morgenröthe voran, um nicht dem blöden Auge durch ein grelles Licht wehe zu thun.

Wer die Aufklärung aus dem Gebiete der Religion wegweisen will, der bedenkt wohl nicht, daß er das Verhalten Jesu gegen sich habe, der im vollen Sinne des Wortes der größte Aufklärer war. Niemand klärte die Welt mehr auf: er war selbst das Licht der Welt, und kündigte als solches sich an. So rastlos als muthig bekämpfte er das Reich der Finsterniß, und setzte beharrlich diesen Kampf fort, bis er das Opfer seiner Wahrheitsliebe wurde. Ihm genügte es nicht, die Welt selbst durch seine Lehre zu erhellen; er befahl auch seinen Jün-

gern, desgleichen zu thun, und ihr Licht vor aller Welt leuchten zu lassen. So sehr Jesus und seine Jünger sich anstrengten, das Reich der Finsterniß zu vernichten; so eifrig nach ihnen Tausende auf den gleichen Zweck hinwirkten: so ist doch das große Tagewerk, das er übernahm, nicht vollendet, und es bleibt denen, welche nach ihm ins heilige Lehramt einstehen, ein weites Feld offen, die Hochverrath an ihrem Berufe begehen würden, wenn sie nicht im gleichen Geiste fortwirkten.

Mit dem christlichen Lehramte steht die Pflicht, die Menschen aufzuklären, ihnen den Weg zum Himmel mit dem Licht des Evangeliums zu erhellen, in unzertrennlicher Verbindung; denn es ist die Bestimmung eines jeden Menschen, daß er auf dem Wege des Wahren und Guten sein Heil erstrebe. Wie könnte er das ohne Wegweiser? Wie Mancher würde irre gehen, so er erst den Weg selbst suchen müßte? — Dank der Vorsehung, die dafür durch Jesus gesorgt hat! Jeder Religionslehrer, der seinen heiligen Beruf kennt und liebt, ist ein solcher Wegweiser. Ihm darf es nicht gleichgültig seyn, daß im Menschen so viele Geisteskräfte fortschlummern; daß sein Durst nach Wahrheit unbefriedigt bleibe; daß Unwissenheit und Irrthum ihn vom hohen Ziele seiner Bestimmung ablenken. Der Mensch hat hohe Anlage zur Tugend, er will tugendhaft seyn, er freut des Guten sich, das er vollbracht hat. Es kann wohl für den Religionslehrer keine reinere Freude geben, als durch Unterricht sein moralisches Gefühl noch lebendiger zu machen, und seiner Tugend eine feste Unterlage zu geben. Wahrheit und Tugend sind verschwistert; soll di eser Vorschub geschehen, so ist es nicht anders, als auf Kosten der Unwissenheit und des Irrthums, durch angemessene Aufklärung möglich. Wenn man auch zugiebt, daß ein Mensch ohne Aufklärung, daß sogar ein ganz

unwissender und einfältiger Mensch gut seyn könne, so ist doch damit nicht gesagt, daß er auch tugendhaft sey; denn dazu gehören Grundsätze und richtige Begriffe. Zum Glück für die Menschen liegen diese Grundsätze und Begriffe nicht so tief, daß sie nicht für Alle leicht erreichbar wären, und so mancher Irrthum bleibt im Kopfe, ohne das Herz merklich zu berühren. Da die große Angelegenheit der Tugend auf ewigen und unwandelbaren Gesetzen ruht, so muß ihr jeder Irrthum mehr oder weniger Abtrag thun, weil jeder Abweichung von jenen Gesetzen ist, und meistens noch größere Abweichung zur Folge hat. Nur in der Wahrheit ist Leben; sie allein ist Aussaat zum Heil, die reichliche Früchte trägt. Wahrer Nutzen muß aus wahren Erkenntnissen erwachsen, sonst verdient er seinen Namen nicht. Wer kann leisten was er soll, wenn er nicht weiß, wozu er da ist? Wer Pflichten erfüllen, die er nicht kennt? — Der Religionslehrer, der als Feind der Aufklärung vortritt, ist nicht, was er heißt, weil Lehren und Aufklären unzertrennliche Begriffe sind. Wer es mit den Eulen hält, gehört nicht auf den Lehrstuhl in der Kirche, sondern unter das Kirchendach!

Es fehlt allerdings nicht an Scheingründen, die Aufklärung in übeln Ruf zu bringen. Wer ist ruhiger, hört man zuweilen sagen, wer zufriedener, als der einfältige Landmann? — Man kläre ihn nur auf, und bald wirds um seine Ruhe geschehen seyn; er wird seiner Arbeit bald überdrüssig werden; er wird bald keine Abgaben mehr entrichten wollen; er wird sich bald an die Unzufriedenen anschließen, die gerne alles über den Haufen werfen möchten. Aber von welcher Aufklärung ist hier die Rede? — Doch wohl nicht von der Aufklärung über Religion? sonst müßte folgen, daß unrichtige Religionsbegriffe mehr Zufriedenheit geben. Doch wohl nicht von Berichtigung der Urtheile

über Dinge, die Jeder in seinem Beruf wissen muß? — Lieber ein Thier, als ein Mensch, wenn das richtige Denken unglücklich macht. — Nein, der angebliche Aufgeklärte, der mit vermeinter Aufklärung seine Ruhe und Zufriedenheit einbüßt, ist nicht, wofür man ihn hält. Er ist vielleicht ein Vielwisser; er kann vielleicht sogar über Dinge, welche außer seinem Berufskreise liegen, wie ein Buch sprechen; er ist frech, und wagt es, über Alles sein Urtheil abzugeben; er ist überall einheimisch, nur nicht im eigenen Hause; er ist immer geschäftig, nur nicht für sich und die Seinigen; er unternimmt alles, nur nicht, was er soll: die natürliche Folge ist Verarmung und Unzufriedenheit. Wer möchte das auf Rechnung der Aufklärung schreiben; wovon er höchstens den Schein für sich hat? — Wie Tugend und Laster, so sind Aufklärung und Thorheit verschieden, und Thor ist jeder, der in der Fremde sich umsieht, ohne vorerst ins Auge zu fassen, was näher ihn berührt. Andere berufen sich auf die Geschichte des Tages, um die Gefahren der Aufklärung ins Licht zu stellen. Diese Geschichte, geben sie vor, liefert doch Beweise genug, daß der Glaube an die Religion, womit das Glück der Völker steht oder fällt, durch Aufklärung in große Gefahr gekommen sey. Wie könnte man sich sonst seit einem halben Jahrhunderte die große Anzahl der Unglaubigen und Religionsspötter erklären? Was könnte man sonst für eine Ursache angeben, daß der Unglaube besonders in höhern Ständen seine Proselyten habe? — Wahrlich, ein sehr verächtlicher Glaube, wenn er Schutz bei der Finsterniß suchen muß! — Wer unbefangen über den Verfall des Glaubens nachsinnt, wird sich bald überzeugen, daß demselben weit andere Ursachen zu Grunde liegen. Wie, wenn der bisherige Glauben vieler Christen, über dessen Verfall geklagt wird, noch kein Glaube, sondern nur Aber-

glaube war, der sich nicht auf Ueberzeugung, sondern allein auf Gewohnheit gründete? — Liegt dann die Schuld an der Aufklärung, oder am Mangel derselben? — Hätte man das Volk besser unterrichtet; es wäre nie dahin gekommen. Soll es nicht noch schlimmer werden; soll das Volk bei dem immer steigenden Lichte in allen Fächern menschlichen Wissens nicht auch noch den übrigen Theil des Aberglaubens, und damit zugleich alle Religion wegwerfen: so ist es einzig bescheidene Aufklärung, wodurch dem andringenden Uebel ein Damm gesetzt werden kann. Nur eine solche Aufklärung kann und muß und wird den Glauben erhalten, und ihn wieder dem Verstande und Herzen nahe bringen; nur durch eine gute Anweisung zum richtigen Denken, durch vernünftigen Unterricht in der Schule und Kirche wird's möglich, den erstorbenen Sinn für Religion wieder in's Leben zu rufen. Aber dazu gehören einsichtsvolle und eifrige Lehrer und Erzieher, denen die Religion selbst die wichtigste Herzensangelegenheit ist. Was zum Herzen dringen soll, muß aus dem Herzen kommen.

Noch ereifern sich Manche gegen Aufklärung, als eine entschiedene Feindin der Staaten. Wenn es mit dem Aufklären kein Ende nimmt, sagen sie oft und laut, so wird bald kein Fürst auf seinem Thron, kein Herr auf seinem Landgut, kein Beamter auf seiner Canzley, kein Geistlicher in seinem Amte mehr sicher seyn. Gott! was wird der Aufklärung nicht alles Schuld gegeben? — Die Geschichte führt eine ganz andere Sprache. Diejenige, welche Könige vom Thron stürzten, blühende Staaten umwälzten, Menschenblut in Strömen vergossen, Obrigkeiten mißhandelten, Altäre umwarfen, waren wohl verschmitzte Betrüger, die sich auf Kosten des Gemeinwesens emporschwingen wollten; aber der ehrwürdige Name der Aufgeklärten gebührt ihnen nicht. Bei mehr Volksauf-

klärung hätten sie es entweder nie gewagt, oder das Wagniß wäre ihnen sicher mißlungen. Wären die Völker besser unterrichtet gewesen; hätten sie über ihre Pflichten und Verhältnisse, über Gott und die Obrigkeit, über die Folgen sowohl übereilter, als gewaltsam gehemmter Verbesserungen, richtig nachdenken gelernt: so gar leicht hätten sie sich zur Empörung nicht verführen lassen. Warum will man der Aufklärung beimessen, wovon oft unaufgeklärte Regenten und Obrigkeiten allein die Schuld trugen. Die Regenten kannten und befolgten nicht immer ihre Pflichten; anstatt ihre Völker zu lieben und väterlich für sie zu sorgen, waren sie ihre Dränger; anstatt ihnen alte drückende Lasten abzunehmen, legten sie ihnen neue drückendere auf; anstatt durch Herablassung, Güte und Gerechtigkeit ihr Vertrauen zu gewinnen, und sich ihres Gehorsams zu versichern, reizten sie durch Uebermuth, Härte und Willkühr ihren Unwillen, und brachten ihre Gemüther in Gährung. Wo Völker und Regierungen gehörig aufgeklärt sind, wo man die gegenseitigen Pflichten erkennt und ehrt: da ist für öffentliche Ruhe nichts zu besorgen. Nicht Aufklärung und geistige Bildung, sondern Mangel derselben bringt Verderben. Einem gebildeten Volke, das sich selbst nicht verläßt, ist schwer beizukommen; seine Stärke ist seine Geistesüberlegenheit.

# 16. Tugend und Laster.

Des Menschen höchstes Gut, schrieb einst Seneca, (Seneca de vit. beata c. X.) ist ein mit sich selbst übereinstimmendes Gemüth. Wo Harmonie und Einheit ist, dort hat auch die Tugend ihren Wohnsitz. Nur das Fehlerhafte ist uneins mit sich selbst. Tugend nur bringt wahre Größe; sie ist der Menschheit Ehrenkrone; sie allein kann uns durch die Dunkelheiten des Lebens zur Unsterblichkeit auf sichern Wegen leiten. Wer in ihrem Dienste treu ausharrt, lebt mit sich vergnügt, und geht furchtlos dem Tode entgegen.

O milde göttliche Tugend! durch dich nur können wir freudig
Des Meeres Leben durchschiffen. Laßt diesen Pharus uns leuchten,
So sehn wir den Hafen des Glücks, trotz Ungewittern des Zufalls,
Trotz aller Leidenschaft Sturm, der nur den Einlauf befördert.
Kleist.

Das Wesen der Tugend ist, wie das Wesen Gottes, nichts als Weisheit und Liebe; es ist immerwährendes weises Bestreben, Freude und Glückseligkeit um sich her zu verbreiten, und darin seine eigne Seeligkeit zu finden. Liebe ist der Inhalt, der Mittelpunkt, das praktische Grundgesetz aller Tugend, die Summe aller moralischen Foderungen Gottes an die Menschen. Wahre Tugend be-

steht in der Hoheit des unsterblichen Geistes über alle Neigung zum Schlechten und Vergänglichen; in der Freiheit und Heiligkeit des Willens gegen das, was an uns thierisch ist; in einer großen Seelenstärke gegen den Andrang aller Leidenschaft, und in Selbstbeherrschung aus Gottergebenheit. Sie hat ihren Sitz im Herzen, und ist frei von allem Zwang. Bloße Commandotugend taugt nichts; sie verschwindet, wie das Wort verhallt. An ihrem Daseyn zweifeln ist der größte Unsinn.

Nein, die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach dem Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Schiller.

Aus der Tugend allein quillt wahres Heil, denn sie ist allen Ausschweifungen entgegengesetzt. Ein Tugendhafter kann durch nichts erschüttert werden; was außer ihm liegt, hat über ihn keine Macht. So wenig die Vernunft äußern Lohn begehrt, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen: so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern: es wird gewiß gelingen, wenn seine Zeit da ist.

Die Tugend dient sich selbst zum Lohne;
Sie ists allein, die uns erhöht:
Und der hat mehr als eine Krone,
Der sie verdienet, und verschmäht.

Cronegk.

Tugendhaft ist nur, wer muthvoll das Schlechte in sich bekämpft, und sich selbst besiegt. Dazu hat jeder Mensch den hohen Ruf.

Nach der Tugend hohem Ziel zu ringen,
Kühn zu streben nach der Weisheit Licht,
Näher sich zu Gott hinauf zu schwingen
Ist des Erdenwallers schöne Pflicht.

Neuhofer.

In jedem Menschen liegt das Gefühl für das Bessere, und ob er gleich oft dessen wenig achtet, und unbesonnen ins Meer des Lasters sich stürzt: so hat doch die Tugend immer noch Werth für ihn, und er wünscht wenigstens sich mit ihrem Scheine zu schmücken, oder seine Schande unter dem Schleier der Ehre zu verbergen. Nur der Verworfenste kann die öffentliche Meinung nicht achten. Zum sprechenden Beweise, daß tief und unausrottbar der Keim der Tugend in uns liege, wünscht selbst der Böse nichts sehnlicher, als für rechtschaffen und gut von Andern gehalten zu werden. Daher Haller:

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend.

Nichts in der Welt geht über die Kraft der Tugend; selbst die kühnsten Schurken wagen es nur, im Rücken sie anzugreifen. Wer sein Herz ihr öffnet, ist zu jeder Großthat aufgelegt; denn der Mensch kann, was er will, wenn er nichts will, als was er soll. Wo Geist und Herz sich vereinigen zu einem edeln Gemüthe, ist Selbstbeherrschung, das Wesen jeder Tugend, eine leichte Aufgabe. Im Nothdrang ist Tugend der rettende Genius der Menschheit, vom Himmel herabgesandt; unerschütterlich steht sie da, wie der Fels im Meere, an dem der Sturm und der Zorn der Wogen alle ihre Gewalt umsonst versuchen.

Obgleich die Tugend aus einzelnen Thaten nur hervorblickt, wie die Sonne zwischen den Wolken: so besteht sie darum doch nicht in einzelnen guten Handlungen, sondern sie ist das thätige Bestreben, durchaus nach den heiligen Gesetzen des Wahren und Guten zu handeln, und dadurch unsere Neigung zum Bösen, und unsere sinnlichen Triebe zu besiegen. Der Tugendhafte muß in allen seinen Thaten sich gleich bleiben, so verschieden seine äußere Lage seyn mag. Die Tugend hört auf zu seyn, was sie heißt, sobald wir nur dann ihre Vorschriften befolgen, wenn sie unsern Wünschen zusagen, aber von ihnen abgehen, wenn ihre Ausübung einigen Zwang heischt. Der Tugendhafte darf nicht erst seine sinnlichen Gefühle fragen. Im Gebiete der Tugend ist alles fest verschlungen; es giebt keine, die des Namens werth wäre, sie blühe dann innig verbunden im Kranz aller übrigen. Trennung der Tugend von andern raubt ihr allen Werth, und bringt ihr unvermeidlichen Tod. Läuft sogar eine kaum merkliche Scheidungslinie zwischen dem Guten und Bösen: wer dürfte ohne Gefahr es wagen, das Gute vom Guten gegen seine Natur zu scheiden! Schon die Grenzen beider Reiche, des Guten und Bösen, schwimmen gleichsam und fließen in einander! was müßte erfolgen bey widernatürlicher Scheidung dessen, was keine Mehrheit leidet? —

Tugend ist rein Herzenssache, und ihrer Natur nach ungetrennt und einzig. Gelegenheit und Gegenstände, wobei die tugendhafte Gesinnung sich wirksam zeigt, können allerdings unendlich verschieden seyn; aber bey aller Verschiedenheit der Fälle und Anlässe, ihre Wirksamkeit zu beweisen, bleibt es denn doch nur immer die nämliche allgemeine Stimmung für Güte und Recht. Der Tugendhafte ist für alles Gute ohne Ausnahme geneigt; er liebt das Gute als solches; er liebt

es nicht nur für einen einzelnen Fall, oder in einer besondern Anwendung, sondern an und für sich in seiner Allgemeinheit. Wir müssen alles Gute lieben, oder wir können es gar nicht lieben; das Gute muß uns ganz gefallen, in jeder Anwendung, und mit allen seinen Ausflüssen und Früchten. Des Tugendhaften Neigung kann nicht zwischen dem Guten und Bösen getheilt seyn; er kann nicht Recht und Unrecht zugleich lieben. Wenn man von verschiedenen Tugenden spricht, so gilt das weniger der Tugend selbst, als ihren verschiedenen Uebungen. Gerechtigkeit, Standhaftigkeit, Mäßigkeit ꝛc. sind nur verschiedene Anwendungen jener in sich selbst einzigen und allgemeinen Neigung für Güte und Recht. Nur die Formen und Gestalten wechseln, unter welchen die Tugend erscheint; ihre noch so verschiedenen Uebungen sind doch nur Früchte eines und desselben Stammes. Dem zu Folge ist es eine sehr unschickliche Frage: ob es edler, besser, würdiger sey — gerecht oder mäßig — geduldig im Leiden, oder muthig in Gefahren seyn? — ob Dankbarkeit oder Wohlthätigkeit, oder Treue in Geschäften, oder Gehorsam der Unterthanen, oder Billigkeit der Obern den Vorzug verdiene? — Die Tugend bleibt sich unter allen Formen gleich. Wohl kann in einzelnen Fällen, und nach Verschiedenheit der Umstände und Verhältnisse, diese oder jene Tugendübung dringender oder fruchtbarer seyn: es giebt Fälle, in welchen der Mensch mehr des Muths als der Geduld bedarf; es giebt Geschäfte, bey welchen Verschwiegenheit nöthiger, als Betriebsamkeit ist ꝛc. Aber das trifft blos die Uebung der Tugend, nicht ihr Wesen. Tugend über Tugend erheben heißt im Grunde nichts anders, als ihre Einheit zernichten; auch ihre verschiedenartigsten Uebungen und Anwendungen machen in schönster Verbindung und innigster Harmonie zusammen ein Ganzes.

Damit wird nicht gesagt, daß es in der Tugend keine Abstufungen gebe. Allerdings gibt es höhere und niedere, vollkommnere und unvollkommnere Tugend. Nur von den Arten der Tugend handelt sichs. Uebung der Tugend, Tugend von dieser oder einer andern Art, hat an sich immer gleichen Werth. Weniger die gute Handlung als die gute Gesinnung, giebt im Gebiete der Tugend den Ausschlag. Bey aller Ungleichheit des Einflusses und der Wirksamkeit ist doch die innere Gleichheit der Tugend in Absicht auf den Handelnden nicht zu verkennen. Wie z. B. die Sorge eines guten Vaters für das Wohlseyn seines Hauses zwar von einem ungleich beschränktern Einfluß ist, als die Sorge eines guten Fürsten für das Glück seines Volks: so verliert doch jene, als Tugend nichts an ihrem innern Werth, weil einzig der gute Wille, der von keinem Wirkungskreise abhängig ist, diesen Werth bestimmt.

Die gute Seelenstimmung, nicht die Menge, der Umfang und die Wichtigkeit der Handlungen und Wirkungen, ist an der Tugend zu schätzen. Die Himmelshöhe der Tugend muß allen gleich erreichbar seyn. Wer im angewiesenen Kreis des Wirkens leistet, was er kann, vom guten Herzen getrieben, der ist tugendhaft in der vollen Bedeutung des Wortes. Auf das Mehr oder Weniger kommts nicht an, weil die Tugend von der Zahl und Fruchtbarkeit guter Handlungen unabhängig ist. Von zwei gleich reinen, gleich ergiebigen Quellen wässert die Eine ein weites, fruchtbares Gefild; giebt tausend Menschenwohnungen eines ihrer vornehmsten Bedürfnisse, und macht die ganze Gegend anmuthig und reich: indessen die Andere durch einsame, pflanzenleere, unbewohnte Länder ungenutzt und unbemerkt fortschleicht, und am Ende im Sande sich verliert. Mit dem Herzen der Menschen, aus welchen die Tugend quillt, ists nicht anders. Mancher

fühlt sich im Gutesthun gegen den Drang seines Herzens von Umständen beengt, während einem Andern bey geringern Geisteskräften ein ungleich weiterer Wirkungskreis angewiesen ist.

Tugend, so aufgefaßt, ist des Menschen Adel; durch sie ist ihm in der Geisterwelt eine erhabene Ehrenstufe angewiesen; Vollendung ist ihr Kranz, Unsterblichkeit ihr Ziel. Besser, tugendhaft in Ketten, als frei ohne Tugend seyn! — Recht oft sollte Jeder, der die Würde seiner Natur fühlt, an sich die Frage stellen: Wie sind meine Gesinnungen beschaffen? Wo sind die Garben des Wohlthuns, die ich gebunden habe, und auf denen ich einst, wie ein müder Schnitter, einschlummern kann? O wie sehr zu bedauern ist der Mensch, der zur Beförderung großer Absichten geschaffen, den Werth und das Glück der Tugend leichtsinnig den unreinen Freuden des sinnlichen Genusses opfert! Wer möchte nicht Blut weinen, wenn er wahrnimmt, wie so Mancher von Jugend auf gewöhnt ist, sich selbst zu fliehen, und ausser sich zu suchen, was nirgends als im innern Heiligthum des Geistes sich finden läßt; wie so blind die Meisten sich zerstückelt und zerrissen dem gewagten Spiele der zufälligen Gegenwart hingeben, unfähig, durch festgefaßte Einigung der Zukunft mit der Vergangenheit sich zur Herrschaft über die Gegenwart, die sie bestimmen sollten, zu erheben! — Möchten sie doch bedenken:

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke,
Und beugt sein Engelsrecht zu eines Thiers Geschicke.

Haller.

Ohne Tugend gleicht unser Leben einem wogenden Meere, auf dem wir uns unstät und bang herumtreiben,

und alle Augenblicke in drohender Gefahr uns befinden, von den tobenden Wellen verschlungen zu werden.

Die Tugend nur allein kann uns die Ruhe geben:
Sie stärket uns im Tod, sie lehrt uns fröhlich leben;
Sie trotzt noch nach dem Tod dem Unbestand der Zeit,
Und leitet unsern Schritt zu der Unsterblichkeit.

Cronegk.

Mit ihr im Herzen allein ist unsere Anwartschaft auf den verheißenen Gotteslohn jenseits gesichert.

Sich selber baut die Himmelsleiter,
Wer hell von Geist, im Herzen heiter,
Nach Gottes Willen thut.

Voß.

Tugend ist ein Gemeingut für alle Menschen, und unabhängig von aller Glaubensgenossenschaft. Diejenigen irren also sehr, welche glauben, daß ausser der christlichen Kirche keine wahre Tugend möglich sey, die vor Gott gelte. O nein doch! Das Gefühl des Rechten und Billigen, die Erkenntniß des Guten und Edeln ist jeder Vernunft gegeben, jedem Herzen eingeimpft; aber dieses Gefühl, diese Erkenntniß wird durch die Lehre Jesu mehr geläutert und gehoben, als durch irgend eine andere Religionslehre. Wie Jesus, hat vor ihm noch Keiner die Tugend gelehrt; Grundsätze des heiligen, des göttlichen Lebens hat vor ihm Keiner in solcher Einfalt, Reinheit, Klarheit, Erhabenheit ꝛc. aufgestellt. Darin ist er der Unerreichte geblieben. Die Tugend, welche er lehrte, ist so rein, daß sich von ihr das Herz jedes Unbefangenen angesprochen fühlt. Sie ist nicht rauh und hart, nicht ungefällig und menschenfeindlich; sie ist die Frucht der Liebe, und erzeugt wieder Liebe, Sanftmuth, und Freundlichkeit; sie ist vom Zusatz aller Sinnlichkeit frei, und kennt kein wür-

digeres, kein höheres Strebeziel, als Gottes Wohlgefallen, der aller Menschen Vater ist. Ihre letzte und beste Frucht, die freilich nicht in jeder Seele zeitigt, ist Weichheit gegen den Harten — Duldung gegen den Unverträglichen — Wohlthätigkeit gegen den Undankbaren — Wärme gegen den Egoisten — und Menschenfreundschaft gegen den Menschenfeind; sie ist kindlich fromme Folgsamkeit gegen den Willen des Vaters, der im Himmel ist, und Liebe ist ihr Heiligthum. Aus einem lieblosen Herzen quillt keine Tugend, die des Namens werth wäre.

So sehr auch die Tugend dem menschlichen Herzen zusagt: so hat sie es doch mit vielen Beschwerden und Hindernissen aufzunehmen. Ohne Kampf wird keine Tugend errungen. Soll das Gute, so wir vorhaben, bleiben und auf die Dauer wirken; soll es von der Art seyn, daß es auch nach unserm Tode uns zum Heil der Welt überlebe: so müssen wir unsere Kraft gegen allen Widerstand verdoppeln, und unser ganzes Leben daran wenden, um es zu befestigen.

Nie noch ward ein gedeihendes Werk auf Erden vollendet
Unter dem Menschengeschlecht, als erst nach Stürmen und Kämpfen.

Voß.

Der Weg zur Tugend geht durch das Gebiet der Selbstbeherrschung, wozu viel Kraft und Gewandtheit gehört. Glaub' mirs, schrieb daher Gellert,

Glaub' mirs, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen;
Allein in dieser Kunst liegt göttliches Vergnügen.

Der anfangs schmale und steile Tugendpfad erweitert sich mit jedem Schritte vorwärts, und neigt sich zusehends mehr zur sanften Ebene. Mit den größern Fortschritten nimmt die Mühe ab, und die Lust wächst.

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Derselbe.

Möge doch im Kampfe für die Tugend Jeder mehr den Zuruf seines eigenen Herzens beachten: „Muth zu dem, was göttlich ist! — Vollbringe ohne Scheu, mit fester Entschlossenheit, was dein Gewissen heischt! — Gott ist mit dir im Bunde; im Bunde mit dir selbst das bange Gewissen der Bösen; darum wirst du im Kampfe wider sie, und wider alles, was schlecht ist, obsiegen." Nur der Verzagte, der vom eigenen Herzen sich verlassen glaubt, ist in Gefahr zu erliegen.

Seinen schönsten Lohn findet der Tugendhafte für muthig bestandenen Kampf im Erhöhen seiner selbst durch eigenen freien Willen; im Friede Gottes, der über alles Denken sein Herz beseligt; in der frohen Erinnerung an die Vergangenheit; in der heitern Aussicht auf die vergeltende Zukunft; im tröstlichen Bewußtseyn des verdienten göttlichen Beifalls ꝛc.

Da den Geist nicht Irdisches lohnt, und es sich nicht ziemt, daß die Tugend von ihr Verschiedenes suche: so muß sie ganz und gar uneigennützig seyn. Vor dem Richterstuhle des Gewissens hat keine Handlung sittlichen, folglich auch zuverlässig bleibenden Werth, wenn sie nicht aus reiner Achtung für das Gesetz, welches sie gebot, verrichtet, wenn bey derselben nicht von allen Folgen abgesehen wird. Der Mensch muß gut seyn, auch ohne Himmel und Hölle, weil Gutseyn seine Bestimmung ist, und weil Böseseyn seiner vernünftigen Natur widerspricht. Rechtschaffenheit, blos durch die Hoffnung der Belohnung, oder Furcht vor der Strafe bewirkt, ist gerade so viel

werth, als die Sanftmuth oder Freundlichkeit eines Tiegers an der Kette, oder die Unschuld und Züchtigkeit einer Meerkatze unter der Peitsche.

Wer Tugend für Menschenlob, für Erdenlohn, für sinnliche Güter, für allerlei Lebensgenuß übt, kennt ihr Wesen nicht; er will für das Höchste das Niedrigste kaufen, will Kieselsteine eintauschen gegen Perlen. Der Geist kann nur durch Geistiges und Unsterbliches erfreut werden. Wer nur Gutes thut, so lange es ihm vergolten wird, ist ein Selbstsüchtiger, welcher eigentlich nur sich liebt; seine Tugend ist bezahlt. Tugend ist das Höchste, was der Mensch erstreben kann: sie darf also der Lohnsucht nicht untergeordnet werden. Der Weise erringt sich die Fertigkeit, das Heilige in sich zu schauen, und hängt von keinen Bestimmungsgründen ab, die ausser ihm liegen, am wenigsten von Lobsprüchen, womit Schmeichler so gerne den Eiteln berücken.

Tugend verachtet das Lob; mag Ruhm auch immer ihr folgen:
Er begleitet sie nur, wie der Schatten den Leib.

Wie jede Tugend auf sich selbst, so beruht auch wieder jede bürgerliche Tugend auf der häuslichen. Wo es keine häusliche Tugenden mehr giebt, da ist gewiß auch die Nationalkraft abgespannt. Es ist eine Wahrheit, welche die ganze Weltgeschichte laut ausspricht: daß mit den häuslichen auch die bürgerlichen Tugenden verschwinden. Nichts giebt einen sicherern und festern Maasstab für den ganzen moralichen und politischen Werth eines Volks, als der Grad der Achtung, den es den ersten und schönsten häuslichen Tugenden zollt. Aus dem engen Kreise der einfachen und häuslichen Verhältnissen geht jede höhere Tugend des Bürgers hervor. Wer in seinem Schlafgemach und

in seiner Kinderstube glücklich sich fühlt, wird nie an einer Verschwörung, an einer gewaltsamen Staatsumwälzung, oder an irgend einem Hochverrathe Theil nehmen. Wer die süßen und heiligen Bande der Natur frevelhaft zerreißt, wird er die oft lästigen Bande des gesellschaftlichen Vereins willig tragen? — Wird der, welcher an seiner Familie, an Gattin und Kindern zum Verräther wird, mit mehr Treue dem Vaterland anhangen?

Tugend bleibt sich in allen Verhältnissen und unter allen Umständen gleich; wer unbedingt ihr huldigt, der ist stark genug, auch dann sie zu lieben und ihr treu zu seyn, wenn sie seinem zeitlichen Vortheile Abbruch thut. Tugend, wenn sie von allem Zusatze des Eigennutzes rein ist, erscheint als das Höchste im Menschenleben; wer einem Menschen sie raubt, zerknickt ihm gleichsam das Wappen seines Adels und zerreißt ihm Adelsbrief und Stammbaum. Ohne Tugend ist ein ruhiges Gewissen ein Wort ohne Bedeutung, und dem Menschen fehlt die Quelle des wahren Muths, die Quelle des Trostes, wenn ihn die Welt verkennt; ihm fehlt der Anker im Sturme des Lebens, das weicheste Sterbekissen auf dem Todbette, der Himmel im Herzen, ausser dem kein anderer beseliget. Mit der Tugend verläßt der Mensch seinen guten Engel, der ihn festhalten und nicht fallen lassen will. Mag es ihm gelingen, auf Augenblicke sein Gewissen zu betäuben: die Stunde bleibt nicht aus, wo es furchtbar wieder erwachen wird. Der Anklage des Gewissens, des richtenden Gottes im Herzen, auf die Dauer ausweichen wollen, ist vergebliches Beginnen. Man kann den Verrath am Gewissen nicht im Weine ersäufen, nicht in seidenen Kissen verschlafen, nicht mit lustigem Scherze hinweg spotten.

Gott grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
Und dessen Nachgeschmack, die bitt're Kost der Reu'.

Haller.

Man kann gegen Gottes Forderungen so wenig sich sicher stellen, als ihm entfliehen. Die flammende Fackel des Gewissens beleuchtet jedes Verbrechen, so sehr es sich in die Dunkelheit der Nacht einwickeln mag; das Gedächtniß begangener Schandthat wird in den düstern Hallen der Einsamkeit oft nur lauter, und selbst in munterer Gesellschaft peitschen den Bösewicht gerechte Besorgnisse, sein eigener Verräther zu werden. Der Mensch, in dessen Brust eine Hölle brennt, kann nirgends lebensfroh seyn; ein fressend Feuer durchwühlt sein Inneres, wenn um ihn her Alles jubelt. Das zornige Gewissen läßt sich nicht wie ein Kleid ausziehen.

Wie die Tugend dem Menschen, auch wenn er einen Bettlerkittel trägt, Würde giebt; so macht ihn dagegen, auch wenn sein Haupt mit einem Diadem umwunden ist, das Laster vor aller Welt verächtlich und verhaßt. Eine einzige schwarze That wirft einen langen Schatten über des Menschen Leben hin, und brandmarkt bey der Nachwelt sein Andenken. Wer dem Laster leichtsinnig in die Arme sich wirft, und im weichlichen Leben seine Seligkeit sucht, ist ein Wahnsinniger, welcher durch einen Gifttrank seinem Leben längere Dauer geben will. Das Laster ist des menschlichen Lebens größte Plage:

Traurig geht der Bösewicht durch's Leben;
Sein Genuß ist ein verwirrter Traum;
Seine Hoffnung eine welke Blume,
Seine Freude ein entlaubter Baum.
Düster steht er unter Gottes Sternen;

Ach, sein Herz hat keine Freudigkeit!
Schaudernd blickt er nach dem Ziel des Lebens,
Und erschrickt vor seiner Ewigkeit.

Witschel.

Kein Laster, wenn von ihm der Mensch einmal ergriffen ist, bleibt lange allein, weil alle innig mit einander verwandt sind. Jedes trägt den Saamen der übrigen in sich, und wenn nur eines davon im Herzen Wurzel faßt, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut darin Platz nehmen, und Raum und Saft allen edlern Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hier und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, trauern. Schön und richtig hat sich darüber Gellert ausgesprochen:

Freund! wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle;
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt:
Die Hurerei sey kein Verbrechen,
Wird, wenn dein Vortheil es begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht.

Des Lasters breite Bahn führt unvermeidlich in's Verderben, und wer darauf vom Sturm der Leidenschaft unaufhaltsam sich forttreiben läßt; wer es vorzieht, mit der Hölle zu buhlen, und durch Beharrlichkeit im Bösen Hochverrath an der Natur zu üben: der hat seines Daseyns Sinn verlohren; er ist ein starrer Fels auf Gottes Flur; in seinem Herzen ist jede edlere Empfindung erstorben, und des Guten letzter Rest in der Wurzel verdorrt; er ist ein Unglücklicher, dessen endliches Loos die Verzweiflung

ist, gegen welche nur Tugend sichert, von der er im unbegreiflichen Uebermuth sich losgesagt hat.

Wer Lastern sich Preis giebt, verzichtet auf sein Heil; wer ihnen wehren kann, und thut es nicht, der verübt sie; wer sie nicht straft, verschwört sich gegen die Tugend. Kampf für Tugend gegen das Laster ist allgemeine Menschenpflicht, von welcher kein Vorwand losbindet. Lieber nicht leben, als leben ohne Tugend! Lieber sterben, als stehen im Sold der Sünde!

# 17. Denk- Rede- Schreib- und Preß-Freiheit.

Da wir blos durch unsere Vernunft Menschen sind, unsere Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft ist: so ist durch eine nothwendige Folge der Gebrauch dieser Freiheit ein heiliges Recht, das Niemand verletzen darf, ohne Hochverrath an der Menschheit zu begehen. Gott hat uns die Vernunft zum Denken gegeben; wer uns daran hindert, schmäht durch die That den Geber, der da wollte, daß sich unser Geist frei im Reiche der Gedanken bewege.

Zur Menschen- und Volksbildung muß die Denkkraft den Weg bahnen: sie darf also kein Forum über sich erkennen. Die durch sie bewirkbaren Veränderungen sind Wohlthaten und Bedürfnisse. Ohne sie erstirbt das geistige Leben. Der Gedanke muß frei seyn und unabhängig von der Hoheit jedes Machthabers, weil nur dadurch Ausbildung und Erhebung des Geistes möglich ist. Diese Freiheit ist für den Geist, was für das Leben des Leibs der Athem und die Bewegung seiner Säfte. Des Despotismus lächerlichste Gattung ist wohl diejenige, welche auch die innerste Ueberzeugung bestimmen will. Ueberzeugungen unterstehen keinen Hoheitsbefehlen; sie sind die Frucht des unbefangenen Nachdenkens und ruhiger Ueberlegung, und in ihrem Gebiete läßt sich durch Gebote nichts erzwingen. Der Irrthum kann nur von der Wahrheit gerichtet werden; zwischen Wahrheit und Irrthum gilt nur die Entscheidung durch Gründe. Wir müßten die elendesten Skla-

ven, wahre Egyptier werden, welche Kühe und Zwiebeln anbeten, sobald die Freiheit im Reiche der Gedanken den Herrscherstab abgeben muß.

Dem emporstrebenden Geist eine rückgängige Bewegung geben wollen, ist vergebliche Anmaßung. Das Erheben der Thierheit über die Menschheit ist dem menschlichen Geist, was die deckende Erde dem Saamenkorn. Wie die Pflanze, wenn sie einmal die Erdrinde durchbrochen hat, unaufhaltbar dem Licht zustrebt, so der menschliche Geist, wenn ihm einmal sein eigenes Wesen klar geworden, nach seiner höhern Einheit. Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, frei sich zu heben, und muthig die Schranken zu durchbrechen, in welche man unverständig seine Regsamkeit einbannen will. Einmal aufgeregt, kann er unmöglich mehr bey einzelnen Theilen des Wissens stehen bleiben; von edler Neugierde entbrannt, sendet er nach allen Richtungen seine Gedanken aus. Seine Thätigkeit wird durch Hemmungsversuche erst recht lebendig, und das: **Nitimur in vetitum** bewährt sich vorzüglich im Gebiete des Denkens, weil da Verbote nicht an geeigneter Stelle sind.

Wo man den Geist in Fesseln legt; wo man die Wahrheit und Vernunft bekriegt; wo man dem Reiche der Gedanken ein: **Non plus ultra!** aussteckt; mag wohl die Thorheit eine Zeitlang ihren Sieg feiern: aber es schlägt sicher bald die Stunde, wo das Siegesgeschrei wieder verstummen wird. Wie dem Wohlseyn der lebendigen Schöpfung nichts so sehr entgegen ist, als das Stocken ihrer Säfte, so bringt auch den Menschen nichts tiefer hinab, als ein trauriger Stillstand seiner Gedanken. Aber mit desto mehr Anstrengung wird er sich wieder erheben, sobald er, was nicht ausbleiben kann, zum Gefühl seiner Erniedrigung erwacht. Die Geisteskraft, da sie stärker ist,

als jede Gewalt, die sich ihr gegenüberstellt, muß früher oder später als Siegerin aus dem ungleichen Kampf hervorgehen.

Geistesblitze haben noch keinen Staat in Brand gesteckt; dagegen sagt es die Geschichte aller Zeiten laut, daß sich die Menschen überall um so besser befinden, je größer die Thätigkeit des Geistes ist, und je freier sie sich wechselseitig mittheilen können. Geistesfesseln drücken immer schwer, und selbst, wenn der Mensch aus Mangel an Einsicht über den Grund seines Unglücks keine Rechenschaft zu geben weiß, wenn er in seinem Stumpfsinn an das geistliche und politische Sklavenjoch gewöhnt ist, und nichts Besseres kennt: so wird er doch nie die Ruhe und Zufriedenheit empfinden, die derjenige genießt, welcher nach eigener freier Bestimmung sein Leben leitet. Die Unwissenheit war von jeher der Völker Verderben, weil sie Irrthum und thierische Rohheit erzeugt, neben welchen keine öffentliche Wohlfahrt gedeiht. Wie natürlich ists, daß Unwissenheit einheimisch werde, wo man's darauf anlegt, dem Geist die Schwingfedern auszurupfen? — Die großen Herrn sind sehr unrecht daran, wenn sie wähnen, unter unwissenden und rohen Völkern ruhiger zu seyn! Ihre Thronen stehen über einem Vulkan, den ein unvermutheтes Ereigniß zum Ausbruch bringen kann. Reiche sind sterblich, wie einzelne Menschen; die Völker fallen, sobald ihr Geist erlischt. Ein Staat ist seiner Verwesung nahe, der seine Fortdauer auf die Unwissenheit des Volkes baut. Je ungebildeter ein Volk ist, desto mehr gleicht es einer Kugel, die nach allen Richtungen sich schieben läßt. Man kann im Volke das freie Denken nicht ersticken, ohne zugleich jede edlere Betriebsamkeit zu lähmen, wobei Regenten am allerwenigsten gewinnen. Durch Freiheit des Denkens kann unter einer guten Regierung nie Uebels ent-

stehen, weil ihr noch immer Mittel genug zu Gebote stehen, dem freien Forschungstriebe eine heilsame Richtung zu geben, und auf die Resultate des Denkens sich einen wohlthätigen Einfluß zu verschaffen. Was z. B. kann sie hindern, Wahrheitsfreunde in ihren Arbeiten zu unterstützen, durch persönliche Auszeichnungen sie aufzumuntern, und ihre Weisheitslehren ins öffentliche Leben einzuführen? —

Man kann und will nicht in Abrede seyn, daß an sich ruchlose und schädliche Meinungen für philosophische Wahrheiten umgesetzt werden; Meinungen, welche die Fundamente der Sittlichkeit untergraben. Solche Lehren greifen das Wohl des Staates und des Privatlebens an, indem beide nur in der Sittlichkeit die Gewähr ihrer Fortdauer finden können. Aber indem man für Denkfreiheit das Wort nimmt, will man nicht zugleich behaupten, daß Regierungen gegen Grundsätze und Lehren dieser Art gleichgültig seyn dürfen. Sie dürfen allerdings und sollen darüber ihr Mißfallen aussprechen; sie dürfen und sollen das Laster zügeln und strafen, das dadurch gereizt frecher hervortritt; sie dürfen und sollen den erklärten oder angeblichen Verfassern mit Ernst ihre Unbesonnenheit verweisen ꝛc.: nur hüten sie sich vor offenbarer Gewalt, die leicht zu Ungerechtigkeiten führt; indem es sehr schwer ist, in solchen Fällen das rechte Maaß zu beobachten! — Oft schon nahm man als schädlichen Irrthum auf, was an sich rein wahr gewesen, blos weil es den herrschenden Sitten und Vorurtheilen widersprach. So starben Socrates und Christus, die nicht weniger, als gefährliche Neuerer waren. Schärfere Rüge, und allenfalls Verweisung ins Tollhaus, werde denen, die aller Religion und Tugend Hohn sprechen, und in ihren Reden und Schriften schaamlos das Gift der Verführung ausbieten!

Es ist eine unverständige Verkehrung der Dinge,

zum Behufe des Staats den Gedanken zu fesseln, und in bestimmte Schranken einzubannen. Wo das geschieht, da ist Knechtschaft im Anzug. Es ist kein Geistesleben ohne Denkfreiheit, keine Denkfreiheit ohne ungehemmtes Befugniß zur freien Mittheilung des Gedachten. Das Erdenleben ist, wie alles im unermeßlichen Reiche der Schöpfung, ein schreitendes Aendern und Entwickeln für die Einsicht und durch die Einsicht. Größeres, Höheres, Besseres muß kommen, was ohne freien Gedanken-Verkehr nicht möglich ist. Sogar die Verwirrung ist Gährung dazu. Die Regierung, welche das hintertreiben will, greift in Gottes Gerechtsame ein. Mag sie auch im Reiche der Gedanken eine zeitige Stagnation bewirken: ihr Vergehen an den Vorrechten der Menschheit, die keiner Landeshoheit unterstehen, wird sich früher oder später selbst rächen.

Wie ein Gewässer immer freien Abfluß und frische Zuflüsse haben muß, wenn es nicht zum faulen stehenden Sumpf werden soll: so ist es mit dem Geist des Menschen, wenn er sich nicht allseitig ergießen darf. Die Regierung, welche die Denkfreiheit hemmt, beweiset dadurch, daß ihre Zwecke mit dem ewigen Interesse des menschlichen Geistes im Widerspruche stehen. Sie wende doch nicht ein, daß durch Denkfreiheit die Mehrheit der Menschen einer beständigen Ebbe und Flut von widerstreitenden Meinungen Preis gegeben, und der Staat selbst leicht gefährdet werde: die politische Verfassung eines Volkes ist nicht unabänderlich; sie muß sich mit der Volksbildung heben und veredeln. Auch ist ein Staat, den Meinungen umwerfen können, in seinen Fundamenten faul, und keiner fernern Erhaltung werth. Der Geist des Menschen muß, wie alles übrige, seinem Aufgange zueilen, und er behauptet dann erst sein Gewicht, wenn er frei von Commando, und herrischer Kamaschenstellung in Reihe und

Glied da steht. Es ist allgemeine Menschenpflicht, sich wechselseitig zu belehren und zu erziehen, und keine irdische Gewalt darf sie darin stören, weil schlechterdings keine das Recht haben kann, das Streben nach Wahrheit zu unterdrücken, zu hemmen oder willkührlich zu leiten.

Freisinnige, weise und gute Regierungen, die mehr das Wohl der Völker, als ihr eigenes, im Auge haben, dürfen ohne Sorgen dem Getriebe der Meinungen zusehen: je freier und ungestörter in einem Volke der Geist sich bewegt, desto weniger kann sich ein in seinem Fundamente irriges und in seinen Folgen nachtheiliges System erhalten. Wo kein Ansehen der Person, keine zufällige Rücksichten, sondern lediglich das Gewicht der Gründe, und Evidenz gelten: da können Sophisten ihr Glück nicht auf die Dauer machen. Dagegen schleicht sich ohne Reibung der Meinungen der Dogmatismus ein, der noch keinem Staat wohl bekam, wofür die Geschichte spricht. Die ängstlichen Herrn am Staatsruder werden doch wohl nicht im Ernste aufnehmen, was einst Voltaire im Scherze, und hämisch verweisend, sprach: „Es ist nicht gut, daß eine Nation auf den Einfall kommt zu denken; dieses gefährliche Laster muß man den Engländern überlassen!"

Im Gebiete der Meinungen sollte der Staat niemals Partei nehmen, und irgend einem Lehrgebäude ausschließende Sanction geben, am allerwenigsten gegen Meinungen, die ihm nicht zusagen, Zwangmittel vorkehren. Der menschliche Geist läßt sich durch keinen leiblichen Zwang, sondern nur durch sich selbst besiegen. Regierungen verkennen das eigentliche Staatsinteresse, welche, statt Bildung unter das Volk zu bringen, alle Mittel anwenden, es in dumpfer Geistesbefangenheit zu erhalten; welche mit ängstlichen Strafgesetzen das Gebiet des Denkens umzäunen, und dem öffentlichen Unterrichte die engsten Grenzen

vorschreiben; welche durch strenge Bücherverbote aller höhern Einsicht Schranken setzen, und durchaus nicht zugeben wollen, daß Lehren in Umlauf kommen, welche vom Herkommen abweichen, und nicht deutlich das Gepräge des Alten tragen. Die Geschichte aller Zeiten und Weltgegenden liefert unwidersprechliche Beweise, daß Thronen auf Versumpfung der Völker nicht fest stehen. Geistesdruck hemmt den Gang alles Guten, und nichts empört leichter Menschen und Völker, wenn sie einmal in der Bildung so weit fortgeschritten sind, daß sie diesen Druck zu fühlen im Stande sind. Als Beweis mag gelten, was neuerlich in Spanien und Portugal und Neapel geschah.

Im Gebiete der Ueberzeugung hat die Natur nichts der Willkühr überlassen. Das Verbot ist selbst schon ein Reiz. Wer befehlen muß, um recht zu haben, hat zum Voraus unrecht. Die Anwendung gilt besonders in Beziehung auf Religionsmeinungen; diese haben ohngefähr eben das Gepräge, wie die verbotenen Bücher: um sie schnell zu verbreiten, und des größeren Gewinns sicherer zu seyn, darf sich der Verleger nur ein Verbot auswirken. Religionszwang ist das schädlichste, was man sich denken kann, weil er die Urtheilskraft am Heiligsten irre macht, und das Gewissen in Aufruhr bringt. Der Mensch kann unmöglich glauben, ohne zu wissen, warum? — Er muß also das Recht der Untersuchung haben, das ihm keine Kirche nehmen darf. Religionszwang löscht das Licht aus, das der Schöpfer mir zu meinem Dienste gab, und nöthigt mich, dem düstern Schein einer Fackel zu folgen, die mehr blendet, als leuchtet. Man darf sich nicht wundern, daß in Ländern, wo über Religionsangelegenheiten Gewalt entscheidet, eine gewisse allgemeine Stupidität vorherrscht. Wo der menschliche Geist einmal so erniedrigt wird, kann's nicht wohl anders seyn, und der Nachtheil

des gehemmten Denkens muß sich endlich über alle Geschäfte des Lebens verbreiten. Durch Zwangmittel werden zugleich dem gefährlichsten Tugendfeinde — der Heuchelei — die Thore geöffnet. Freie Ueberzeugung ist die Seele der Religion; wo jene mangelt, ist diese ohne Leben, ohne Kraft, ohne Stärke. Wie sollte, was kraftlos ist, die Triebfeder moralischer Handlungen werden? — Und doch muß man sich zu allem verstehen, was die Religion befiehlt. Man nimmt also zur Verstellung seine Zuflucht, und was man nicht von Herzen mitmachen kann, das künstelt man nach, so gut man's vermag. Nur dem ehrlichen Manne kann man beykommen, der sich zeigt, wie er ist. Der Schurke, der sich des Heuchelns nicht schämt, ist sicher und unverletzbar. Muß das nicht Schurken und Heuchler pflanzen? — Wo nun aber dieses moralische Gift in den Charakter aufgenommen ist, wird es bald auch alle übrige moralische Eigenschaften anstecken, und die Religion wird das werden, was sie so vielfältig ist, ein Deckmantel der Leidenschaften, ein Freiheitsbrief der ruchlosesten Sitten. Der Geist kann sich nur bey dem beruhigen, was er als wahr erkennt; das Herz kann nur das lieben, was ihm gut scheint. Der Zwang wird also unfehlbar aus dem Schwachen einen Heuchler, aus dem Muthigen einen Märtyrer machen. Doch schwach oder muthig wird er stets die Ungerechtigkeit der Verfolgung empfinden und darüber sich entrüsten.

Im Menschenrechte und in der natürlichen Macht eines Jeden liegt es, eigener Ueberzeugung zu folgen. „Das gilt vorzüglich in Beziehung auf Religion, schrieb schon vor sechszehnhundert Jahren der ehrwürdige Tertullian (ad Scapul. c. II.), der es schon gar nicht angemessen ist, sich erzwingen zu lassen, weil sie ihrer Natur nach aus sich selbst entspringen muß, da ihre Opfer dem

freien Willen abgefordert werden." Mag immerhin die Aeußerung der Religion, die Darstellung unsers geistigen Verhältnisses zur Gottheit nur in den Formen einer Kirche möglich seyn: Zwangmittel können ihr schon darum nicht zu Gebote stehen, weil Veredlung des Geistes und Herzens neben Gewissens- und Glaubenszwang nicht gedeihen kann. Das Heiligste im Menschen prägt sich nicht bey Allen auf gleiche Art aus, und kann es auch nicht, weil nicht Alle auf gleicher Bildungsstufe stehen, und demnach die Aeußerungen des Heiligsten verschieden ausfallen müssen. Das sah schon Theodorich, der Ostgothen König, ein, der in seinem Bescheid an die Juden bey Cassiodor bestimmt sagt (varior. L. II. c. 27.): „Wir können keine Religion gebieten, weil Niemand gezwungen werden kann, gegen seine Ueberzeugung zu glauben." Man hätte nachher vom Grundsatze dieses Fürsten nie abgehen sollen, am allerwenigsten die Kirche, deren einzige Waffen Unterricht und Gebet sind. Die Herrschaft kirchlicher und bürgerlicher Gesetze hört da auf, wo die unbegrenzte Herrschaft des Gewissens beginnt. Jedem zeigt das eigene Gewissen seinen Himmelsweg; wer ohne innere Ueberzeugung, ohne redliche Zustimmung des Gewissens einen andern Weg geht, der ist sicher unrecht daran. Das bewog einst Heinrich IV. an Herrn von Batz in einem Briefe nachstehendes kurzes Glaubensbekenntniß abzugeben: „Alle diejenigen, welche geraden Weges ihrem Gewissen folgen, sind von meiner Religion, und ich bekenne mich frei zur Religion aller derer, welche rechtschaffen und gut sind." Die Kirche jeder Benennung sollte doch einmal zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß Glaubens- und Gewissenszwang nur erbittere. Pfeffels Worte darüber sollte sich Jeder, besonders wenn er im christlichen Lehramte steht, mit untilgbaren Zügen in's Herz schreiben:

Ein Unsinn ist es, die Vernunft
Von Tausenden, und ihr Gewissen
In eine gleiche Form zu gießen.

Die Geistlichen sollten doch wohl dulden, was Gott selbst duldet, und nicht sogleich eifernd Schloß und Riegel am freien Himmelssaal der Liebe anlegen, weil Ideen umgesetzt werden, für welche ihr Maaßstab zu kurz ist. Sie werden sich's doch wohl nicht einbilden, daß innerhalb den Grenzen ihres Wissens alle Wahrheit liege? —

Bey dem hellen Lichte besehen, ist es bey den Wenigsten Eifer für Gottessache, sondern Lebensgemächlichkeit, was sie unduldsam macht. Sie finden ihre Rechnung besser dabei, wenn der große Haufen allerwärts Ochs ist mit den beiden Hörnern — Unwissenheit und Aberglauben; — man kann ihn daran sicherer fassen und anspannen. Die Bemerkung ist nicht ehrend, aber doch wahr, weil für sie noch immer die Alltagserfahrung spricht. Die natürliche Anwendung ist, daß man bei Ordnung der Religionsangelegenheiten nie alles der Geistlichkeit überlassen soll. — Wenn Moses abwesend ist, macht Aaron — Kälber. Es scheint, als ob noch viele Geistliche an das alte Märchen von einem Himmel tragenden Atlas glaubten, und als ob sie Lust hätten, die Ehre eines so erhabenen Amtes mit ihm zu theilen. Aber sie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten: denn jenes große Gewölbe hat seine volle Sicherheit in sich selbst, und bedarf zum Feststehen keiner so ohnmächtigen Stützen. Liebende Eintracht bey aller Verschiedenheit der Meinungen vermag da mehr, als eigensinniges Festhalten an gegebenen Lehrsätzen. Derlei Eiferer sollten nie vergessen, daß der Glaube nichts tauge, wobei man die erste Christenpflicht — die Liebe — verkennt. Ihnen gelte des schon angeführten Pfeffels Zuspruch:

O möchten sie sich doch belehren lassen,
Daß die Verdammungssucht die größte Ketzerei,
Und daß den Irrenden zu Gottes Ehre hassen,
Die frechste Gottesschändung sey!

Es fällt so recht vor aller Welt ins Lächerliche, wenn solche Leute, die oft gar keine eigene Meinung haben, sich von Amtswegen zu Herrn der Meinungen aufwerfen, und Andere wegen einer bestimmten Meinung tadeln oder verfolgen! Ueberhaupt gemahnt mich Jeder, der mit bitterm Groll im Herzen das Wort für den Glauben nimmt, wie einst Moses auf dem Berge, als er dort zürnend Gottes Gesetz zerbrach. Lebe Jeder seiner eigenen Ueberzeugung, und künde jenen den Frieden nicht auf, die desgleichen thun! Der Glaube ist unrechter Art, wenn er Zwist erzeugt. Das sahen Regierungen zuerst ein; daher der freisinnige Witschel:

Priester schämt euch! aller Zwist der Kirche
Kommt von euch — und Dultung von dem Thron;
Fürsten mußten euch zum Frieden zwingen!
Edle Fürsten! Gott ist euer Lohn.

Möge es nie wieder dahin zurück kommen, daß durch Umtriebe des Priesterstolzes dieser Friede untergehe! Für Wahrheit müssen überwiegende Gründe, nicht Befehle den Ausschlag geben. Wo der Gedanke nicht frei ist; wo der Geist im Schooße blinder Untrüglichkeit sich nicht bewegen darf: ist endliche Versteinerung des Herzens unausbleibliche Folge. Der Mensch, dem man im Wichtigsten das eigene Denken verbietet, und der nur für wahr halten muß, was man ihm vorsagt, wird am Ende zum Automat, und alle Selbstständigkeit, ohne welche der Mensch völlig werthlos ist, geht nach und nach verloren. Stumpfsinn wird sein Loos, und noch nie hat ein Stumpfsinniger Großes vollbracht. Aus sich selbst, und durch sich selbst

muß der Mensch die Wahrheit finden, wenn sie für ihn mehr seyn soll, als ein todtes Eigenthum des Gedächtnisses. Belehrung muß nur dazu dienen, dem Forschungsgeist Anstoß und Richtung zu geben. Wahrheit darf durch Unterricht nicht blos zum Aufbewahren übergeben werden, sondern muß durch eignes Nachdenken zur Ueberzeugung reifen. Wozu kann der reichste Vorrath der herrlichsten Lehren dienen, wenn ihn der Verstand nicht auf Zinsen anlegt? — Mag man es Ketzerei nennen, wenn zuweilen der forschende Geist aus dem Geleise des Herkommens tritt: Ketzer haben oft gegen die Einseitigkeit der Lehre gekämpft, und dadurch die Erkenntniß der ewigen Wahrheiten nach ihrer allseitigen Bedeutung befördert. Bezeichnet man mit diesem Namen Leute, die sich weigern, blind nachzubeten, die mit dem vorhandenen Zustande der Kirche unzufrieden sind, und diese Unzufriedenheit laut werden lassen: so hat's damit nicht sonderlich viel zu bedeuten. Es muß von Zeit zu Zeit solche Leute geben, damit das Gold der Wahrheit sich wieder läutere und verjährte Schlakken abwerfe. Das Wahre kann durch Widerspruch nur gewinnen. Wo keine Opposition ist, entsteht gewöhnlich Stillstand im Forschen; man begnügt sich mit dem Vorhandenen, und aller Wetteifer, der Wahrheit näher auf die Spur zu kommen, und hellere Ansichten ihr abzugewinnen, erlischt. Der anschauliche Beweis liegt in der Geschichte jener Zeiten, wo noch päbstliche Machtvollkommenheit vorwaltete, und über Glaubenslehren Entscheide gab, denen ohne Widerrede alle unter strenger Verantwortung und Strafe sich fügen mußten, so sehr auch die innere Ueberzeugung widerstreben mochte.

Von Allem, was Fesseln scheut, kann überhaupt nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke. Der Druck, der diesen trift, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute

verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Ueber Religionszwang ist bereits zu viel gesagt; wir leben in Zeiten, wo von ihm wenig mehr zu besorgen ist, weil sich das Mittelalter wohl nie wieder erneuern wird. Wer einmal den Ackerbau kennt, läßt sich nicht zu Eicheln zurückbringen. Religionszwang gehört zu den veralteten Uebeln, worüber dermalen, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer deklamiren. Mit der Freiheit der Mittheilung durch Rede und Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, konnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann. Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz gegen Preßfreiheit ausschließend verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn nicht neben einem jeden solchen Gesetze ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen fast ganz und gar unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maaßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. So lange das Lesenlernen nicht verboten wird, hat es keine Noth. Wie viel weniger noch, wenn bis unter den Tartaren und Burmanen Druckereien entstehen? — Dieser Druck, es kann nicht ausbleiben, wird und muß, trotz aller Verbote, allmählich die Völker andern Drucks entledigen, und bis zur wahren Druckfreiheit sich legitimiren. Die Fortschritte oder Rückschritte des Lichts in der intellectuellen und mo-

ralischen Welt sind an Gesetze gebunden, die mit den Polizeymaaßregeln, welche die öffentliche Ordnung gebietet, nichts gemein haben. Preßzwang ist keine haltbare Schanze für Regierungen, um von ihren Völkern politische Freiheit abzuhalten. Wo nach ihrem Dafürhalten zu viel Licht vorhanden ist, bleibt ihnen nur die Wahl zwischen gänzlicher Sultans-Verfinsterung, wozu ihnen der Versuch übel bekommen möchte, und Friedrichs II. Aufhellungsfreiheit. Jedes Volk, das einen gewissen Grad von politischer Reife und Ausbildung erreicht hat, fühlt das Bedürfniß freier Gedankenmittheilung, die kein vorgezogener Schlagbaum zu verhindern im Stande ist. Wo Regierungen und Völker im gleichen Interesse sich vereinigen, ist von entfesselter Denkkraft nur Gutes zu erwarten. Wer nur dann sich groß dünkt, wenn er einem dummen Volke auf dem Nacken stehen kann, weiß wohl nicht, worin wahre Größe bestehe, und es dürfte leicht der Fall eintreten, unsanft herunter geworfen zu werden. Verbote freier Mittheilung durch Rede und Schrift können höchstens erbittern; und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizten gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstand, der nicht nur immer glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Erzeugnisse, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, kommen in Umlauf, weil eine Art von Muth sie vorschiebt; die erbärmlichsten Sudler fangen an für helle Köpfe zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit. Tausend Insekten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit verscheucht hätte, kriechen nun, von der Finsterniß begünstigt, hervor, und setzen in unbewahrten Gemüthern des Volks bis auf den letzten Tropfen ihr Gift ab. Das Gegengift — die Gei-

stesprodukte der Bessern — verliert seine Kraft, weil es meistens in zu kleinen Portionen gereicht, und nicht selten mit dem Gift selbst verwechselt wird.

Geistesbildung und freie Mittheilung der Gedanken durch Rede und Schrift können nicht ohne einander bestehen. Es ist ganz einerlei, ob man das Reden und Schreiben, oder das Denken selbst verbietet, indem sich Niemand die Mühe nehmen wird, zu denken, wenn er das Resultat seines Denkens weder mündlich noch schriftlich ausdrücken darf. Wo das Denken aufhört, oder merklich erschwert wird, muß Geistesbildung schneller oder langsamer zu Grabe gehen. Längst ist es von allen aufgeklärten und denkenden Menschen in Europa als politisches Axiom anerkannt, daß ohne geistige Bildung der Völker öffentliches Wohl ein Unding sey. Unser Welttheil hat seine Ueberlegenheit offenbar gegen die andern nur seiner höhern Geistesbildung zu danken: nur durch sie war das alte Rom gegen die Barbaren mächtig geworden; nur durch sie erhob sich im finstern Mittelalter das Reich des Römischen Priesterthums über die unwissenden Höfe und Nationen Europens; nur durch sie haben England und Frankreich in neuern Zeiten ihren Land und Meer beherrschenden Zepter so hoch über den Welttheil emporgehalten; nur durch sie konnte sich unter dem großen Friedrich der kleine Preußische Staat in die Linie der ersten und stärksten Europens stellen. Je gebildeter und einsichtsvoller die Masse des Volks ist: desto überlegener muß nothwendig der Staat gegen diejenigen seyn, in welchen das Volk nur als Thier und Maschine gilt, und als solche sich bewegt. Da ohne freien Austausch der Ideen und Ansichten keine Volksbildung möglich ist, und einzig durch diesen Austausch nützliche Kenntnisse ein Gemeingut werden: sollte man von Regierungen viel eher

erwarten, daß sie, anstatt ängstlich Gedankensperren anzulegen, kräftig ihm Vorschub geben.

Große Männer, die für Vaterlandswohl glühen, haben die Denk- und Schreibfreiheit nie gefürchtet. Guten Regierungen schaden keine Meinungen, und wo kein Pulver liegt, kann man die Leute ohne Gefahr rauchen lassen. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Fürsten ohne Nachtheil Pasquille auf ihre Regierung an den Straßenecken zum leichtern Lesen tiefer setzen ließen. Nur kleine Gewaltsmänner hassen das Licht, wie Diebe und Freudenmädchen, die im Dunkeln eher zurecht kommen. Der Mann im hohen Amte, der die freie Mittheilung der Gedanken durch Rede und Schrift nicht ertragen kann, und hinter der Schutzwehr des Preßzwanges bey seinem willkührlichen Treiben Sicherheit sucht, gleicht einem gefährlichen Nervenkranken, dem schon die frische Luft Krämpfe verursacht. Es giebt für Regierungen nur eine gefährliche Verschwörung, — die Verschwörung der öffentlichen Meinung, welcher sie nicht nachgeben wollen: wo davon keine Spur sich zeigt, mag übrigens Jeder, was er denkt, auf seine Gefahr und Wagniß schreiben. Man kann dagegen um so weniger einwenden, weil es noch die einzige Art ist, mit seiner Nation zu reden. Wo man nicht aus sich herausgehen darf; wo das leiseste Wort der Klage verstummen muß; wo über jeden freisinnigen Gedanken eine strenge Censur wacht; wo man nur loben soll, was die Landeshoheit verfügt: da ist das Volk übel daran, weil seine Rechte der Willkühr anheimgefallen sind; sogar der Fürst ist dadurch des Mittels beraubt, den Zustand des Landes, die Stimmung des Volkes mit Zuverläßigkeit zu erkennen; er hört und sieht nur mit den Ohren und Augen seiner nächsten Umgebung, denen daran liegt, daß nie ihm etwas unter die Augen komme, was abstoßt, nie

das Gewimmer des zu Boden getretenen Volkes an sein Ohr dringe.

Gehemmter Gedankenverkehr und Preßzwang können unmöglich weder fürs Volk noch für die Regierung, Gutes bewirken. Mag das Verbot noch so streng seyn: hinter stummen Lippen werden die Zähne knirschen, bis sich zum Losbrechen eine Gelegenheit ergiebt, und der Stoff, der sich als Licht mild und still umher gegossen hätte, wird zur wild verzehrenden Flamme sich verdichten. Es kann Regierungen nicht zum Ruhme gereichen, wenn sie die Maxime der Scyten befolgen, die ihren Sklaven die Augen ausstachen, damit sie mit weniger Zerstreuung ihre Handmühle drehen. Durch lange Erfahrungen sollten sie endlich doch zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß Zwanggesetze gegen den durch allerlei Umstände aufgeregten Geist der Völker nichts taugen, sondern nur mißtrauischer und unzufriedener machen. Es wird doch wohl nicht Sünde seyn, sie auf die traurigen Folgen der falschen Staatskunst aufmerksam zu machen, und freimüthig ihnen zu sagen, daß es ehrenvoller sey, über freie Menschen, als über Sklaven zu herrschen? — Es wird doch wohl noch der Wunsch erlaubt seyn, daß das Vertrauen des Fürsten auf die Liebe seiner Unterthanen, und das Vertrauen der Bürger zu dem Wohlwollen der Regierung einander begegnen mögten? — Eine laut gewordene Klage gegen die Regierung ist noch keine Aufkündigung des Gehorsams, und Hinweisung auf das Bedürfniß der Zeit kein vermessener Eingriff in die Hoheitsrechte.

Die Preßfreiheit ist gleichsam das jüngste Gericht für heimliche Sünder, vor welchem sie allein noch erbeben; sie ist das einzige Mittel, die Schleichwege und Verbrechen einer schlechten Staatsverwaltung schnell aufzudecken, und sie zur verdienten Strafe der Schuldigen, und zur

heilsamen Warnung für Andere an den Pranger der Publicität zu stellen; sie allein kann gegen die drückende, im Finstern schleichende Willkühr der Beamten sichern, und in das stehende Wasser des Staatslebens wieder Bewegung bringen; sie ist noch der einzige sichere Wächter bürgerlicher Freiheit, die in der Nacht des allgemeinen Schweigens bald ganz untergehen müßte; sie ist so recht der ehrwürdige und unbestechliche Gerichtshof der öffentlichen Meinung, das wahre Gottesgericht, dem — wie durch ein stillschweigendes Compromiß — Jeder unterworfen ist, und dessen Ausspruch der Gewaltigste scheut. Man wage es, diesen Gerichtshof zu schließen: bald wird Machiavells souverainer Wille das erste Grundgesetz des Staats werden, und der Bürger sein Vaterland verlieren. Wo herrische Willkühr waltet, ist der Name Vaterland ein hohles Wort, und es ist da eben so wenig ein gemeines Wesen, als im Zuchthause. In einem Staate, wo die öffentliche Meinung, und in einem Raume, wo die frische Luft nicht durchziehen kann, muß am Ende alles stinkend werden, und faulen. Oeffentlichkeit allein hält noch die Machthaber in Schranken. Niemand läßt gerne seine unreine Leinwand vor Aller Augen waschen, und die großen Herrn am allerwenigsten.

Daß Preßfreiheit nicht zur Preßfrechheit entarte; daß nicht Mißbrauch der Presse zu frevelhafter Herabwürdigung des Heiligen, oder zur Uebung widerrechtlichen Muthwillens statt finde: ist Sache der Regierung. Das wirksamste Mittel dagegen ist Verantwortlichkeit der Verfasser und Verleger. Findet die Regierung, daß Jemand Aufrühreriſches oder Sittenverderbliches schrieb: dann mag sie ihn zurechtweisen, oder auch strafen. Nichts ist billiger, als daß der Schaden, den Jemand durch Mißbrauch der Presse verübt hat, schnell gerichtet werde, und daß die

heilige Gerechtigkeit der verwundenden Verläumdung, dem böswilligen Empörungsversuch, den muthwilligen Ausfällen auf Religion und Sittlichkeit auf dem Fuße folge; denn wenn diejenigen, welche verläumdet worden, nur in langsamen Prozeßformen recht finden, wenn auf gleichen Wegen diejenigen, welche durch Verbreitung verderblicher Grundsätze verhetzt oder verführt wurden, wieder zurückgebracht werden sollen: würde bald die Preßfreiheit alle Ordnung zerstören, und gleich einem verderblichen Gifte wirken.

Aber Preßfreiheit zügeln, und Preßfreiheit ganz aufheben, sagen nicht das Gleiche. Der Mißbrauch allein ist kein zureichender Grund, die Freiheit zu reden und zu schreiben einzubieten. Menschen können schlechte Reden führen; soll man sie darum stumm machen? Man stiehlt auf den Straßen; soll man darum verbieten auf denselben zu gehen? Der Mißbrauch einer Sache giebt keine Rechte, sie zu vernichten. Oder, soll man darum alle Pferde umbringen, weil es darunter Mähren giebt, welche ausschlagen, und übel zu reiten sind? Soll man sich darum des Nachts nicht zur Ruhe begeben, weil der Räuber sie gebraucht, um den Schlafenden unvermuthet zu überfallen? Soll man darum nie ans Wasser gehen, weil es dem Selbstmörder dazu dient, sich hineinzustürzen? Soll man darum nie ein Feuer anmachen, weil der Ruchlose es unter die Scheune des Bemittelten legt? Soll man sich von allem Gebrauch des Schwerts, des Pulvers, der Magnetnadel, der Buchdruckerei und anderer Künste lossagen, weil damit schon oft großes Unheil gestiftet wurde? — So müßte man selbst dem Heiligsten Abschied geben, und durchaus nichts in der Welt bestehen lassen; weil nichts vom Mißbrauch frei ist. Wie oft schon haben selbst Fürsten und Regierungen ihre Macht

mißbraucht? Darum werden sie doch nicht zugeben wollen, daß man ihnen diese Macht abnehme?

Gegen Mißbrauch der Presse ist Verantwortlichkeit das wirksamste Mittel. Censur taugt gar nichts, und ist, wo Partheien einander gegenüber stehen, in der Hand der Einen gegen die Andern nur eine verwundende Waffe. Eine eingeschränkte Preßfreiheit ist gar keine. Wo Censur herrscht, da ist, was man immer dagegen sagen mag, die öffentliche Meinung gehemmt, in ihren Aeußerungen bedingt, und muß das allgemeine Zutrauen verlieren. Hemmung der Preßfreiheit setzt bey aller Milde eine zugestandene krampfhafte Lage des Staats voraus. Schon die ängstliche Vorsorge ist Geständniß der Gebrechlichkeit. Wo kein brennbarer Stoff ist, hat man sich vor dem Feuer nicht zu fürchten. Wer den öffentlichen Tadel scheut, verwahre sich dagegen durch Rechtthun. Zensurgerichte und Bücherverbote sind Beweise, daß es bey Regierungen nicht am Stoff zum Tadel fehle, und zeugen von Amtswegen vor aller Welt von innerer Schwäche. Durchaus keiner Schwäche geständig seyn wollen, ist die größte, was von Regierungen, wie von einzelnen Menschen gilt.

Wo Preßzwang den freien Gedankenverkehr hemmt, ist der Freistaat der Wissenschaft seiner Auflösung nahe, was einer Regierung so wenig Vortheil, als Ehre, bringt. Verfall eines Staats ist neben aufblühenden Wissenschaften weniger gedenkbar, als neben Unwissenheit und Barbarei; der Beweis geht aus der Natur der Sache hervor, und tritt anschaulich in der Völkergeschichte auf. Jeder Gelehrte wird bald Bedenken tragen, aus sich herauszugehen, wenn er überall Gedankenwachen ausgestellt sieht, mit dem Auftrag, ihn sogleich in Arrest zu nehmen, wenn er etwas von sich hören läßt, das der Regierung nicht convenirt. Im Gebiete der Litteratur muß man sich frei

bewegen dürfen, und von keinen Aufpassern beengt werden, wenn Großes geleistet werden soll. Wo Stümper zu Gerichte sitzen, wird sich wohl jeder überlegene Verfasser hüten, seine Arbeit zur Prüfung und Correctur vorzulegen.

# 18. Erziehung.

Ueber Erziehung zu schreiben, ist eine schwere Aufgabe; es heißt beinahe über alles auf einmal schreiben, weil sie die Entwickelungen einer ganzen, obwohl verkleinerten Welt im Kleinen zu besorgen und zu bewachen hat. Alle Kräfte, womit die Völker arbeiten, oder glänzen, waren früher als Keime unter der Hand des Erziehers da gewesen. „Kein vorhergehendes Werk über Erziehung ist nach J. Pauls Bemerkung mit Rousseaus Emil zu vergleichen. Nicht Rousseaus einzelne Regeln, wovon viele unrichtig seyn können, ohne Schaden des Ganzen, sondern der Geist der Erziehung, der dasselbe durchzieht und beseelt, erschütterte und reinigte in Europa die Schulgebäude bis zu den Kinderstuben herab. In keinem Erziehungswerke vorher war Ideal und Beobachtung so reich und schön verbunden, als in dem seinigen. Basedow wurde sein geistiger Verleger und Uebersetzer in Deutschland." Den Alten galt die Erziehung alles, und sie endigte bey ihnen nicht eher, als das Leben; denn bis unser Blut stockt, schreiten wir fort und zurück, und äußerliche Eindrücke stempeln bis in den Tod den Charakter unserer Seele.

Mit den Wissenschaften der Alten erwachte auch die Liebe zur Erziehungskunst wieder. Je tiefer man in's Heiligthum der Wissenschaften eindrang, desto mehr überzeugte man sich vom Segen der Erziehung. Bald sah Jeder ein, der zu einiger Bildung sich erschwungen hatte: einem Vater könne nichts theurer seyn, als das Wohl seiner Kinder, in denen er nach seinem Tode von Neuem

aufblüht, und eine glückliche Nachkommenschaft sey ein immer grünender Baum auf seinem Grabe; Geschichte und eigene Erfahrung sagten es ihm, daß schon oft Menschen — mit großen Anlagen, starken und feurigen Trieben geboren, und von der Vorsehung zum Segen bestimmt — aus Mangel der Erziehung, zum Fluch für die Welt entartet seyen.

Es wurde daher über Erziehung, besonders seit einem halben Jahrhunderte, so viel gedacht, gesprochen und geschrieben, daß man den Glauben an die Wichtigkeit derselben für erwiesen und bekannt genug halten sollte. Nur weiß ein großer Theil nicht recht, was zu einer guten Erziehung eigentlich erfordert werde, und welcher Mittel man sich zu diesem Zwecke bedienen müsse. Darin kommen indessen alle überein, daß man seine Kinder nicht vernachlässigen dürfe. Es ist dieses ein Urtheil, welches das Herz, das Gefühl für Sittlichkeit und Tugend ausspricht; und übrigens ist der Schade, welcher aus jener Vernachlässigung entspringt, zu auffallend, um sie nicht ohne Bedenken für ein strafbares Verbrechen zu erklären.

Man versündiget sich nämlich durch versäumte Erziehung zuerst an seinen Kindern: statt der freien Entwikkelung ihrer Leibes- und Seelenkräften Vorschub zu geben, statt sie zu brauchbaren und nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft heranzuziehen, statt sie für frohen Lebensgenuß empfänglich zu machen, und für ihr ehrliches Fortkommen in der Welt zu sorgen, statt ihnen die Grundsätze der Weisheit und Tugend tief einzuprägen, und sie für die heiligen Forderungen des Christenthums zu begeistern ꝛc., überläßt man sie wilden und unbändigen Neigungen, oder sucht ihnen etwas anzubilden, wofür sich ihnen die Natur versagt hat, oder läßt ihre schönsten Anlagen ver-

öden, und wendet keinen Fleiß auf Richtung und Ausbildung derselben.

Nicht weniger versündigen sich Aeltern an sich selbst, wenn sie ihre Kinder ohne Erziehung heranwachsen lassen. Man will hier gar nicht in Anschlag bringen, daß sie, wenn ihre Kinder mißrathen, keine Freude, sondern nur Herzeleid erleben; man will nicht erwähnen, daß der so natürliche Wunsch der Aeltern, ihre Kinder glücklich zu sehen, grausam getäuscht wird; aber es ist eine nothwendige Folge der Einrichtung unserer sittlichen Natur, daß wir uns über alles Böse, das wir hätten verhindern können, Vorwürfe machen, so wie wir uns über alles Gute, das durch unsere Sorglosigkeit unterblieb, innig betrüben und gedrückt fühlen. Aeltern bringen sich also, wenn durch ihre Sorglosigkeit ihre Kinder schlecht werden, um manche Lebensfreude, und bereiten sich manchen Kummer; sie sündigen recht eigentlich in ihren Kindern fort, und alles Schlechte, das diese verüben, fällt auf ihre Rechnung.

Endlich wirkt auch Vernachlässigung einer vernünftigen Erziehung noch ungemein nachtheilig auf die gesammte Menschheit. Gleichwie ein einziger edler Mann oft der Segen seines Geschlechtes wird; so richtet auch ein einziger mißrathener Mensch oft namenloses Elend an. Und abgesehen von den nachtheiligen Folgen, welche die Gesammtheit trifft, ist's nicht schon bedauerlich genug, wenn auch nur ein Einziger zurückbleibt, nicht zum Bewußtseyn seiner hohen Würde gelangt, und roh an Geist und Herzen sich und seinen nähern Umgebungen zur Last wird? — Er, der Unglückliche, tritt, weil er doch unter Menschen lebt, mit Andern in Verbindung, und schadet ihnen, wenigstens nutzt er ihnen nichts; er kettet ein Weib an sein Schicksal, und macht es unglücklich; er setzt Kinder auf die Welt, und erzieht sie eben so schlecht, als er selbst erzogen wurde.

O, unsere Sprache ist zu wortarm, um erschöpfend allen Nachtheil zu beschreiben, der aus versäumter Erziehung quillt. Einzig auf einer bessern Erziehung beruht die Hoffnung einer bessern Nachwelt. Der fruchtbarste Boden heischt Bearbeitung, wenn wir den ganzen Ertrag von ihm erwarten wollen. Mit dem menschlichen Geist ist's nicht anders; der fähigste bedarf der Entwicklung und Ausbildung, wenn er sich in seiner Vollkommenheit darstellen, und mit Segen wirken soll.

Damit das Erziehungsgeschäft gedeihe, müssen Aeltern sich vorzüglich Mühe geben, die besondern Fähigkeiten und Anlagen ihrer Kinder zu erforschen, und der Natur gleichsam den Gang abzulauschen, um sie nicht wider ihre Neigung und Fähigkeiten zu einem Stande zu bereden, oder wohl gar zu zwingen, dessen Forderungen sie nicht gewachsen sind. Es giebt der kurzsichtigen und unverständigen Aeltern leider nur zu viele, welche einen flüchtigen Wunsch ihrer Kinder, einst in diesem oder jenem Berufskreise thätig zu seyn, für entschiedenes Talent dazu, und einige zweideutige Beweise von Fähigkeit für innern Drang halten, und nun dieselben Zeit und Geld verschwenden lassen, um sich einem Stande oder Berufe zu widmen, wofür sich ihnen die Natur versagte. Darf man sich nach einer solchen Wahrnehmung wohl wundern, wenn nachher so mancher an seinem Platze nicht leistet, was er soll? — Blinde Aeltern-liebe ist bey der Berufswahl eine schlechte Wegweiserin, wo nur entschiedene Fähigkeiten, und vernünftig geleitete Neigungen den Ausschlag zu geben haben. Man sollte da mehr Lichtwers Regel befolgen:

Der Trieb, den Gott in Jeden schuf,
Ist sein natürlicher Beruf.

Millionen Menschen sind unglücklich, weil ihr Stand in

der Gesellschaft ihrer Anlage widerspricht; weil sie nicht auf der rechten Stelle, entweder zu hoch, oder zu niedrig stehen, und der Kreis ihres Wirkens nicht für sie paßt. Wer seiner Anlage zum Trotz einen widersprechenden Beruf erwählt, oder ihn zu wählen gezwungen wird, der bleibt Taglöhner seines Broderwerbes, und wirkt nichts, oder verkehrtes. Jeder Mensch ist nur irgendwo auf seiner rechten Stelle, und es ist viel werth, diese Stelle zu kennen. Wer seine Geschäfte ohne Lieb' und Geist verrichtet — der ist kein Mensch, er ist Sklav, und ein Joch ist seine Berufsarbeit. Wer seinen Sohn in einen höhern Stand bringen will, sollte nie vergessen, daß der höhere Stand auch mehrere Talente fodere, und größere Gefahren und strengere Verantwortung mit sich führe.

Denke man sich eine Mutter, die ihren Sohn schon in der Wiege zum Geistlichen bestimmt; ein Aeiternpaar, das ungeachtet alles Widerstrebens des Kindes, und ohne einen Funken von Geist und Kraft wahrzunehmen, es frühzeitig den Künsten und Wissenschaften widmet; einen Vater, welcher bestochen von dem Glanze und dem Vortheile, den ein gewisser Stand verspricht, ohne die Anlagen und die Neigungen seines Kindes zu Rathe zu ziehen, ihm seinen Segen verheißt, wenn es seinem Wunsche sich fügt, oder mit seinem Fluche drohet, wofern es bey seinem Sinne verharren wolle: hieße das nicht offenbar das Kind dem gewissen Verderben preisgeben? hieße das nicht absichtlich Hochverrath an der Menschheit begehen, deren Wohl man so wenig achtet, daß man es ohne Bedenken einem solchen, in keinem Fache recht brauchbaren, Halbmenschen anvertraut?

Der Mensch bleibt ein Thier, wenn nicht durch Erziehung das Menschliche in ihm entwickelt und veredelt wird. Wie könnte er in seinem künftigen Berufe Gutes

leisten, wenn ihm die nöthigen Fähigkeiten fehlen, oder man es versäumte, seinen Neigungen frühzeitig eine bestimmte feste Richtung auf das Gute zu geben? Meistens wird Jeder, wozu man ihn erzieht; keine oder schlechte Erziehung kann wohl nichts anderes als Verschlechterung, zur Folge haben, die sich allseitig wieder auf Andere, besonders auf Jene vererbt, die durch engere Familienverhältnisse an ihn gebunden sind. Es kann daher Aeltern und Erziehern nicht nahe genug ans Herz gelegt werden, das Mögliche zu thun, wo es der Bildung und Tugend ihrer Kinder und Zöglinge gilt. Das Geschäft ist schwer und mühevoll, was nicht in Abrede gestellt werden kann, und seinem Gedeihen stehen oft unübersteigliche Hindernisse entgegen. Wer Menschen zur Tugend erziehen soll, muß es aus seinem Innern lernen, was er thun soll; schweigt dieses in ihm, so kann ihn keine Belehrung zu diesem Geschäfte fähig machen. Das: **Nemo dat, quod non habet**, hat besonders im Fache der Erziehung seine volle Anwendung; man muß selbst haben, wovon man Andern mittheilen soll. Was das Geschäft noch mehr erschwert, ist der Umstand, daß der Acker des Herzens, welcher angebaut werden soll, oft so verwildert und mit Unkraut bewachsen, der Sinn für Wahrheit und Ordnung und Pflicht oft so schwach und stumpf ist, daß alle Mühe vergebens, alle Anstrengung fruchtlos zu seyn scheint. Indessen ist es nicht minder wahr, daß Ungeduld sich dieses Geschäft nicht selten erschwert, und Eigenliebe da schon Früchte verlangt, wo sie nach den natürlichen Gesetzen einer allmähligen Entwicklung noch nicht seyn können, und wo es unreife und ungenießbare Frucht seyn würde, wenn sie wirklich da wäre.

**Mens sana in corpore sano** ist das Strebeziel aller guten Erziehung; ihr Zweck ist zugleich physisch und

moralisch, und körperliche und geistige Kräfte sollen durch sie Entwickelung und Richtung bekommen. Sie leistet, was sie soll, wenn sie den Zögling dahin bringt, daß er ohne fremde Leitung mit Sicherheit in der Welt ehrlich sich fortbringen, und an eigener Vervollkommnung arbeiten kann. Gute Aeltern, auch in den niedrigsten Volksklassen, können da über alle Erwartung wohlthätig wirken, indem sie durch Wort und Beispiel, und durch vernünftige Behandlung ihrer Kinder, mit desto mehr Erfolg vom Bösen sie entfernt halten, und zum Guten anleiten, je kräftiger ihren Bemühungen das kindliche Vertrauen entgegentritt. Bey der körperlichen Erziehung halten sie sich an die sichern Winke der Natur, vermeiden mit gleicher Sorgfalt Zwang und Verzärtelung, und vernachlässigen durchaus nichts, was der freien Entwickelung des Körpers zuträglich ist. Wie indessen der Geist hoch über dem Körper steht, so ihre Sorgfalt für die geistige Bildung ihrer Kinder über ihrer körperlichen Pflege. Gern thun sie ihrer Seits das Möglichste, ihre Kinder in Stand zu setzen, daß sie der Zucht entlassen, sich selbst beliebig fortzubilden, und brauchbar in jedes menschliche und bürgerliche Verhältniß, in das sie von der Vorsehung gerufen werden, eintreten können. Ihnen liegt alles daran, daß ihre Kinder frühzeitig richtig denken und empfinden, und vernünftig handeln lernen; darauf sind alle ihre Lehren und Zusprüche berechnet, denen sie, um den Weg zum kindlichen Herzen nicht zu verfehlen, wohlbedächtlich das entsprechende Beispiel zum Geleite geben. Ihr Grundsatz ist, ihren Befehlen weniger durch Strafe, als durch Sanftmuth Folge zu geben, um nicht ohne Noth die Kleinen zu kränken oder zu erbittern, und durch herbe Zwangmittel ihre natürlichen Anlagen und Charakterzüge zu verschieben. Das weiche Kinderherz ist

geneigter, Lehren zu befolgen, die ihm vorerst durch schonendes Benehmen liebenswürdig gemacht werden. Härte erzeugt Heuchler oder Starrköpfe. Verständige Aeltern sind daher nur gegen solche Vergehungen ihrer Kinder unerbittlich streng, die eine Verdorbenheit des Charakters verrathen, nachsichtig hingegen und schonend, soviel es ohne Nachtheil geschehen kann, gegen die Fehler des jugendlichen Muthwillens und der Unbesonnenheit. Ihre Kinder sollen sich bey Zeiten daran gewöhnen, fest und selbstständig zu handeln, was sicherer erzielt wird, wenn sie durch Fehler Schaden leiden, und durch Leiden zur Weisheit gelangen, als wenn sie immer nur einem Führer zur Seite gehen, der sie nicht fallen läßt. Eines der wirksamsten Mittel, bey ihren Kindern Charakterfestigkeit zu begründen, besteht darin, sie über Manches, was ins jugendliche Leben eingreift, um ihre Meinung zu fragen, und nie es ihnen übel zu nehmen, ihre eigene zu haben. Nirgends ist Zwang weniger an seiner Stelle, als im Reiche der Meinungen, in welchem auch das Kind sich gern frei bewegt. Auch ohne Zwang stehen klugen Aeltern hundert Mittel zu Gebote, die schiefen Ansichten und Urtheile ihrer Kinder zu berichtigen.

Mehr noch, als die Geistesbildung ihrer Kinder, liegt ihnen die Cultur ihrer Herzen nahe, wobei sie sich an die Regel halten: nicht sogleich mit dem Anbaue der edeln Triebe, sondern vorerst mit dem Ausschneiden der schlechten anzufangen. Ist einmal, denken sie, das Unkraut verwelkt oder ausgezogen; dann richtet sich der edlere Blumenflor von selbst kräftig in die Höhe. Ihren Bemühungen, das weiche Kinderherz zu zügeln, und ihm auf die Tugend eine feste Richtung zu geben, kömmt die Kraft der Religion trefflich zu statten. Ueberzeugt, die Religion müsse dem sittlich Guten die Weihe geben, wenn

es bleibend werden soll, wenden sie ihre angelegensten Sorgen darauf, sogleich, als sich bey ihren Kindern die erste Spur der Empfänglichkeit offenbart, die heiligen Lehren und Vorschriften des Christenthums in ihren Herzen niederzulegen, und es ihnen bey jeder Gelegenheit anschaulich zu machen, wie mächtig sie selbst von demselben ergriffen seyen. Lehren, vom älterlichen Beispiele unterstützt, widersteht auf die Dauer kein unverdorbenes Kinderherz.

Das kindliche Leben und Gemüth kann nicht frühe genug für Religion gewonnen werden. Es erst später mit dem Heiligen bekannt machen, heißt das Böse unterdessen von dem Herzen Besitz nehmen lassen. Das Herz des Menschen darf nie leer stehen; und wenn den erwachenden Empfindungen des Vertrauens, der Dankbarkeit, der Zuneigung, der Ehrfurcht im kindlichen Gemüthe nicht die Richtung auf das Höchste und Heiligste gegeben wird, damit der junge Erdenbürger sich schon frühe gewöhne, sich über die Erde und dahin zu erheben, wo er die reine Schönheit und den Adel seiner Natur anerkennt: so wird ihm in spätern Lebenstagen die Religion selten innige Angelegenheit des Herzens und Lebens werden. Das menschliche Herz ist nun einmal so beschaffen, daß es in sich selbst verödet, wenn es nicht schon früher von etwas Höherem in Besitz genommen wird. Ohne Religion geht es Aeltern im Erziehungsgeschäfte, und ihren Kindern, wie dem Menschen überhaupt bey einseitiger Cultur des Kopfes und Herzens. Erst durch den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit erscheint ihnen das Sittengesetz in jener Würde, welche allein geeignet ist, unwiderstehlich ihren Geist zu binden, und die Gefühle ihrer Herzen auf die Dauer in Anspruch zu nehmen.

Die Forderung an Aeltern, sich durch einen vernünftigen Religionsunterricht das Erziehungsgeschäft zu er-

leichtern, enthält nichts, was sonderlich schwer wäre. Die Heilslehre, wie sie uns durch Jesus gegeben ist, ist so deutlich, als einfach; was wir von Gott zu wissen brauchen, kann jedes Kind fassen, und das übrige begreifen die größten Denker nicht. Die Wahrheit: es ist ein Gott, der das Gute will, und es ewig belohnt, liegt nicht tief, und reicht hin, kräftig das kindliche Gemüth zu ergreifen, und ihm auf alles, was recht und gut, und Gott wohlgefällig ist, eine feste Richtung zu geben. Lehren, die mit dieser Wahrheit verwandt sind, oder davon abgeleitet werden können, dringen sich bey reifern Jahren entweder von selbst auf, oder erhalten in Schulen und Kirchen dem jedesmaligen Alter ꝛc. angemessene Erläuterung.

An die häusliche Erziehung reiht sich die öffentliche in Schulen. Beide müssen im Einklange wirken, wenn Gutes erzielt werden soll. Schulbildung gedeiht nicht ohne älterliche Handbietung. Soll des Kindes geistige Kraft vom Schullehrer durch stufenweisen Unterricht entwickelt und erhöht werden: so muß das Kind die Liebe zum Unterricht schon von Hause in die Schule mitbringen, und diese mit dem Bewußtseyn wieder verlassen, daß es nach seiner Heimkunft über das Erlernte den liebenden Aeltern werde Rechenschaft legen müßen. Es bedarf keines sonderlich scharfen Blickes, um aus der Lernbegierde und den Fortschritten der Kinder in der Schule mit Zuverläßigkeit auf ihrer Aeltern Unterstützung und Nachhilfe zu schließen.

Eine gute Schule macht bald eine gute Gemeinde; durch sie allein wirds den Bewohnern möglich, dem Stande der Rohheit sich zu entheben, und mit bessern Geist und Gedeihen im angewiesenen Beruf thätig zu seyn. Mit der Unwissenheit und Dummheit tritt gewöhnlich die Bos-

heit in Bund, und wo dieser einmal fest abgeschlossen ist, bleiben alle Versuche zur Verbesserung fruchtlos. Ein tüchtiger Lehrer, der seinen Beruf liebt, ist also in jeder Gemeinde eine sehr wichtige Person, welche den Verdienst. orden, wenn auch nicht auf, so doch im Herzen trägt. Mag er vom großen Haufen wenig geachtet werden; um so mehr werden diejenigen ihn achten und ehren, welche seinen eben so segensvollen als müheseligen Beruf zu würdigen wissen. Wo diese wenigen Edlern fehlen, und Hans Rind an der Spitze einer Gemeinde steht, um mit ihr gegen alles Bessere hartnäckig anzukämpfen, und nichts gegen das Herkommen zuzulassen: da ist der Jugendbildung der Markstein gesetzt, und man kann den Schullehrer nur bedauern, dem die Vorsehung innerhalb einer solchen Gemarkung, seinen Wirkungskreis anwies. Unter solchen Umständen wird es wohl Jeder verzeihlich finden, daß noch in neuerer Zeit ein Schullehrer seinen Beruf gegen das weniger mühsame und einträglichere Schweinhirtenamt austauschte. Siehe Henkes Rel. Annal. I. B. 1 St. n. 13.

In der Schule liegt sogar des Staates Größe. Vergeblich macht eine Nation auf den Ruhm wahrer Cultur Anspruch, so lange nicht der Unwissenheit und Rohheit der gemeinen Volksklassen, welche die Wurzel und der Stamm einer Nation sind, durch zweckmäßige Bildungsanstalten kräftig gesteuert wird. Volkserziehung gehört daher zu den ersten Angelegenheiten des Vaterlandes, und Schulanstalten sind von Seiten der Regierungen und Obrigkeiten keine Gnadensache, sondern Erfüllung strenger Pflicht, und von Seiten des Volkes ein Gemeingut, von dem keine Bürgerklasse, ohne schreiende Ungerechtigkeit und unverkennbaren Verlust für den Staat, ausgeschlossen werden darf. Blicken wir umher im eigenen Vaterlande, in der Gegenwart und in der Vergangenheit; wie viele Namen begeg-

nen uns überall im Glanze des wohlverdienten Ruhms und der wohlthätigsten Wirksamkeit; ausgezeichnete Staatsmänner, Beamte, Religionslehrer, Aerzte und Schriftsteller, welche, ausgeschlossen von öffentlichen Lehranstalten, für Staat und Kirche verloren wären! — Volksbildung kann da unmöglich blühen, wo sich die Regierungen darum gar nicht bekümmern, oder wohl gar, um willkührlicher herrschen, und bey tadelhaften Handlungen desto unbemerkter bleiben zu können, absichtlich die bestehenden Lehranstalten niederhalten. Die Männer am Staatsruder, wenn ihnen das öffentliche Wohl am Herzen liegt, sollten nie vergessen, daß die Wirksamkeit eines tüchtigen für seinen großen Beruf erglühten Schullehrers wohlthätiger, tiefer eingreifend und allgemeiner umfassend sey, als die des eifrigsten Beamten.

Die Wichtigkeit öffentlicher Lehr- und Erziehungsanstalten leuchtete schon den ältesten Völkern ein, die sich dem Stande der Rohheit einigermassen entschwungen hatten, und ihren Regierungen wurde bessere Bildung der Jugend bald eine der wichtigsten Angelegenheiten, auf welche sie ihre Sorgen wenden zu müßen glaubten. Besonders waren es die Griechen und Römer, bey welchen schon frühzeitig das Schulwesen den Staatsgesetzen unterworfen wurde. Sogar im finstern Mittelalter fehlte es nicht an Fürsten, die für öffentliche Lehr- und Erziehungsanstalten eingenommen waren, und den Lehrerstand mit Auszeichnung behandelten. Merkwürdig ist in dieser Beziehung Karls des Großen Beispiel, der die Lehrer, welche das Volk bilden, für eben so wichtig hielt, als die Krieger, die es gegen auswärtige Feinde vertheidigen, und die Richter oder Obrigkeiten, die es durch Handhabung der Gesetze wider gegenseitige Beleidigungen schützen. Zu bedauren ist es, daß der Geist dieses großen Kaisers von

seinen Nachfolgern wich. Die natürliche Folge war, daß im anhaltenden Strom politischer Gährungen das noch im Werden begriffene Schulwesen wieder fast ganz untergieng. Höchstens blieben noch an Stiftern und in Klöstern dürftige Lehranstalten, von welchen aber nur die Vornehmen und Reichen vortheilten. Die große Masse des Volks blieb noch fast überall Jahrhunderte lang ohne Schulunterricht, und eingebannt auf eine geist- und gehaltlose Religionslehre, die ihr in Kirchen von Geistlichen mühsam eingetrichtert wurde. Wenn es in der Folgezeit in Städten besser wurde, so blieb das Landvolk noch lange verwahrlost. Erst nach der Kirchentrennung wurde im deutschen Vaterlande das Bedürfniß allgemein fühlbar, durch Schulunterricht zur bessern Bildung des Landvolkes den Grund zu legen. Bald wurde nun überall das Bestreben rege, in das öffentliche Erziehungswesen einen bessern Geist zu bringen. Regierungen und Gelehrte, Amtleute und Geistliche boten sich wetteifernd die Hand, den Schulen jene Einrichtung zu geben, welche dem Bedürfniß der Zeit und dem hohen Zweck der Menschenbildung zusagten.

Deutschlands Regierungen gebührt das Lob, daß sie zuerst für Bildung guter Schullehrer durch Seminarien oder Musterschulen, und durch Schulconferenzen und Umsetzung guter Schulbücher sorgten, was bey Gelehrten den Wetteifer weckte, durch periodische und andere Erziehungsschriften das Interesse für Volksbildung zu nähren und stets noch höher zu steigern. Das Schulwesen gewann vorzüglich durch die Bemühungen der edeln Kinderfreunde Basedow, Wolke, Resewitz, Salzmann, Campe, Rochow, Zerenner, Olivier ꝛc. Aber zu bedauren war, daß ihre Pädagogik einseitig blieb, meistens nur vom Gesichtspunkte der Verstandesaufklärung ausging, und dadurch Karakter und Haltung verlor. Zum Glück wurde das

Gebrechen bald durch Vater Pestalozzi geheilt, der mehr den ganzen Menschen ins Auge faßte, und die Weckung, Entwickelung und Stärkung seiner ursprünglichen Kräften durch die einfachsten Bildungsmittel zu den Anfangspunkten aller Elementarbildung machte, und besonders dafür sorgte, daß mit dem Verstand des Kindes sein Herz gleichen Schritt hielt. Den für die Sache der Menschheit glühenden Mann leitete die Ueberzeugung: weise und gut zu werden, sey der Zweck unseres Lebens, und durch Tugend uns für eine höhere Brauchbarkeit in jener Welt zu bilden, sey das Ziel unserer Wallfahrt hienieden. Wie ihm in der Schule aller Mechanismus zuwider war, weil er den Geist tödtet; so war es ihm nicht minder zuwider, wenn man schon aus Kindern Vielwisser machen wollte, und sie mit den Früchten der Erkenntniß so voll fütterte, daß eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Widerspruch und Unglauben nicht wohl ausbleiben konnte. Er hielt es für einen unverzeihlichen Mißgriff im Fache der Erziehung, weniger der sittlichen Bildung, als der dürren Entwickelung der Geistesfähigkeiten Vorschub zu geben. Gut seyn, und es mit jedem Tage mehr werden, das sollte nach seinem Wunsche in der Schule des Kindes erste und wichtigste Aufgabe seyn. Reiche Kenntnisse frommen nicht, wenn nicht ihr Licht den Weg zum Guten erhellt, und wenn nicht reiner Pflichteifer ihre Frucht ist.

Wo die Bemühungen solcher Männer von den Regierungen kräftig unterstützt wurden, erscheint die Volksbildung, und mit ihr das Wohl des Landes auf einer merklich höhern Stufe, als da, wo noch von Oben Unterrichts- und Erziehungsanstalten wenig beachtet, und weniger noch begünstiget werden. Man sollte nicht glauben, wenn es nicht die Erfahrung verbürgte, wie wohlthätig in kurzer Zeit durch zweckmäßige Bildungsanstalten auf

ein ganzes Volk eingewirkt werden könne. Der deutlichen Wahrnehmung ungeachtet, besteht indessen doch da und dort noch der Wahn: des Staates Wohlfahrt beruhe ganz allein auf der Gesetzgebung; wobei man wohl nicht bedenkt, daß der Staat unter jeder Form eine sehr unbehülfliche Maschine werden müßte, wenn sie nicht durch die Einsicht, den guten Willen und die Tugenden der Mehrheit des Volkes in Bewegung gesetzt würde, wozu wenig Anschein vorhanden ist, wo das öffentliche Erziehungswesen am Boden liegt. Das Gesetz kann wohl der Einsicht nachhelfen, aber sie nicht allein ins Daseyn rufen; es kann wohl den bösen Willen schrecken, nicht aber in einen guten verwandeln. Handlungen der Humanität unterstehen keinem gesetzlichen Zwang, und gedeihen nur unter der sorgsamen Pflege eines weisen Erziehers, oder nach Vollendung derselben. Wo aus Mangel an Bildungsmitteln der Volksgeist verkrüppelt ist, da sieht man sich meistens vergeblich nach großen und schönen Thaten um. Ein unwissendes und rohes Volk kann nie ein glückliches Volk seyn, man wolle denn es für ein Glück halten, daß es aus lauter Dummheit nicht einsieht, daß es unglücklich sey.

Die Gesetzgebung soll der Volksbildung Anstoß und Haltung geben; kann aber ewig nie ihren Mangel ersetzen, vielweniger ohne sie des Landes Wohlfahrt begründen. Ohne gute Schulen und Bildungsanstalten schwankt jeglicher Staat auf unsicherem Fundamente, weil es ohne sie beym Volke an Empfänglichkeit für weise Gesetze fehlt, und am Willen sie zu vollziehen, den kein Zwang hinlänglich ersetzt.

Ein Land, in welchem das gemeinsame Wohl aller Bewohner der Regierung als höchstes Gesetz gelten soll, ist daher sehr übel daran, wenn es zu einem Militairstaat

umgeschaffen wird. Was kann da für Volksbildung und öffentliche Wohlfahrt Bedeutendes geleistet werden, wo durch Aufwand auf Soldatenspiele und Waffenübungen die Kräfte des Landes erschöpft werden, und wo man die Schule höchstens noch als ein Triebwerk der Politik würdiget? Wer wird noch Lust haben, sich dem schönen Berufe der Jugendbildung zu unterziehen, wo die Schullehrerseminarien nur da zu seyn scheinen, für die Regimenter taugliche Unteroffiziere heranzuziehen? — Wer möchte nicht lieber sein Vaterland zur Schule, als durch stehende Heere zur Caserne werden sehen, deren Erhaltung alle Quellen des Nationalgutes erschöpft? — Auf jeden Fall wäre dem Lande mit einem einzigen Regiment tüchtiger Schullehrer besser gedient, als mit Hunderttausenden in glänzender Waffenrüstung, welche im Frieden die Kräfte des Landes zum Kriege aufzehren, und die Sitten verderben, in welchen jeder Staat die sicherste Gewähr seiner Fortdauer findet.

Allgemeines Wohl hängt mit Volksbildung zusammen, und der Staat verkennt sein wahres Interesse, wenn von ihm Volksbildung wenig oder gar nicht beachtet wird. Wo der Volksgeist erstarrt, muß jedes Gemeinwesen zur unbehülflichen Maschine entarten. Aber in jedem Lande wird auch Volksbildung eine schiefe Richtung nehmen, wo die Regierung selbst das Detail der Bildungsanstalten anordnet, anstatt die schon bestehenden Anstalten kräftig zu schützen, zu ihrer Verbesserung aufzumuntern, ihre zweckmäßige Benutzung zu betreiben, und jede gute Methode frei sich entfalten zu lassen. Der Analogie zwischen Regierungskunst und Pädagogik ungeachtet sind gewiß eben so wenige Staasbeamte in die Geheimnisse der Pädagogik, als Pädagogen in die Geheimnisse der Politik eingeweiht. Eine weise Regierung überläßt Schulsachen lieber geeigneten

Stellen, als ihren Civilbeamten, die sich damit nur nebenher befassen können, weil eine Menge fremdartiger Geschäfte ihnen zugewiesen ist, die ihnen wenig Zeit übrig lassen, mit Erfolg auch noch Geschäfte zu besorgen, die außer ihrem Berufskreise liegen. Die Grenzen aller im Staat befindlichen Anstalten müssen geschieden bleiben, wenn von ihnen geleistet werden soll, wozu sie da sind. Es ist gleich ungereimt, wenn der Amtmann Schule halten, oder der Schulmann amtiren will. Der Schullehrer treibt ein Geschäft des Geistes, das er nur mit eigenem Geiste recht betreiben kann. Die Gesetzgeber befassen sich nicht damit, vorzuschreiben, nach welcher Manier das Mahlen, die Musik, das Tanzen, Fechten, Reiten ꝛc. gelernt werden soll; und sie wollten beym Jugendunterricht den Kreis bestimmen, in welchem der Lehrer sich bewegen darf, und durch einen unabänderlichen Plan sein Wirken zu binden? Es bedarf in der Schule Lehrer, die ihr Fach verstehen; wie sie wieder Andere belehren sollen, das ist ihre Sache. Die beste Lehrart, für jede Schule, muß vom jeweiligen Lehrer ausgehen. Sey der Schulplan, den man dem Lehrer vorzeichnet, noch so gelehrt, und noch so wohl ausgesonnen: er wird allein geringen Vortheil gewähren, wenn der Lehrer selbst nichts taugt. Der Lehrer muß, um genügend den Forderungen seines wichtigen Berufes zu entsprechen, seinen Erziehungsplan mit dem Temperament, mit den Fähigkeiten, Neigungen und Umständen seiner Zöglinge in richtiges Verhältniß stellen, und, was Hauptsache ist, seinem Unterricht im eigenen Beispiel ähnlich seyn. Gleichung der Mittel und der Erfordernisse ist für gute Erziehung wesentlich. Allgemeine Regeln passen nicht immer für Alle. Lehr- und Erziehungsmethode muß das Resultat eigener Erfahrung seyn. Tugend des Lehrers ist der beßte Unterricht, weil

Hang zum Nachahmen reger Trieb jeden Kindes ist. Nicht das Wissen allein machet Weisheit aus. Der Lehrer kann dem Kinde nicht Fähigkeiten geben, die es nicht hat; aber durch eine geschickte Verknüpfung der Umstände und Objecte, die auf Sinne und Seele wirken, werden schlafende Fähigkeiten entwickelt. Und das ist Geist der Erziehung. Wie viele und schmackhafte Früchte vom guten Baume, so zeugen große Fortschritte der Jugend im Gebiete des Wissens und der Sittlichkeit von einer guten Schule, abgesehen von jedem bestimmten Lehrplan, wodurch der Lehrer meistens nur beengt wird. Wer vom Geiste seines Berufes lebendig ergriffen ist, bedarf keiner Richtung von Aussen.

Bey den sogenannten Schulreformen, wofür von Regierungen so viel versprechende Plane vorgezeichnet sind, ist nicht alles Gold, was glänzt. Heuchelei hat oft mehr Theil daran, als guter Wille, und es ist dabei meistens mehr auf blendenden Schein, als auf die Sache selbst abgesehen. Gewöhnlich begnügt man sich mit Verbesserungen, die wenig oder nichts kosten, und die auf der Oberfläche des Schulwesens liegen bleiben; man flickt neue Lappen aufs alte Kleid, überzieht den vorgefundenen Schlendrian ein bischen mit neumodischen Firniß, und lächelt dann schalkhaft, so es durch scheinbaren Eifer für die gute Sache gelingt, wie von jeher, dem Volke die Früchte besserer Erkenntniß und Bildung vorzuenthalten, um sicherer von seiner Geistesbefangenheit und Unwissenheit Gewinn zu ziehen. Volksväter verrathen Schwäche, die schon vor dem Gedanken zittern, daß einst ihre Kinder allein laufen lernen möchten, und ihre Politik scheint mehr in der Kunst zu bestehen, die Menschen zu täuschen, als in der Kunst, sie zu regieren.

Das Wohl jeglicher Gesellschaft beruht auf besserer

Bildung ihrer Glieder. Nur ein roher Mensch entzieht sich ohne Bedenken weisen Anordnungen, und widerstrebt Befehlen, die zum Besten des Vereins gegeben sind, dem er angehört. Von dieser Ueberzeugung geleitet, haben Volkshäupter die Jugendbildung schon in der grauen Vorzeit zu einem Hauptgegenstand ihrer Fürsorge gemacht, und nur falsche Politik konnte in der Folgezeit ihnen diesen Gesichtspunkt verschieben. Mögen sie durch das Beispiel der Beduinen in Afrika, die wir, stolz auf höhere Bildung, Barbaren nennen, heilsam beschämt werden! So tief uns die Bildungsstufe erscheint, auf welcher diese angeblichen Barbaren stehen: so bleiben doch ihre Kinder nicht ohne Unterricht, der vielleicht natürlicher, als in mancher europäischen Schule, ist. Merkwürdig ist, was darüber Zschokke im Oktoberhefte 1821 seiner Ueberlieferungen erzählt. „Der Beduinen Lager, sind des Erzählers eigene Worte, werden in der Figur eines halben oder ganzen Zirkels aufgeschlagen, und mit Hürden umgeben. In der Mitte steht etwas erhabener das Zelt des Anführers in komischer Gestalt; nicht weit davon zwei andere leere, deren eins zur Aufnahme für Fremde, das andere zum Schulhalten bestimmt ist. Mit Anbruch des Tages begeben sich die Kinder in das Schulzelt, und sprechen dort ein Gebet, das an einer Stange hängend auf einer hölzernen Tafel aufgezeichnet ist. Sie haben einen eigenen Lehrer, der sie arabisch schreiben, und Sprüche aus dem Koran lesen und auswendig lernen läßt. Der Unterricht geschieht in der höchsten Geduld und Sanftmuth, denn Zwang oder Züchtigung würden die freien Söhne der Wüste nicht ertragen. Der Lehrer wird wie ein gemeinschaftlicher Vater von seinen kleinen Schülern geachtet und geliebt. Ist der Unterricht geschlossen, kommt jedes einzelne Kind, bedankt sich, und küßt den Lehrer.” Wie

manche europäische Dorfschule steht noch im weiten Abstande hinter diesen Beduinenschulen zurück? — Basedow machte in seiner Philalerhie den Vorschlag, 30 unerzogene Kinder in einen Garten einzuzäunen, sie ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen, und ihnen nur stumme Diener, die nicht einmal Menschenkleidung hätten, zuzugeben, und es dann zu Protokoll zu bringen, was dabei herauskäme. Wie manche unserer Dorfschulen gleicht einem solchen Garten? In wie mancher entbehren die guten Kinder fast alle Bildung? Wie dürftig, und oft sogar verkehrt, ist in mancher der Jugendunterricht? Wie wenig wird in den meisten für sittliche Bildung geleistet? Wie kann sittliche Bildung da gedeihen, wo oft ein leidenschaftlicher Lehrer kein Bedenken trägt, durch rohe Ausfälle und Schandstrafen im fehlenden Kind das Ehrgefühl, diesen Keim des geistigen Lebens, zu ertödten? — Ehrtrieb ist zur Ausbildung der vollendeten männlichen Humanität, was bey dem zu sanftern Lebensverhältnissen gebornen Weib die Schaam ist; aus ihm entwickeln sich die lieblichsten Blüthen der Sittlichkeit, wenn er durch Religion zur reinen Selbstachtung hinaufgesteigert wird: er kann daher im Kind nicht sorgsam genug gepflegt werden. Wenn schon der Staat nur Handlungen, nicht Menschen ehrlos erklären sollte, außer da, wo er mit der Ehre zugleich das Leben abspricht; weil Ehrlosigkeit Vertilgung der Menschheit ist: so ist es noch sündlicher, schon da im weichen Herzen des Kindes das Ehrgefühl durch Schandstrafen zu ersticken, wo auf geistige Veredlung desselben alles hinwirken sollte. Das mußte wohl Gedike nicht reif genug erwogen haben, als er Lehrern und Erziehern den Rath ertheilte, von strafbaren Kindern einen Aufsatz über begangene Fehler ausarbeiten zu lassen. Erzwungene Selbstbeschämung ist mehr geeignet, aus Kindern Heuch-

ler zu machen, als ihre wahre Besserung zu begründen. Man giebt sich vergebliche Mühe, zur Tugend sie heranzuziehen, wenn ihr nicht das lebendige Gefühl angestammter Menschenwürde zur festen Unterlage dient.

Jugendunterricht ist nur dann rechter Art, wenn der Zögling dadurch an Einsicht und Tugend gewinnt, und mit fester Selbstständigkeit handeln lernt. Mit dem Ernste der Gründlichkeit beim Unterricht vertragen sich also keine Tändeleien, weil dadurch der Charakter Kraft und Haltung verlieren würde. Kinder, denen man alles spielend beibringt, gewöhnen sich daran, und wollen hernach alles spielend treiben. Bey der geringsten Anstrengung sehen sie unübersteigliche Berge vor sich, und verlieren allen Muth. Alles der kräftigen Jugend recht leicht machen wollen, heißt darauf sinnen, recht leichte Anker zu schmieden. Wenn nicht auf dem Acker recht tiefe Furchen gezogen werden, kann die Aussaat unmöglich gedeihen. Mit dem Kind ist es nicht anders, wenn nicht aus der Tiefe seines Geistes durch mühsamen Unterricht die schlummernde Denkkraft heraufgewühlt, und mit beharrlicher Kraft der Sinn für alles, was recht und gut ist, geweckt und gesteigert wird. Jugendbildung darf so wenig oberflächlich, als einseitig, seyn, was da und dort tiefere Beherzigung verdiente! —

Um ihre Kinder gegen einseitige Bildung zu verwahren, und ihr noch unverdorbenes Herz gegen die Gefahren der Verführung sicher zu stellen, glaubten daher einst vornehmere und vermöglichere Aeltern wohlzuthun, sie irgendwo in einer klösterlichen Erziehungsanstalt unterzubringen. Sie dachten wohl nicht daran, daß der Mensch, in großer Entfernung von der Welt erzogen, viel lüsterner nach den Genüssen werde, und, vom Zauber unbekannter Dinge berauscht, leichter sich ins Verderben stürze,

als wenn er früher mit allen Gegenständen und Beziehungen des Lebens genau bekannt gemacht wird. Das Eitle und Nichtige der Weltfreuden sieht man viel besser auf drei, als auf tausend Schritte. Die Gebilde der Phantasie sind meistens über die gemeine Wirklichkeit erhaben, und ziehen stärker an. Dadurch wird begreiflich, wie es komme, daß die Früchte einer solchen Erziehung nicht selten von so kurzer Dauer sind, und daß der Zögling sich nachher für erlittenen Zwang oft so ungebunden durch Ausschweifung zu entschädigen sucht.

Später entstanden auch eigene weibliche Erziehungsanstalten, weil man es unbillig fand, weniger für Bildung der Töchter, als der Söhne zu thun, und man der einen Hälfte der Jugend nicht ferner entziehen wollte, was längstens für die andere geschah. Diese Anstalten mögen allerdings wohlthätig für solche Mädchen seyn, die sonst nirgends Erziehung finden, sondern ohnedem einer traurigen Verwahrlosung und Verführung Preis gegeben wären; aber ist nicht schon in sich der Begriff einer öffentlichen Anstalt für weibliche Erziehung im Widerspruche mit der weiblichen Bestimmung? — Des Mannes künftiger Wirkungskreis ist draußen in der Welt, im Treiben und Drängen der Menschen und ihrer Stände. Dort sey also seine Schule.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Anders ist es mit dem Weib. Der künftige Schauplatz ihrer Größe ist das häusliche Familienleben; dieses sey

demnach des Mädchens Schule. Das Leben in der Familie ist ein ganz anderes, als in öffentlichen Erziehungsanstalten.

Im Hause waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn ꝛc.

Das alles lernt sich besser unter mütterlicher Aufsicht und Leitung, im traulichen Familienkreise, als in der vortrefflichsten weiblichen Erziehungsanstalt. Ein Wink, ein Wort der verständigen und zärtlich liebenden Mutter ist belehrender, und spricht kräftiger das weiche Herz der Tochter an, als stundenlanger Unterricht aus dem Munde einer Lehrerin, welche mit dem glühendsten Berufseifer und mit der gewandtesten Lehrweisheit nicht ersetzt, was allein das zarte Mutterherz zu leisten vermag. Und welchen Ersatz für das mütterliche Beispiel, in allseitiger Beziehung auf Familienangelegenheiten und häusliche Geschäfte, kann am beßten Justitut eine Tochter finden? Wohl mag sie da sich Kenntnisse und Kunstfertigkeiten holen, wie sie die Mutter nicht geben kann; wohl mag sie da zu allen Manieren feiner Lebensart abgerichtet werden, um einst damit in vornehmen Gesellschaftszirkeln zu glänzen: das alles vollendet weder die gute Gattin, noch die gute Mutter und Hausfrau. Gelehrtheit ist nicht des Weibes Sache, so wenig Ueberbildung sie empfiehlt. Tref-

fend ist von Schiller des gelehrten Weibes Bild in nachstehenden Versen gezeichnet:

Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben,
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen.

Meistens verderben gelehrte Kenntnisse das Herz der Weiber, wie Zuckerwerk den Magen der Kinder. Die süßen Schmeicheleien, die sie damit erjagen wollen, sind ein Gift, welches der Bescheidenheit unvermeidlichen Tod bringt.

Man wundere sich nicht über den Wechsel der Sitten bey der großen Verschiedenheit der Erziehung und des Unterrichts! Wo man sich noch immer so unstät auf dem weiten Gebiete der Pädagogik herum treibt, erwartet man vergeblich Einheit des Benehmens nach festen Grundsätzen. So lange noch Erziehungs- und Unterrichtsanstalten weiter nichts, als Dressiranstalten, sind, wo für Geist und Herz so gar wenig geleistet wird, da wird es so bald nicht besser werden. Neben Verwahrlosung des Herzens ist jede andere Bildung werthlos, und nicht selten verderblich. Einzig dadurch wird der Kreislauf wechselnder Sitten, und sein gewöhnliches Drehen um drei Geschlechter begreiflich. Da sich meistens das Erziehungsgeschäft nach dem Vermögensstand richtet, und man so oft neben vornehmer Erziehung eigentliche Herzensbildung entbehrlich glaubt: so ist nach den Gesetzen der Wechselwirkung zwischen Erziehung und Wohlstand des letzteren Sinken und Steigen unausbleibliche Folge.

Dieses Steigen und Sinken, und Sinken und Steigen des Wohlstandes, dieser Kreislauf wechselnder Sitten

ist eine Erscheinung, die überall sehr gewöhnlich ist, weil die Natur überall unter gleichen Umständen den gleichen Weg nimmt. Der Vater z. B. arm, aber emsig, immer auf Plane sinnend, und standhaft im Ausführen, erwirbt mühsam, sammelt, spart; sein Vermögen wächst täglich, anfangs langsam mit Pfenningen, mit Kreuzern, dann mit Groschen und endlich mit Gulden. Schon erweitern sich seine Grundstücke; zahlreichere Heerden bedecken seine Waiden. Seine Capitalien mehren sich, und seine Schuldner fürchten den Tag, wenn er die Rechnungen ausschreiben läßt. Ehrgeizig geworden, will er nun, daß sein Sohn durch Erziehung Kenntnisse bekomme; er schickt ihn auf die hohe Schule, dann auf Reisen: er läßt ihn allenthalben anständigen Aufwand machen; er hat das Vergnügen, im Wiederkehrenden einen gebildeten jungen Herrn zu erblicken und stirbt. Der Sohn im Wohlstande geboren, vornehm erzogen, und geübt in allen Künsten feinerer Lebensart, wird vom Ehrgeiz getrieben, in einer höhern Sphäre zu wandeln. Doch früh zu jenen Fertigkeiten gewöhnt, wodurch sein Vater sich Reichthum erwarb, läßt er sich auf den Wegen des Vergnügens von Klugheit begleiten, und weiß Aufwand mit Oekonomie zu verbinden. Seine Häuser, seine Gärten, seine Geräthschaften, seine Kleider verkündigen den geschmackvollen, aber auch den betriebsamen Mann; gleich begierig nach Ehre und Gewinn, nach Vortheil und Genuß, richtet er seinen Blick auf ein öffentliches Amt. Die Erfüllung seines Wunsches erzeugt immer wieder einen neuen, und sein Streben, stets höher zu kommen, kennt keine Schranken mehr. Entzückt von der politischen Laufbahn, überläßt er nun der Gattin die Sorge für seine Kinder ganz; eine zu schwere Sorge für sie, da ohnehin schon auf ihr die Last der Haushaltung ruht. Mit Eifer fängt sie an,

kämpft, strengt sich an, aber sie wird irre, zagt, jammert, verzweifelt, läßt alles gehen, wie es geht; die Söhne genießen laut ihres Sieges, herrschen, schwärmen, toben. Zu spät erkennt der Vater, zu spät bereut er, daß er zu seinen Kindern keine Hoffnung haben kann. Nun sucht er Trost außer seinem Hause, grämt sich über seine Fehlrechnungen und stirbt. — Sein Sohn blos gewöhnt zu genießen, ungeübt seinen Geist oder seine Hände zu brauchen, wähnend, daß er des Reichthums für sein Leben genug besitze, Feind von Geschäften, von Sorgen, und von jeder Anstrengung, unklug, von keinem Gewissen zurückgehalten ꝛc. durchrennt er wild die Laufbahn sinnlichen Vergnügens, ohne Gefahr zu ahnen, ohne Kosten zu achten, ohne die Folgen zu beherzigen. Plötzlich stockt der wirbelnde Kreis, und vor ihm liegt der Abgrund des Verderbens, an welchen eigener Leichtsinn ihn hinführte. Seine Häuser und Geräthschaften, seine Felder und Gärten, sein Vieh, alles wird verkauft, und kömmt in fremde Hände. Jetzt, da Reichthum ihm nicht länger Achtung verschafft, ist allgemeine Verachtung sein wohlverdientes Loos, und sogar die wenden sich spottend von ihm, die vorhin seinen Lastern schmeichelten, und als angebliche Hausfreunde so oft an seinem Tische sich sättigten. Mit dem Bewußtseyn, nie etwas Würdiges gethan zu haben, drängt er sich fortan in die niedrigsten Gesellschaften, um sein schreiendes Gewissen zu betäuben, bis endlich der Gram nach und nach seinem erbärmlichen Leben ein Ende macht. — Zu schönern Aussichten geboren, begleiten ihn seine Kinder in Lumpen zum Grabe, werden dann bey einem strengen Herrn in die Lehre, oder in Dienst gegeben, und lernen da, was zu ihrem wahren Besten dient. So zur Arbeitsamkeit, Lebensordnung, Sparsamkeit und allem Guten herangezogen, befolgen sie wieder des Aelter-

vaters Plan und werden nützliche Menschen, und liefern den anschaulichen Beweis, daß gute Erziehung fester, als eine reiche väterliche Erbschaft, des Menschen Fortkommen in der Welt begründe. Der Mensch wird meistens, wozu er erzogen wird. Ohne gute Erziehung ist großer Reichthum dem Menschen, was dem leichtsinnigen und unachtsamen Kind ein scharfes Messer ist, das ihm von ungefähr in die Hände fällt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keller, Georg,

Katholikon für Alle unter jeder Form das Eine

Aarau 1824
Ph.pr. 709 sb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040987-2